12 114

DIE GROSSEN
ENTDECKUNGS-
REISEN

DIE GROSSEN ENTDECKUNGSREISEN

REDIGIERT VON
PROFESSOR H. WALLENGREN

Alle Rechte vorbehalten.

GEFION-VERLAGS
POPULÄRWISSENSCHAFTLICHE SERIE

DIE GROSSEN ENTDECKUNGSREISEN

REDIGIERT VON
PROFESSOR H. WALLENGREN

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773
Wa5167458

GEFION-VERLAG * BERLIN
KOPENHAGEN · MALMÖ · AMSTERDAM

Druck: Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68.

DIE GROSSEN ENTDECKUNGSREISEN

REDIGIERT VON
PROFESSOR H. WALLENGREN

Pol. Tow. Geograficzne w W-wie
BIBLIOTEKA CENTRALNA
12114

NH-67699/TMK

Es war nicht die Absicht, in diesem Werk eine vollständige und zusammenhängende Übersicht über die vielseitige Geschichte der Entdeckungsreisen zusammenzustellen, sondern nur einzelne verstreute Schilderungen von der mächtigen Forschungsarbeit zu geben, die dazu geführt hat, daß die Erde jetzt endlich vom Nordpol bis zum Südpol, vom Westen bis zum äußersten Osten kartographisch festgelegt ist. Es gibt kaum noch eine Küste, zu der die Entdeckungsreisenden nicht gelangt sind, und auch kaum ein Land, das sie nicht durchwandert haben. Durch die Urwälder der Tropen, über Steppen, durch Wüsten, über Berge und Höhenzüge, durch Schnee und Eis haben die Reisen geführt, und in der allerletzten Zeit haben Luftschiff und Flugzeug die Möglichkeit eröffnet, auch zu den am schwierigsten zugänglichen Orten zu gelangen.

Der geographische Horizont, der ursprünglich nicht über die Grenzen des Heimatlandes hinausreichte, hat sich ständig erweitert und umspannt jetzt die ganze Erde.

Mai 1928.

Hans Wallengren.

DER GEOGRAPHISCHE HORIZONT.

„Alles wird zu seiner Zeit vergehen", heißt es in einem alten Wort. Die großen Weltkulturen haben ineinandergegriffen und sich in einer langen und ununterbrochenen Reihe seit jenen Tagen abgelöst, als die Paläste und Pyramiden an den Ufern des Euphrat und Nil gebaut wurden. Heute noch findet man ein feingesponnenes Netz von Verbindungslinien, das die ganze Erde umschließt. Zwar hat man vielfach auf der Erde alte Kulturen gefunden — man kann sie an einzelnen Stellen in Indien und China z. B. noch heute finden —, da nämlich, wo man, mit sich selbst beschäftigt, ohne Wunsch und Gedanken an seine äußere Entwicklung lebte. Diese Kulturen mögen so eigenartig, so lebenstüchtig gewesen sein, wie sie wollen, in dem großen Zusammenspiel der Kulturen muß man sie doch außer Betracht lassen. Sehen wir also von diesen „Kulturinseln" ab, so tritt die weltgeschichtliche Entwicklung als eine ununterbrochene Reihe von Kulturen hervor, deren Mittelpunkte im Laufe der Zeiten wechselten, je nachdem ein neuer geographischer Faktor — mag es nun ein Binnenmeer oder einer der großen Ozeane gewesen sein — seinen Einfluß geltend machte.

Mit der weltgeschichtlichen Entwicklung ist gleichlaufend eine Erweiterung des geographischen Horizontes vor sich gegangen. Diese Erweiterung verlief nicht gleichmäßig vorwärtsschreitend, sondern kam überwältigend wie eine Offenbarung und führte wenigstens zwei kritische Perioden herauf, in denen die Welt, d. h. die Kulturwelt, plötzlich sich erweiterte und dadurch neue Kräfte zur Bildung einer größeren

zivilisatorischen Einheit auslöste. Das eine Mal war es das Mittelmeer, das nach den Eroberungen Alexanders und während der Römerherrschaft den Rahmen für jegliche Kulturentfaltung darstellte, das andere Mal waren es die Ozeane, die durch die großen Entdeckungsreisen zu Beginn der Neuzeit den gewaltigen Schauplatz der Entwicklung bildeten. Beide Vorgänge wollen wir genauer betrachten.

Die ersten Kulturen und die ersten großen Weltreiche entstanden an Flüssen, hinter deren Ufern sich endlose Wüsten erstreckten. Die Flußtäler des Nil sowie des Euphrat und Tigris boten in dieser Beziehung wohlgeeignete Stätten. Im Schutze der sie umgebenden Wüsten hatten die Menschen hier Gelegenheit, eine friedliche Tätigkeit auszuüben und den Boden zu bestellen. Keiner, der ihnen feindlich gesinnt war, konnte ihnen zunahe treten. Damit war die Voraussetzung für ein kulturelles Wachstum des Menschengeschlechts gegeben. Welche der beiden Kulturen älter ist, die ägyptische oder die babylonische, mag hier von untergeordneter Bedeutung sein. Eine unbestrittene Tatsache ist es dagegen, daß die Expansion, die weitere Verbreitung der Kultur, ihren Ausgang vom Euphrat aus genommen haben muß. Die Weltherrschaft Ägyptens war nur von kurzer Dauer, während Babylon der eigentliche Mittelpunkt des Orients wurde und es auch weiterhin blieb — eine üppige und lebhafte Großstadt durch lange Jahrhunderte!

Natürlich waren die assyrisch-babylonischen Weltreiche ausgesprochene Landmächte. Ebenso konnte das Perserreich, das sie ablöste — an sich das bestbegründete Weltreich, das die Geschichte, wenn man das frühere Rußland ausnimmt, aufzuweisen hat —, nur durch seine vorzüglichen Verbindungslinien, die es zu Lande besaß, zusammengehalten werden. Bald aber fingen die Einflüsse des Meeres an, sich geltend zu machen. Der Euphrat beschreibt in seinem Oberlauf einen Bogen nach Westen. Da, wo er dem Mittelmeer am nächsten kommt, mußte notwendigerweise ein weltgeschichtlicher Ver-

kehrsweg entstehen. Die Küstenstrecke, wo dieser Weg endete, konnte nichts anderes werden als die Heimat eines seefahrenden Volkes. Hier wohnten die Phönizier, deren Schiffe nach allen Ländern des Mittelmeeres und noch darüber hinaus segelten. Das gab den Anlaß zu einer ungemein großen Ausdehnung des geographischen Horizontes, wenn auch die Phönizier über keine so große Landmacht verfügten, daß sie die politischen Folgerungen daraus ziehen konnten. Das geschah erst, als die Kulturwelt durch die Macht der Römer um das Mittelmeer, den neuen geographischen Mittelpunkt, gesammelt wurde.

Mehr als ein halbes Jahrtausend lang blieb das Mittelmeer das zentrale Meer, zu dem alle Welt hingezogen wurde. Von hier strahlten Wege nach allen Himmelsrichtungen aus. Und im Laufe der Zeit begann auch der geographische Horizont, sich über die Landesgrenzen langsam auszudehnen. Römische Expeditionen bahnten sich einen Weg den Nil aufwärts durch die Sahara bis zum Sudan, und selbst das gewaltige Zentralasien wurde durchwandert und die Verbindung mit dem fernen Osten eingeleitet.

Dann aber kam der Zusammenbruch! Die straffe Organisation des Römerreiches wurde schlaffer, um sich bald ganz aufzulösen, — wenn auch der Schein aufrechterhalten wurde und der Gedanke einer Weltwirtschaft seine Macht über die Geister noch das ganze Mittelalter hindurch bewahrte.

Mit dem Niedergang des Römischen Reiches verfielen auch die prächtigen Straßen, die Handelsbeziehungen wurden abgebrochen, der Horizont schrumpfte ein, die Welt wurde kleiner. Aber das Mittelmeer blieb doch das Kulturmeer, das Meer aller Meere, auch nachdem das Volk des Islam, das ein tiefes Interesse für die Schiffahrt besaß, von seinen südlichen und östlichen Küsten Besitz ergriffen hatte. Die beiden italienischen Hafenstädte Genua und Venedig waren die großen Handelszentren des Mittelalters und beherrschten den gesamten Welthandel. Von diesen Städten wie von

Italien überhaupt gingen die meisten Reisenden aus, hauptsächlich Mönche und Kaufleute, welche die langen Wege durch das große Asien wanderten und merkwürdige Erzeugnisse und Kunde von den Völkern im Osten mit nach Hause brachten.

Als aber der Handel gegen Ende des Mittelalters auf den vom Mittelmeer ausgehenden Wegen auf größere Hindernisse stieß, trieb die Unternehmungslust den Menschen, sich neue Wege zu suchen — und dadurch kam der große Umschlag. Sowohl die Völker des Ostens wie des Westens, Mohammedaner wie Christen, alle hegten dasselbe Entsetzen vor den Ozeanen — „den dunkelen Meeren". Nur im Norden gab es Männer, die Normannen, welche sich furchtlos auf Züge über die großen Wasser hinauswagten und fern hinter den Weiten des Meeres auf fremde und fruchtbare Länder stießen. Die Reisen nach dem Weinland hätten epochemachend werden können, wenn sie mit größerer Tatkraft durchgeführt worden wären und wenn die Kenntnis von ihnen sich mehr verbreitet hätte. Aber der Norden lag zu jener Zeit in dem alleräußersten Kreis der Zivilisation, und so war bald jede Erinnerung an die Reisen vergessen. Erst als die Flotten Südeuropas begannen, über die Ozeane auszuschwärmen, geschah die große Umwälzung; die Welt wurde mit einem Male größer, die Ozeane wurden erobert.

Bis um das Jahr 1400 war die Westküste Afrikas nur bis zur Sierra Leone bekannt; dann aber erfuhren die Dinge eine große Beschleunigung. Das Jahrzehnt 1480—1490 wurde überaus ereignisreich. Kaum hatte es angefangen, als portugiesische Schiffe an der Mündung des Kongo ankerten, und es war noch nicht vollendet, als man den ganzen Erdteil umsegelt hatte. Nicht lange danach war der große Ozean, der sich im Westen Europas ausdehnt, besiegt. Man erreichte die andere Küste des Atlantischen Ozeans. Ehe drei Jahrzehnte vergangen waren, kannte man seine westliche Begrenzung vollständig und war an ihr von Labrador im Norden bis zum Feuerlande

im Süden entlanggesegelt. Daß jenseits dieses Landes ein weiterer großer Ozean zu finden sei, davon ahnte man lange Zeit hindurch nichts, ja, selbst als man bereits die Panamalandenge überschritten hatte und abermals auf ein Meer stieß, glaubte man fest, daß nun Indien nur noch ein kleines Stückchen Weges entfernt liegen mußte. Jeder nährte die Auffassung, daß das Meer im Westen Amerikas ein Stück des Indischen Ozeans sei. Aber auch diese Illusion verging, als Magelhaens quer über den Ozean segelte, der sich zur allgemeinen Verwunderung als eines der größten Meere erwies und daher „Großer" oder „Stiller Ozean" genannt wurde.

Zwischen der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus und der ersten Erdumsegelung liegt nur eine Zeitspanne von knapp dreißig Jahren, eine Tatsache, die wirklich geeignet ist, Erstaunen zu erwecken. Man beutete die neuentdeckten Länder aus, soweit ihre Reichtümer leicht zugänglich waren, man erschloß sie in dem Maße, wie das — z. B. bei Südamerika — von natürlichen und leicht zugänglichen Wegen erleichtert wurde. Aber darüber hinaus wurden nicht sehr viele, wenigstens keine erfolgreichen Entdeckungsreisen in dieser Zeit zu Lande ausgeführt.

Es waren die Seefahrer, welche die wirklich großen und folgenreichen Entdeckungen machten. Immer mehr Nationen Europas beteiligten sich schließlich an diesem Wettstreit.

Noch im 17. und 18. Jahrhundert herrschten die Seereisen vor. Ein großes Rätsel harrte der Lösung und hielt die Geister in Spannung. Soweit wie möglich hatte man immer vermieden, sich allzu weit von den bekannten Küsten zu entfernen. Darum blieben auch die südlichen Teile der Ozeane lange Zeit unbefahren. Man stellte sich hier jedoch eine „Terra australis incognita", ein „unbekanntes Südland", vor, dessen Dasein man für absolut notwendig hielt, damit es das Gegengewicht zu den großen und bekannten Landmassen der nördlichen Halbkugel bilde. Teile dieses unbekannten Landes glaubte man in den Umrissen zu sehen, die weit hinter der

Magelhaensstraße sowie süd- und südöstlich des malaiischen Archipels auftauchten. Nach und nach wurden diese deutlicher. Das südamerikanische „Südland" verkleinerte sich zusehends, und selbst „Australien" d. h. Südland, das man wirklich im Indischen Ozean fand, erwies sich als von recht bescheidener Ausdehnung. James Cook war es, der als Erster durch seine Seereisen Klarheit über die südliche Halbkugel verbreitete.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren die Küstenlinien der Kontinente im wesentlichen bekannt. So konnte es vor allem ein Jahrhundert der Landreisen werden. Und in der Tat gab es noch genug geographische Rätsel, die lockten und darauf warteten, gelöst zu werden. Das Innere Afrikas war so gut wie unbekannt. Dort sammelte sich das Interesse um die Erforschung der Riesenflüsse Nil, Niger und Kongo sowie der zahlreichen Binnenseen. Die wenig gastfreundlichen Steppen Australiens wurden durchkreuzt, und die Bergländer und endlosen Sandwüsten Zentralasiens wurden das Ziel großer wissenschaftlicher Expeditionen. Dazu kamen noch die unerforschten Teile der Ozeane, die Polarmeere im Norden und Süden. Im folgenden Jahrhundert wurde der Hauptzweck der Reisen in diese Gegenden die Erforschung der Pole selbst; zwar hatte man vor dieser Zeit sich bereits Klarheit darüber verschafft, daß der wesentliche Teil der Nordpolkalotte aus Meer bestände — wenn auch nicht aus offenem Wasser, wie man ehemals angenommen —, während man am Südpol Land fand, allerdings von ganz anderer Art als das „Südland", das man einst zu finden erwartete.

Wir haben nun gesehen, wie der geographische Horizont im Laufe der Zeiten erweitert wurde. Unsere Kultur umspannt jetzt die ganze Erde, wenn es auch in unserem geographischen Wissen noch immer Lücken auszufüllen gibt. Ständig zeigen sich neue Probleme, die eine Lösung fordern. Es gilt, die Zusammenhänge zwischen den Bodenverhältnissen der einzelnen Kontinente zu verstehen und zu erklären; die Tiefen

der großen Ozeane sollen erforscht werden usw. Jede Landschaft hat ihre eigene Entwicklungsgeschichte, und es kommt der Wissenschaft zu, sie zu klären. Die Berglandschaften und die Täler haben sich nicht auf dieselbe Art gebildet. Die Oberfläche der Erde mit ihrem Reichtum an organischem Leben bietet eine Mannigfaltigkeit von Rätseln, die alle ihrer Lösung harren. Eine Zeit der Forschung — der Spezialforschung, wenn man will — nimmt ihren Anfang.

In großen Zügen kennen wir jetzt das „Antlitz" der Erde. Aber wer denkt daran, was es für Kämpfe gekostet hat, so weit zu kommen?! Eine Kampfeszeit, reich an Großtaten und Heldenmut, liegt hinter uns. Der Mensch hat den Sieg errungen, wenn er auch oft unter den Lasten zusammenzubrechen drohte.

Die Geschichte der großen Entdeckungsreisen ist die Schilderung dieser Niederlagen und Siege. Eine Reihe einzelner Bilder aus dieser Geschichte wollen wir auf den folgenden Seiten aufzeichnen.

DIE ERDMESSUNG IM ALTERTUM.

Zu den ersten wissenschaftlich gebildeten Geographen in der Geschichte der Zivilisation pflegt man die Philosophen zu zählen, die sich zu der sogenannten jonischen Schule in Kleinasien rechneten.

Anaximandros von Milet (etwa 550 v. Chr.) war nach den Überlieferungen der erste, der eine Erdkarte zeichnete. Aber ebensowenig, wie wir diese erste Weltkarte rekonstruieren können, ebensowenig vermögen wir uns eine bestimmte Vorstellung davon zu bilden, wie sich Anaximandros die Form der Erde dachte. Wahrscheinlich hat er jedoch die Erde als einen geneigten Zylinder angesehen, der im Mittelpunkt des Universums angebracht war und auf dessen Oberfläche die Menschen lebten. Aber nicht lange danach (um 530 v. Chr.) wurde zum ersten Male die Behauptung von Pythagoras aus Samos aufgestellt, daß die Erde eine Kugel sei, und in den folgenden Jahrhunderten brach sich diese Lehre in der allgemeinen Meinung mehr und mehr Bahn. Doch war es erst der berühmte Philosoph Aristoteles, der Lehrer Alexanders des Großen, der die entscheidenden und ewig gültigen Beweise für die Richtigkeit dieser Behauptung erbrachte. Seit Aristoteles ist die Kugelform der Erde eigentlich niemals bezweifelt worden, wenn sich auch im frühen Mittelalter hier und da ein Anlauf dazu zeigte.

Nachdem man über die Form der Erde Klarheit erlangt hatte, lag es nahe, daß man anfing, auch über ihren Umfang nachzudenken. Aber es dauerte doch ziemlich lange, ehe man eine Methode fand, die genügend sichere Ergebnisse zeitigte.

Die Weltkarte des Ptolemäos.

Die früheste bekannte Zahl in der Erdmessung sind 400 000 Stadien, und zwar wird diese Zahl von Aristoteles angegeben, der aussagt, daß die „Mathematiker" von der Erde glaubten, daß sie diesen Umfang besäße. Wer diese Mathematiker waren, davon erwähnt er kein Wort, auch nicht davon, wie seine Gewährsleute gerade zu diesem Ergebnis gelangten. Unter allen Umständen ist die Zahl jedoch sehr übertrieben.

Etwas besser Bescheid wissen wir über einen anderen Versuch, die Erde zu messen, den Dikäarchos, ein Schüler des Aristoteles, unternahm. Als Ausgangspunkt für seine Arbeit wählte er die Abmessung der Entfernung zwischen den Städten Lysimachia am Hellespont und Syene am Nil im oberen Ägypten (dem jetzigen Assuan). Lysimachia wurde im Jahre 309 gegründet und 281 v. Chr. zerstört, so daß innerhalb dieses Zeitraumes also die Messung vorgenommen wurde. Sie war auf folgender Überlegung aufgebaut: Über der Stadt Syene am Wendekreis steht das Sternbild des Krebses zu derselben Zeit im Zenit wie das Sternbild des Drachens über der Stadt Lysimachia, die mit ihr auf dem gleichen Meridian liegt. Der Abstand zwischen dem Kopf des Krebses und dem des Drachens bildet einen Bogen, welcher ein Fünfzehntel der Peripherie des Himmelsgewölbes ausmacht. Also mußte die Entfernung von Lysimachia bis Syene ein Fünfzehntel des ganzen Umfanges der Erde ausmachen. Kannte man also den Abstand zwischen diesen beiden Städten, so brauchte man diese Zahl nur mit 15 zu multiplizieren, und man würde als Resultat eine Zahl erhalten, die den Umfang der Erde angab. Darum ging man daran, die Entfernung zwischen den genannten Städten zu messen, und fand, daß sie 20000 Stadien betrug. Diese Zahl wurde mit 15 multipliziert, so daß der Umfang der Erde an dem Meridian 300 000 Stadien betragen mußte.

Aber auch diese Zahl war unzuverlässig. Das den Berechnungen zugrunde liegende Prinzip war zwar vollkommen richtig, aber erstens lagen Lysimachia und Syene — wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man eine moderne

Karte betrachtet — überhaupt nicht auf demselben Meridian, und zweitens beträgt das Bogenstück am Himmelsgewölbe zwischen den beiden Zenitpunkten nicht $^1/_{15} \times 360 = 24$ Grad, sondern 16½ Grad. Und schließlich muß man daran denken — und das ist nicht die unwichtigste Seite der Sache —, daß es zu jener Zeit eine sehr schwierige Arbeit war, bei dem Messen von Abständen auf der Erdoberfläche auch nur annäherungsweise richtige Resultate zu erlangen, und in diesem Falle handelte es sich ja nicht nur um eine außerordentlich lange Strecke, sondern zugleich um Messungen zwischen zwei Punkten, die durch ein Meer getrennt waren.

Für lange Zeiten hatte man, wenn von dem Umfang der Erde die Rede war, nur diese Zahlen, auf die man sich stützen konnte, wenn man auch durchaus davon überzeugt war, wie unsicher sie in Wirklichkeit waren.

Eine sichere Methode zur Bestimmung des Umfanges der Erde zu finden, war darum für die Wissenschaftler jener Zeit die größte geographische Aufgabe, die sie zu lösen hatten. Eratosthenes war es, der diese Aufgabe löste und so genaue Messungen ausführte, wie es überhaupt bei den Hilfsmitteln, die man im Altertum zur Verfügung hatte, möglich war.

Eratosthenes (gest. kurz nach 200 v. Chr.) war Bibliothekar an der berühmten Bibliothek in Alexandria, dem vornehmsten wissenschaftlichen Zentrum der damaligen Welt. Von seiner Mitwelt erhielt er den Spottnamen — oder Kosenamen, wenn man will — Beta, welcher, da der Buchstabe Beta in dem griechischen Alphabet der zweite ist, etwa ausdrücken sollte „Herr Nr. 2!". Darin lag sicher, daß man ihn zwar für in allen Wissenschaften beschlagen, aber nicht für den Tüchtigsten — den Führer hielt, zu dem alle aufsehen konnten, ein Urteil jedoch, das dem späteren Forscher ganz falsch erscheint. Eratosthenes war sicher, wie es einem Bibliothekar ansteht, mit den meisten Gegenständen, sowohl auf den Gebieten der Wissenschaften als auch der Literatur, völlig vertraut,

aber seine Studien waren doch vorwiegend der Geographie gewidmet. Auf diesem Gebiet war er hoch über alle erhaben und ohne Vergleich mit den Größten seiner Zeit sowie mit denen des späteren Altertums überhaupt.

Es würde für Eratosthenes möglich gewesen sein, mit Hilfe der bereits bekannten Methoden ein in vielen Beziehungen besseres Resultat zu erzielen, als es nur hundert Jahre früher geglückt war, aber es würde doch nicht ausreichend gewesen sein, um seinen wissenschaftlichen Ehrgeiz zufriedenzustellen. Er bediente sich darum eines ganz anderen Verfahrens. Die Bogenlänge zwischen zwei Punkten der Erdoberfläche kann bestimmt werden, indem man den Mittelpunktswinkel mißt, d. h. den Winkel, den die entsprechenden Erdradien der Punkte miteinander bilden. Den Winkel, den der Erdradius mit der Lotlinie bildet, konnte Eratosthenes an einem Instrument, das in Alexandria aufgestellt war, ablesen, dem sogenannte Skafe. Es war ein Schattenmesser, welcher aus einer halbrunden Schale bestand, auf deren Boden der Gnomon, ein Sonnenzeiger, angebracht war, dessen Schatten im Laufe des Tages über den in Grade geteilten Boden der Schale hinwegglitt.

Nun wußte man, daß die Sonne in der Nilstadt Syene am Mittag des Tages der Sommersonnenwende genau im Zenit stand, weshalb ein Sonnenzeiger zur Mittagszeit überhaupt keinen Schatten werfen würde. Das geschah aber zu genau demselben Zeitpunkt in Alexandria. Zog man nun eine Linie von dem Endpunkt des Schattens bis zur Spitze des Sonnenzeigers, des Gnomons, so bildete diese Linie zum Sonnenzeiger einen Winkel, der genau dem Mittelpunktswinkel zwischen den Erdradien Syenes und Alexandrias entsprach. Dank der Gradeinteilung der Schale konnte dieser Winkel direkt und mit großer Genauigkeit abgelesen werden.

Hiermit war das Ziel schon beinahe erreicht. Es blieb nur noch übrig, den Abstand zwischen Syene und Alexandria zu messen. Und zwar war das der schwerste Teil der Aufgabe,

aber Eratosthenes hatte es in dieser Beziehung besonders leicht, da die Erdvermessung gerade in Ägypten — was bei der eigenartigen Beschaffenheit des Landes ganz natürlich erscheint — schon im Altertum besonders weit vorgeschritten war. Es ist höchstwahrscheinlich, daß Eratosthenes, um die benötigten Maße zu finden, nur eines der vielen Werke der Bibliothek aufzuschlagen brauchte, aber es ist trotzdem nicht ausgeschlossen, daß er eine Kontrollmessung von einem „königlichen Vermesser" (wie es bei den Schreibern des Altertums heißt) hat ausführen lassen.

Der Umstand, daß Syene und Alexandria nicht auf demselben Meridian liegen, enthielt jedoch eine Fehlerquelle, auf die entsprechend Rücksicht genommen werden mußte. Aber auch daran dachte Eratosthenes, wenn er auch der Abweichung weniger Bedeutung beimaß, als sie in Wirklichkeit besaß (3 Grad). Der gemessene Abstand Syene—Alexandria machte sicher einige hundert Stadien mehr als 5000 aus, aber Eratosthenes hat sich auf Grund dieser Meridianabweichung für berechtigt gehalten, den Abstand auf genau 5000 Stadien abzurunden. Durch den Schattenmesser in Alexandria wußte er, daß der Mittelpunktswinkel der beiden Punkte $7^1/_7$ Grad betrug, was dem $^1/_{50{,}4}$ Teil des ganzen Umfanges entspricht. Um zu dem genauen Maß des Erdumfanges zu gelangen, war nur noch die Multiplikation $50{,}4 \times 5000 = 252\,000$ Stadien auszuführen.

Das Resultat war erstaunlich richtig. Wir sind in der glücklichen Lage, das genaue Maß einer ägyptischen Stadie zu kennnen (157,5 m). In modernem Maß ausgedrückt, kam also Eratosthenes zu dem Resultat, daß der Umfang der Erde 39 690 km betrage, was nicht sonderlich von dem Resultat abweicht, zu dem in unserer Zeit Bessel gelangt ist, nämlich zu 40 003 km Meridianlänge (40 070 km am Äquator). Auch wenn man die übrigen Zahlen der Messungen des Eratosthenes durchgeht, findet man einen Beweis, wie ungeheuer sorgfältig er seine Arbeiten angelegt hat. Die Winkelbestimmung zwischen Syene und Alexandria, $7^1/_7{}^0$, ist nur etwa eine Minute

zu groß, und die 5000 Stadien zwischen den beiden Städten entsprechen 787,5 km, während der wirkliche Abstand 791 km beträgt. Es würde unbillig sein, wenn man behaupten wollte, daß hier ein Glückstreffer vorliege.

Während des ganzen Altertums wurde darum die Erdmessung des Eratosthenes mit Recht bewundert. Sie wird von einer großen Anzahl von Schriftstellern besprochen und ausführlich beschrieben. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts, oder nach dem Verlauf von beinahe 1800 Jahren, gelang es, ein genaueres Resultat zu erzielen. Nichtsdestoweniger versuchte man schon im Altertum von verschiedenen Seiten, die Berechnungen des Eratosthenes zu „verbessern". Der berühmte Astronom Hipparch (gest. etwa 125 v. Chr.) gehörte zu den „Besserwissern". Ohne daß er die notwendigen vorbereitenden Messungen angestellt hatte, nahm er an, daß der Erdumfang 278 000 Stadien betrage. Hipparch war als Astronom dem Eratosthenes unzweifelhaft weit überlegen; in diesem Falle aber war seine Kritik ganz unberechtigt.

Bedeutungsvoller ist wegen der weitreichenden Folgen, die es hatte, das Vermessungsergebnis, das sich von Poseidonius (gest. 51 v. Chr.), dem großen Stoiker und Lehrer der Weltweisheit, herschreibt. Das Resultat, zu dem er kommt, 240000 Stadien, weicht zwar nicht besonders von dem des Eratosthenes ab, aber das Verfahren, durch das er zu diesem Resultat gelangt, enthält so viele Schwächen, daß es einem schwer wird zu glauben, daß hier eine wirkliche und ernst gemeinte Messung vorliegt. Vermutlich hat Poseidonius nur die Absicht gehabt, seinen Schülern auf der Philosophenschule, die er in Rhodos gegründet hatte, die Prinzipien, die einer Messung des Erdumfanges zugrunde liegen, klarzumachen. „Hier in Rhodos", sagt er, „können wir den Stern Canopus gerade über dem Horizont schimmern sehen. Aber in Alexandria steht derselbe Stern zu derselben Zeit ein Stück über dem Horizont, nehmen wir an 7½ Grad." Diese Gradzahl macht nun gerade ein Achtundvierzigstel der Peripherie des Himmelsgewölbes aus.

„Setzen wir nun den Abstand," fährt Poseidonius fort, „zwischen Rhodos und Alexandria mit 5000 Stadien an, so brauchen wir diese Zahl nur mit 48 zu multiplizieren, um den Umfang der Erde zu erhalten, nämlich $48 \times 5000 = 240\,000$ Stadien."

Bei der ganzen Erklärung besteht jedoch der beklagenswerte Umstand, daß sowohl die Annahme von der Kulmination des Canopus als auch der angegebene Abstand zwischen Rhodos und Alexandria vollständig verkehrt sind. Wenn das Resultat nichtsdestoweniger einigermaßen richtig wurde, so kann das nur daraus erklärt werden, daß Poseidonius von Anfang an die Zahlen des Eratosthenes im Gedächtnis gehabt hatte und nun auf gut Glück seine Berechnungen danach einrichtete. Ihm galt es nur, den Schülern das Prinzip klarzumachen, und da hinter dem ganzen Schauspiel keine ernsthafte Absicht liegt, hätte man diese sogenannte Messung des Poseidonius ganz außer Betracht lassen können, wenn sich nicht ein ganz besonderer Umstand daran knüpfte, welcher bewirkte, daß sie einen viel verhängnisvolleren Einfluß erlangte, als es sich ihr Urheber wohl jemals vorgestellt hatte.

Von demselben Poseidonius rührt nämlich noch eine andere Zahl für den Erdumfang her: 180 000 Stadien. Diese Messung ist sicher auf dieselbe Weise vorgenommen worden wie die obenerwähnte, nur daß er dieses Mal nicht die ägyptische Stadie von 157,5 m, sondern die sogenannte pergamonische oder philetärische (nach dem König Philetäros in Pergamon), welche 210 m betrug, zugrunde legte. Die Entfernung zwischen Rhodos und Alexandria betrug in philetärischen Stadien ausgedrückt 3 750 Stadien; wurde diese Zahl mit 48 multipliziert, so erhielt man 180 000 Stadien, und da die philetärische Stadie in den nördlichen Ländern die meistangewendete war, so wurde die zuletzt erwähnte Zahl diejenige, mit der allgemein gerechnet wurde.

Selbst der letzte große Geograph und Astronom des Altertums, Ptolemäos von Alexandria (um 150 n. Chr.), bediente sich dieser Angabe des Erdumfanges. Aber er beging den

unverzeihlichen, wenn auch erklärlichen Fehler, mit ägyptischen Stadien an Stelle von philetärischen Stadien zu rechnen, wodurch man der Erde einen viel zu geringen Umfang beimaß. Da er aber trotzdem diese bei den Berichten von der Größe der bewohnten Teile der Erde benutzte, d. h. bei den Landmaßen, so entstand die unweigerliche Folge, daß er die Ausdehnung derselben in hohem Grade auf Kosten des Meeres übertrieb.

Hiermit sind wir auf die interessanteste Frage gekommen, wie man sich nämlich im Altertum die Verteilung von Land und Wasser auf der Erde dachte. Die Anschauung des Ptolemäos war in dieser Hinsicht ganz allein dastehend: Auf seiner Karte zeichnete er die „Glücksinseln" als die westlichste Weltgrenze ein und ließ das Land sich über 180 Grade nach Osten ausdehnen. Sein Vorgänger Marinus von Tyrus hatte sogar das Land noch 45 Grad weiter nach Osten geführt. Aber weder Marinus noch Ptolemäos setzen im Süden eine Grenze für den Ozean fest; es stand jedem frei, sich die Länder in dieser Richtung noch ein Stück fortgesetzt zu denken. Auf der Karte des Ptolemäos ist auch ferner die Küste Ostafrikas mit Südasien in Verbindung gebracht, so daß der Indische Ozean auf diese Weise ähnlich dem Mittelmeer zu einem Binnenmeer wird. Vielleicht ist es die Westküste Afrikas gewesen, die mit einem scharfen Knick nach Südwesten verzeichnet war und so Anlaß zu der Annahme gab, daß auch der westliche Ozean ein Binnenmeer sei.

Die Landgebiete herrschten also durchaus vor, und das war die böse Frucht der mißverstandenen Erdvermessung des Poseidonius! Eine Reise nach Westen an die Küsten Ostasiens zu unternehmen, mußte nach dieser Karte nicht schwierig sein, und wenn Ptolemäos in einer maritim stärker interessierten Zeit gelebt hätte, so würde er sicherlich Zeuge des einen oder anderen Versuches in dieser Richtung geworden sein, ähnlich jenen Versuchen, die Kolumbus so viele Jahrhunderte später ausführte.

Aber Ptolemäos lebte in einer Zeit des Kulturverfalles. Sein Einfluß als Geograph blieb nur gering, und vor allem — das kann nicht kräftig genug hervorgehoben werden — wich

Die Weltkarte des Altertums

seine Auffassung von der großen Ausdehnung der Landgebiete außerordentlich von der üblichen Anschauung des Altertums ab. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist der große Respekt, den die Menschen jener Zeit vor den Ozeanen hegten. Für

sie bestand die Welt aus drei Erdteilen: Europa, Asien und Libyen, also Landgebieten, die reichlich Platz in einem einzigen Erdquadranten hätten. (Siehe die Weltkarte, wie man nach Strabo im Altertum die Welt auffaßte.) Davor lag das Meer, welches oft Beinamen erhielt, wie „das unersättliche", „das unbefahrene" und ähnliche. Was da draußen zu finden war, was die endlosen Weiten an Rätseln verbargen, das konnte kein Mensch wissen.

Aber spekulativ veranlagte Geister mußten doch darüber nachdenken, was wohl hinter den großen Meeren zu finden sei. Gelehrte Männer aus der Philosophenschule der Stoiker behaupteten mit großer Bestimmtheit, daß sicher noch andere Welten vorhanden sein müßten, die an die großen Meere grenzten. Sie überlegten etwa wie folgt: Ein großes Gesetz regiert alles Bestehende. Ordnung, Regelmäßigkeit und Gleichheit sind die vornehmsten Gebote dieses Gesetzes. Nun wissen wir, daß unsere Erde verschiedene klimatische Gürtel besitzt, die sich mehr oder weniger für das Wachstum des organischen Lebens eignen. Es müßte doch seltsam sein, wenn solch große Wassermassen sozusagen unbenutzt daliegen dürfen, ohne daß der Natur Erfüllung geschieht und den Geboten des Gesetzes nachgekommen wird.

Ja, es gab Denker, welche die Sache noch mehr auf die Spitze trieben, indem sie von vornherein die Notwendigkeit der Gleichartigkeit unterstrichen. Unser Weltteil hätte ja seinen Platz in einem Erdquadranten, so behaupteten sie; wäre es da nicht ganz natürlich, wenn man annahm, daß jeder Quadrant seinen Weltteil enthalten würde?! Zu dieser Ansicht neigte unter anderen der Philosoph Krates von Mallos (um 150 v. Chr.), der einen ansehnlichen Globus anfertigen ließ, auf den er dann ein Bild der Welt zeichnete, wie er sie sich vorstellte.

Wollte man ihm glauben, so würde man auf der nördlichen Halbkugel außer unserem Erdteil noch einen anderen finden, den der Periöker (d. h. den der Umwohnenden). Die süd-

liche Halbkugel würde von den Weltteilen der Antöker (d. h. der Gegenüberwohnenden) und der Antipoden (d. h. der diametral Entgegengesetzten) ausgefüllt. Die verschiedenen

Altertümliche Darstellung der Erde mit vier Erdteilen

Erdteile waren voneinander durch gürtelförmige Ozeane getrennt, deren einer dem Äquator und deren anderer rechtwinklig zu diesem den Meridianen folgte. Als Kuriosum sei erwähnt, daß das Weltbild des Krates das ganze Mittelalter hindurch eine gewisse Rolle gespielt hat.

Im Altertum gewann Krates jedoch nicht sehr viele Anhänger. Forscher, die gesund geographisch dachten, sahen in dem schematischen Weltbild nur einen geschmacklosen Versuch, die Spekulation allzu weit zu treiben. Strabo, der griechische Geograph aus der Zeit um Christi Geburt, wollte die Möglichkeit des Bestehens anderer Erdteile nicht direkt ableugnen — aber er ist doch der Meinung, daß man sich nicht zu mehr als zu diesem allgemeinen Ausspruch aufschwingen könnte. Es liegt gleichsam ein verärgerter Ton über seinen Worten, wenn er mit großer Bestimmtheit behauptet: „Der Geograph hat nur mit diesem, unserem Erdteil etwas zu schaffen!"

DIE PHÖNIZIER.

Die führende Seefahrernation des Altertums.

In der Geschichte der Seeschiffahrt und der Entdeckungsreisen nehmen die Phönizier einen besonderen Platz ein. Keinem anderen Volke des Altertums hat man — besonders als Seefahrer und Gründer von Kolonien — so viele Großtaten zugeschrieben wie den Phöniziern. Als ob es nicht schon an sich eine Großtat und aller Ehre wert wäre, daß sie mit ihren winzigen Schiffen die Wogen des Atlantischen Ozeans pflügten und sich einen Weg bis zu den weit entfernt liegenden Britischen Inseln bahnten, behauptete man weiter von ihnen, daß sie, als die Ersten, die Umsegelung Afrikas durchgeführt hätten und im Indischen Ozean nicht nur bis Vorderindien und Ceylon vorgestoßen, sondern sogar auf den Inseln des malaiischen Archipels an Land gegangen seien; ja, Leute mit besonders reicher Phantasie haben sogar zu wissen geglaubt, daß sie auf ihren „Tharsisschiffen" die ungeheuren Weiten des Stillen Ozeans durchmaßen, an der Westküste landeten und sie kaufmännisch ausnutzten. Bereits als sie zum ersten Male an der syrischen Küste auftraten, die später ihre Heimat werden sollte, machte man sie zu voll ausgebildeten Seefahrern und erklärte das zur Not damit, daß man ihnen andichtete, sie seien Auswanderer aus Arabien, einem kleinen Lande am Persischen Meerbusen.

Die Forschung der neueren Zeit hat jedoch ergeben und vollständig bewiesen, daß die Vorstellungen, die man sich von den bahnbrechenden Verdiensten der Phönizier gebildet

hatte, sowohl auf dem einen als auch auf dem anderen Gebiete in hohem Grade übertrieben waren.

So kannten sie kaum den Begriff „Schiffahrt", als sie sich zum ersten Male an den Küsten Syriens zeigten. Die Ägypter wurden, wie in so vielem anderen, auch im Schiffsbau ihre Lehrmeister. Die Kunst, Glas zu bereiten, ist z. B. ziemlich sicher ägyptischen Ursprungs, und dasselbe gilt vermutlich für die später so berühmte phönizische Purpurherstellung. Soviel steht auf jeden Fall fest, daß Phönizien, teils wegen seiner günstigen Lage für den Handel, teils dank der Entwicklung der Verhältnisse im großen und ganzen, zu Anfang nur für den östlichen Teil des Mittelmeeres, später aber, je mehr die Zeit fortschritt, für immer größere Gebiete zu einem Zentrum des Handels wurde. Der Glorienschein, der die Phönizier seit den ältesten Zeiten umstrahlt hat, soll ihnen darum nicht ganz genommen werden. Ihr weltgeschichtliches Verdienst ist so groß, daß es sie durchaus zu dem Ehrennamen der „führenden Seefahrernation im Altertum" berechtigt.

Das Land, das wir Phönizien nennen, liegt in Syrien und umfaßt den langen und schmalen, selten mehr als einen Kilometer breiten Küstenstreifen zu Füßen des Libanon. Der Boden war — und er ist es noch heute — sehr fruchtbar. Das Meer, das die Küsten des Landes bespülte, war reich an Fischen. Jedoch fehlte es in auffallendem Maße an guten Hafenplätzen. In den Zedernwäldern, die die Abhänge des Libanongebirges bedeckten, besaß das Land eine natürliche Quelle des Reichtums, die von einer überaus großen Bedeutung für seine Entwicklung wurde. Heute ist sie indessen versiegt. Die Berghänge sind fast nackt, nur unbedeutende Reste der einst so dichten Bewaldung sind übriggeblieben.

Man glaubt, daß die Phönizier schon um 3000 v. Chr. den Küstenstreifen an sich rissen, und nimmt an, daß sie von Schwärmen semitischer Wüstenvölker abstammen, die gerade

zu dieser Zeit aus dem Innern der arabischen Halbinsel in die Länder um das Mittelmeer eindrangen. Das bestätigt auch weiter die Annahme, daß die ersten Phönizier der Seeschiffahrt unkundig gewesen seien. Viele Jahrhunderte sollten vergehen, ehe sie sich auf das Meer hinauswagten. Der Grund, daß sie die Kunst des Segelns erlernten, war der, daß ihr Land bald von den tüchtigsten Seefahrern der damaligen Zeit, den Ägyptern, besucht wurde. Das Niltal ist ein fruchtbares, aber waldarmes Land, in dem man zu allen Zeiten das Holz in hohem Maße entbehrt hat. Eine der nächsten und am leichtesten zugänglichen Stellen, die diesem Mangel abhelfen konnten, waren die Wälder auf den Berghängen des Libanon. So kam es, daß ägyptische Schiffe die Küsten Syriens aufsuchten und die Phönizier Bauholzlieferanten wurden. Die Schiffe, mit denen sie sich später selbst an diesem Handelszweige beteiligten, weisen unzweifelbare Ähnlichkeit mit den ägyptischen Fahrzeugen auf.

Doch erst gegen Ende des zweiten Jahrtausends v. Chr. legten die Phönizier den Grund zu ihrer Vorherrschaft in Handel und Schiffahrt. Die äußeren Verhältnisse waren ihnen dazu in seltenem Maße günstig. Die Herrschaft der Hethiter in Kleinasien war gebrochen; Ägypten, das ehemals so mächtige Land, war ohnmächtig, und Assyrien vermochte nicht oder fühlte sich nicht veranlaßt, in den syrischen Ländern eine drückende Vormundschaft auszuüben. So ergriffen die Phönizier die Gelegenheit und übernahmen die Aufrechterhaltung des Handels. Ein großer Mangel war es allerdings, daß dem Lande wirklich gute Häfen fehlten. Aber man stellte ja damals keine so großen Ansprüche, und als Ersatz besaß das Land, vom kaufmännischen Standpunkt betrachtet, die vortreffliche Lage. Neben dem Niltal und dem Roten Meer waren das Euphrat-Tigris-Tal und der Persische Meerbusen die großen Verkehrsstraßen für den orientalischen Handel des Altertums. Durch die syrische Wüste führte dieser Weg zum Mittelmeer und zu den vielen Schiffsgelegenheiten, die sich

hier boten. Die Phönizier wurden darum zu einer Art Zwischenhändler für die ganze Levante. In Theben hat man in einem ägyptischen Grab der 18. Dynastie (1580—1350) die ältesten Abbildungen phönizischer Handelsschiffe und der Lasten, die sie trugen, gefunden. Es waren nicht allein Bauhölzer, die man beförderte — syrischer Wein war z. B. ebenfalls eine hochgeschätzte Ware; ferner exportierte man Öl, das wahrscheinlich aus den Olivenhainen am Fuße des Libanon gewonnen wurde.

Sidon war die Stadt, welche zuerst die Führung ergriff. Ihr Ansehen war so groß, daß der Name „Sidonier" für eine Zeit die allgemeine Benennung für die ganze Bevölkerung des Landes wurde. Nach 1000 Jahren trat jedoch die südlicher liegende Stadt Tyrus in den Vordergrund. Mehr nach Norden lagen Gebal und Arvad, beide bedeutende Handelsplätze. Merkwürdigerweise wurde niemals ein wirkliches phönizisches Reich gegründet; das Höchste, was die Phönizier erreichten, war ein lockerer Zusammenschluß zwischen verschiedenen Städten, die einigermaßen gemeinsame Interessen hatten. Es mag hier erwähnt sein, daß der Name Phönizier griechischen Ursprungs ist und „rot" bedeutet, womit wahrscheinlich auf die dunkle Hautfarbe der fremden Kaufleute hingedeutet wird. Erst weit später wurde der Name der Bevölkerung auch auf das Land, in dem sie wohnte, ausgedehnt.

Nächst dem Handel war eine blühende Industrie die Ursache für die Wohlhabenheit der Phönizier. Wir haben bereits die Kunst der Glasherstellung erwähnt, die man lange für eine phönizische Erfindung hielt, von der es sich aber später erwies, daß sie aus Ägypten stammte. Das gefärbte Glas von Sidon gewann jedoch große Berühmtheit und gelangte bis weit in alle Länder des Mittelmeeres. Auch in der Metallbearbeitung und dem Schnitzen von Holz und Elfenbein waren die Phönizier Meister; am berühmtesten aber von allen phönizischen Industrien war doch ihre Farbenindustrie. Die tyrische

Purpurfarbe, eine schöne und tiefrote Farbe, behielt ihre Berühmtheit bis weit in die römische Kaiserzeit hinein. Ihr funkelnder Glanz kam am besten zur Geltung, wenn man sie von der Seite oder von unten nach oben betrachtete. Als einmal tyrische Kaufleute die Eigenschaften dieses Purpurs vor dem Kaiser Augustus rühmten, soll er gesagt haben: „Ist es denn eure Absicht, daß ich beständig auf den Dächern herumlaufen soll, damit die Römer sehen können, wie fein ich bin?"

Der Farbstoff für die Purpurherstellung wurde aus einer Meeresschnecke der Gattung Murex, der Purpurschnecke, gewonnen. Noch heute kann man am Strande sowohl in der Nähe von Sidon als auch von Tyrus auf wahre kleine Berge von Schalen stoßen. Im Laufe der Jahrhunderte sind sie förmlich zu einer kompakten Masse zusammengepreßt worden. Bei Tyrus kann man außerdem in den Klippen Aushöhlungen finden, die als Aufbewahrungsort für den gewonnenen Saft dienten. Die Phönizier errichteten zur Gewinnung des Purpursaftes an den Küsten des Mittelmeeres, z. B. auf der griechischen Insel Cythere, südlich des Peloponnes, verschiedene Fabriken. Vor allem färbte man Wollstoffe, die im eigenen Lande hergestellt wurden, und Leinen, das man aus Ägypten bezog. Später soll sogar die Färbung von Seidenstoffen mit Purpur erreicht worden sein. Die Rohstoffe, die man zur Herstellung des zu färbenden Stoffes benötigte, mußten von der allerfeinsten Qualität sein; darum wurde die meiste Wolle von auswärts eingeführt. Die kostbarste Wolle kam aus Spanien, dessen Merinoschafe ja seit den ältesten Zeiten berühmt gewesen sind.

Aus dem Gesagten haben wir bereits einen Eindruck gewonnen, welche bedeutungsvolle Rolle die Phönizier auf dem Gebiete des Handels spielten. Eine Aufzählung der Produkte, die in dem tyrischen Handel vorkommen, findet man bei dem Propheten Hesekiel in seinem Klagegesang über Tyrus, Kap. 27. Es ist keine kleine Liste, die der Prophet herzuzählen weiß (Vers 12—26):

„Tharsis (Spanien) hat mit dir seinen Handel gehabt und allerlei Ware, Silber, Eisen, Zinn und Blei auf deine Märkte gebracht.

Javan, Tubal und Mesech (Länder am Schwarzen Meer) waren deine Kaufleute; sie haben dir leibeigene Leute und Geräte von Erz auf die Märkte gebracht.

Die von Thogarma bezahlten ihre Waren mit Rossen, Wagenpferden und Mauleseln.

Die von Dedan sind deine Händler gewesen, und du hast allenthalben in den Inseln gehandelt; die haben dir Elfenbein und Ebenholz verkauft.

Die Syrer haben bei dir geholt deine Arbeit, was du gemacht hast, und Rubine, Purpur, Teppiche, feine Leinewand und Korallen und Kristalle bezahlten sie für deine Arbeit.

Juda und das Land Israel haben auch mit dir gehandelt, und haben dir Weizen von Minnith, Balsam und Honig, und Öl und Mastix auf den Markt gebracht.

Dazu hat auch Damaskus bei dir gehandelt und bei dir geholet deine Arbeit, um Wein von Helbon und köstliche Wolle.

Dan und Javan und Mehusal haben auch auf deine Märkte gebracht Eisenwerk, Kasia und Kalmus, daß du damit handelst.

Dedan hat mit dir gehandelt mit Decken zum Reiten.

Arabien und alle Fürsten von Kedar haben mit dir gehandelt mit Schafen, Widdern und Böcken.

Die Kaufleute aus Saba und Ragma haben mit dir gehandelt und allerlei köstliche Spezerei, Edelsteine und Gold auf deine Märkte gebracht.

Haran und Kanne und Eden samt den Kaufleuten aus Seba, Assur und Kilmad sind auch deine Händler gewesen.

Die haben alle mit dir gehandelt mit köstlichem Gewand, mit purpurnen und gestickten Tüchern, welche sie in köstlichen Kasten, von Cedern gemacht und wohl verwahret, auf deine Märkte geführt haben.

Aber die Tharsisschiffe sind die vornehmsten auf deinen Märkten gewesen. Also bist du sehr reich und prächtig worden mitten im Meer.

Deine Ruderknechte haben dich auf große Wasser geführt . . . ."

In dieser bunten und mannigfaltigen Warenaufzählung finden wir Lebensmittel sowie Rohstoffe für die Industrie und Metalle. Man wird sich vielleicht darüber wundern, daß die letztgenannten, die Metalle, verhältnismäßig wenig erwähnt werden. In Wirklichkeit war doch die Nachfrage nach ihnen ebenso groß wie in späteren Zeiten. Das Kupfer wurde hauptsächlich von der sehr nahen Insel Cypern geholt, sonst aber mußte man sehr weit gehen, um Metalle zu holen. Am meisten galten die Reisen Spanien, von wo man Silber, Eisen, Blei und Zinn mitbrachte. Das Gold kam aus den Ländern am Schwarzen Meer; was dieses edle Metall anbetrifft, so finden wir auch in der Bibel einige bemerkenswerte Berichte von Expeditionen nach dem Lande Ophir, die die Könige Salomo und Hiram, der König von Tyrus, gemeinsam ausrüsteten. Es heißt da (1. Könige 9, Vers 26—28):

„Und Salomo machte auch Schiffe zu Ezion-Geber, die bei Eloth liegt, am Ufer des Schilfmeeres, im Lande der Edomiter.

Und Hiram sandte seine Knechte im Schiff, die gute Schiffleute und auf dem Meer erfahren waren, mit den Knechten Salomos.

Und kamen gen Ophir und holeten daselbst vierhundertundzwanzig Centner Golds und brachten's dem Könige Salomo."

Von den Waren, die die Schiffe mit sich brachten, erhalten wir später ausführlichere Mitteilung (Kap. 10, Vers 22):

„denn die Meerschiffe des Königs, die auf dem Meere mit den Schiffen Hirams fuhren, kamen in dreien Jahren einmal und brachten Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen."

Die angeführte Hafenstadt Ezion-Geber, von der die Expeditionen ausgingen, lag im Grunde der Akababucht, der östlichsten der beiden Buchten, die im Norden den Abschluß des Roten Meeres bilden.

Die genaue Lage des alten Goldlandes Ophir zu bestimmen, war ein Problem, das lange Zeit die Geister beschäftigte. Wenn wir von den ersten höchst märchenhaften Mutmaßungen absehen, so bleiben nur drei Stellen übrig, von denen mit Recht die Rede sein kann, nämlich: Vorderindien, das südöstliche Afrika (Sofala) und der südwestliche Teil Arabiens. Hier muß jedoch hinzugefügt werden, daß die aus dem Lande Ophir geholten und in dem Bericht erwähnten Waren: Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen, in keinem einzigen dieser Länder zugleich vorkommen. Daher spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Waren von vielen verschiedenen Stellen geholt und zu einem großen, gemeinsamen Lagerplatz gebracht wurden, den man wohl am richtigsten an der am zentralsten liegenden Stelle, also in Arabien, zu suchen hat.

Vieles spricht jedoch dafür, daß namentlich das Gold aus Südafrika stammt. Die soeben erwähnte Hafenstadt Sofala hatte, als die Portugiesen sie zum ersten Male aufsuchten, schon lange mit dem Golde Handel getrieben, und im Innern des Landes, zwischen dem mittleren Lauf der Flüsse Sambesi und Limpopo, findet man uralte Goldlager. Hier, in dem alten Mashonalande, liegen die merkwürdigen Simbabyeruinen, die erst im 16. Jahrhundert von portugiesischen Dominikanermönchen entdeckt und von ihnen „Faktoreien der Königin von Saba" getauft wurden. Die Ruinen bestehen aus einer „Burg", offenbar einer Festungsanlage, die auf einem Hügel liegt, der sich 90 m über seine Umgebung erhebt, ferner aus dem sogenannten „Ellipsentempel", der von einer Mauer umgeben ist, deren Höhe zwischen 4 und 10 m schwankt und die eine Gesamtlänge von mehr als 250 m besitzt. Südlich zwischen den Ruinen ragt stolz ein kegelförmiger Turm

empor, dessen Aussehen in auffallender Weise an einen Turm erinnert, den man auf Münzen der phönizischen Stadt Byblos abgebildet findet. In der Nähe der Ruinen liegen zahlreiche alte Minen, von denen man annimmt, daß aus ihnen für nahezu 1500 Millionen Mark Gold gewonnen wurde. Wann diese Gewinnung stattgefunden hat, läßt sich nicht mit Bestimmtheit feststellen; es scheint jedoch ausgeschlossen, daß nach dem Jahre 900 n. Chr. aus diesen Gegenden sehr viel Gold geholt wurde, so daß man annehmen muß, daß die Gewinnung des Goldes und damit die Entstehung der Bauten dem frühesten Mittelalter oder noch früheren Zeiten zuzuschreiben ist. Die ersten Europäer, die die Ruinen 1891 wissenschaftlich untersuchten, Th. Bent und R. M. Svan, nahmen es durchaus für gegeben an, daß sie semitischen, vermutlich südarabischen Ursprungs seien. Diese Annahme ist jedoch später widerlegt worden. Solange man keine Inschriften irgendwelcher Art gefunden hat, ist es unmöglich, auch nur annähernd etwas über das Alter der Simbabyeruinen auszusagen. Der beste Kenner der Ruinen, der südafrikanische Forscher R. N. Hall, ist jedoch der Meinung, daß der „Ellipsentempel" von „vorkoranischen Arabern, wahrscheinlich den Sabäern, gebaut wurde, die zur Arbeit ein negroides Volk verwandten, das schon stark arabisch beeinflußt war".

Als Kuriosum kann man erwähnen, daß kürzlich ein deutscher Forscher (R. Henning, Rätselvolle Länder, Stockholm 1926) der Ansicht Ausdruck gegeben hat, daß die Reisen nach Ophir in Wirklichkeit nur großzügige Plünderungszüge in ein reiches Land an der afrikanischen Küste gewesen seien und daß der seekundige Hiram von Tyrus sich nur der waffenkundigen Israeliten des Königs Salomo bediente und später den Raub mit ihnen teilte. Für diese Hypothese hat natürlich Herr Henning einzustehen.

Später als die Reisen nach Ophir muß die nautische Großtat der Phönizier in den äthiopischen Meeren, die Umsegelung des afrikanischen Kontinents, angesetzt werden. Der einzige,

bei dem wir Aufklärung über diese Fahrt einholen können, ist Herodot, der sein Wissen aus Ägypten schöpft. So berichtet er, daß der Pharao Necho (612—596 v. Chr.) versucht hätte, zwischen dem Nil und dem Roten Meer einen Kanal graben zu lassen. Der Versuch mißlang jedoch. Daher gab er den Befehl, daß einige phönizische Schiffe nach Süden segeln, das Festland umfahren und durch die Säulen des Herakles (Straße von Gibraltar) nach Ägypten zurückkehren sollten. Von dem Verlauf dieser Reise besitzen wir den Bericht Herodots:

„Die Phönizier steuerten darauf vom Erythräischen Meer (Rotes Meer) in den südlichen Ozean hinaus. Im Herbst gingen sie an dem Teile der Libyschen Wüste an Land, vor dem sie sich gerade befanden, besäten die Erde und warteten die Ernte ab. Nachdem auf diese Weise zwei Jahre vergangen waren, steuerten sie im Laufe des dritten durch die Säulen des Herakles und kehrten nach Ägypten zurück. Unter anderem erzählten sie etwas, was ich durchaus nicht glaube, dem aber andere vielleicht Glauben schenken werden, nämlich daß sie während der Umsegelung Libyens die Sonne eine Zeitlang auf der rechten Seite gehabt hätten."

Daß Herodot selber an diesen Bericht glaubte, kann man als sicher annehmen. Das einzige, an dem er zweifelte, war die Erklärung der Schiffer, daß sie die Sonne auf ihrer rechten Seite gehabt hätten". Man hat lange Diskussionen darüber geführt, was mit diesem Ausdruck gemeint sein könnte. Gewöhnlich nimmt man an, daß die Schiffer damit sagen wollten, daß die Sonne im Norden, wie es bekanntlich auf der südlichen Halbkugel der Fall ist, kulminierte. Der Umstand, daß Herodot den Kopf schüttelt und an einer Erklärung zweifelt, die er durchaus nicht fassen kann, hat man als weitere Bestätigung für die Glaubwürdigkeit dieses Berichts aufgefaßt. Es läßt sich jedoch den Worten auch eine ganz andere Bedeutung unterlegen, so daß man in keiner Weise behaupten kann, die Frage sei gelöst. Augenblicklich können wir nur

feststellen, daß der Bericht keine absoluten Widersinnigkeiten enthält — doch zeigt er auf jeden Fall, daß die Menschen des Altertums ein großes Zutrauen zu der Leistungsfähigkeit phönizischer Seefahrer hegten.

Wir haben im vorstehenden einen kleinen Einblick in die Reisen der Phönizier nach den Ländern am Indischen Ozean bekommen und gesehen, daß es nicht wenig war, was sie in diesen Gegenden ausrichteten. Ungleich bedeutungsvoller und von viel weiter reichenderen Folgen war ihre Tätigkeit im Mittelmeer und in den Meeren jenseits der Straße von Gibraltar.

Zunächst war das Ziel der phönizischen Fahrten nur die nahe vorgelagerte, kupferreiche Insel Cypern gewesen und Ägypten, wohin man Bauhölzer, Öl, Wein und verschiedene Industrieerzeugnisse verfrachtete. Doch bald vergrößerte sich der Wirkungskreis. Solange noch die kretisch-mykenische Kultur in voller Blüte stand, betrieben die Griechen selber den gesamten Handel auf eigenen Schiffen. Mit der dorischen Völkerwanderung aber ging diese Kultur unter, und damit war auch ihrer Herrschaft auf dem Meere ein Ziel gesetzt. Hier eröffnete sich für die Phönizier die Aussicht, ein neues Netz überseeischer Handelsverbindungen übernehmen zu können, und sie versäumten diese günstige Gelegenheit nicht. Im Ägäischen und Schwarzen Meer lagen neue Märkte; wir haben bereits die Kolonie besprochen, welche die Phönizier auf der Insel Cythere zur Gewinnung von Purpursaft gründeten. Daß ihr Auftreten nicht als angenehm empfunden wurde, kann man aus vielen Stellen der griechischen Literatur ersehen, z. B. bei Herodot, der sie uns als Sklavenjäger schildert. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß der Menschenraub — oder Menschenkauf — zu einem festen Bestandteil ihrer Fahrten wurde; im Altertum waren Sklaven ein sehr begehrter Handelsartikel, und gerade die Länder am Ägäischen und am Schwarzen Meer waren es, von denen Hesekiel schrieb: „Sie haben dir leibeigene Leute und Geräte von Erz auf die Märkte gebracht."

Ständig dehnte sich die phönizische Unternehmungslust mehr nach dem Westen zu aus. Um den westlichen Teil des Mittelmeeres beherrschen zu können, legten sie an der Küste Nordafrikas, auf Sizilien, Sardinien, auf den Balearen und an vielen anderen Stellen Kolonien an. So wurde Karthago der Überlieferung nach im Jahre 814 v. Chr. gegründet. Das reichste Land im Westen war jedoch die spanische Halbinsel. Hispanien war im Altertum in der Gewinnung der Metalle durchaus führend, besonders war es seines Silbers wegen berühmt. Jenseits der Säulen des Herakles lag das Land, das man Tharsis nannte, ein Name, der im Altertum den gleichen verheißungsvollen Klang hatte wie Mexiko und Peru zu Beginn der neueren Zeit. Silber und Blei holte man in großen Mengen von dort. Hesekiel nannte jedoch auch Eisen und Zinn als Produkte aus Tharsis. Das spanische Eisen ist ja weltberühmt, und was das Zinn betrifft, so wissen wir, daß die Phönizier dieses Metall ebenfalls aus Spanien, namentlich aus dem nordwestlichen Teil, der jetzigen Provinz Galicien, holten. Später suchten sie sich ergiebigere Länder zur Ausbeutung, doch hierüber mehr im folgenden.

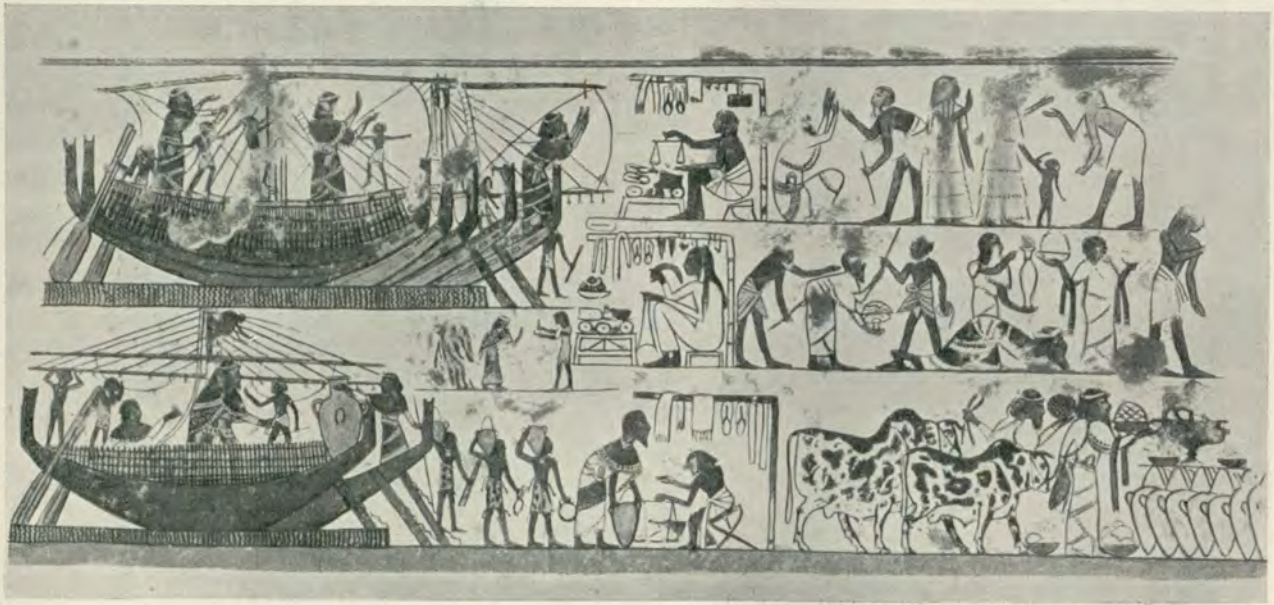
Es ist bemerkenswert, daß die Phönizier auf ihren Reisen nach Tharsis nicht den kürzesten Weg längs der Nordküste Afrikas wählten, sondern den Kurs nordwärts an Kreta, Sizilien und den Balearen vorbei nahmen. Auf der Heimreise dagegen folgten sie dem südlichen Rande des Mittelmeeres bis nach Ägypten. Die Ursache für diese verschiedenen Wege waren die Strömungsverhältnisse. Das Mittelmeer verdunstet als Binnenmeer in subtropischer Zone viel stärker als der offene Atlantische Ozean. Infolgedessen ist sein Wasserstand stets niedriger als der des Ozeans. Dadurch muß ein ständiger Ausgleich in Form einer Wasserzuführung vom Atlantischen Ozean durch die Straße von Gibraltar stattfinden. Infolge der Erdrotation wird die so entstehende Strömung gezwungen, nach rechts zu fließen; sie folgt daher der Nordküste Afrikas, wo sie sich sogar noch in der Nähe des Nildeltas bemerkbar

macht. Im nördlichen Teile des Mittelmeeres sind die Strömungen unregelmäßiger; sie folgen im überwiegenden Maße der Richtung Ostwest.

Wie es für Seefahrer, die den Gebrauch des Kompasses noch nicht kannten, natürlich ist, segelten die Phönizier am liebsten an den Küsten entlang. Doch hielten sie sich nicht unbedingt daran; denn sie verstanden es schon, in der Nacht den Weg mit Hilfe des Nordsternes zu finden. In dieser Hinsicht waren sie die Lehrmeister der Griechen, die den Stern nach ihnen benannten und ihm den Namen Phönike gaben.

Die Phönizier bedienten sich im Laufe der Jahrhunderte verschiedener Schiffstypen. Das am meisten gebrauchte Frachtschiff, Gaulus, war ein recht klobiges Schiff, das nur einen großen Mast und einen hohen Vorder- und Achtersteven besaß. Es wurde nicht nur durch Segel, sondern oft zugleich auch von dreißig Ruderknechten vorwärts getrieben. Viel schneller waren die langen und schmalen Pentekonteren, die hauptsächlich zu kriegerischen Zwecken verwandt wurden und mit fünfzig Rudern versehen waren. Mit solchen Schiffen gingen die Phönizier an fremden Küsten auf die Sklavenjagd. Am größten und am meisten bewundert waren aber doch die Tharsisschiffe, die, wie schon ihr Name besagt — hauptsächlich für Reisen in das fernliegende Silberland im Westen benutzt wurden.

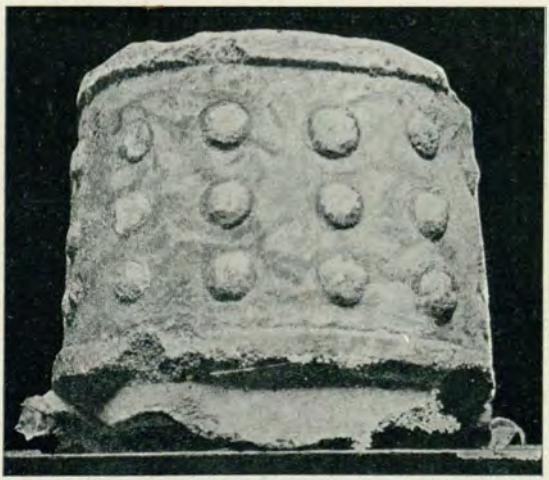
Doch werden sie in der Bibel, wie man sich erinnern wird, auch in Verbindung mit den Expeditionen nach Ophir genannt. Es waren ausgesprochene Segelschiffe. Nur bei der Einfahrt in die Häfen und auch zur Ausfahrt bediente man sich der Ruder. Die berühmtesten Schiffswerften wurden in der Stadt Byblos gefunden. Eine Reise von hier nach Gades (Cadiz) in Spanien dauerte etwa 80 Tage. Die Zeitangabe stammt aus Griechenland, wo man mit großer Bereitwilligkeit die Überlegenheit der phönizischen Schiffe, besonders der Schnellsegler, anerkannte.



Phönizisches Fahrzeug löscht seine Waren in einem ägyptischen Hafen.

Der Tempel in Simbabye mit dem konischen Turm.

Phönizische Münze mit dem konischen Turm.



Zylinder mit Rosetten.
Fund aus einem phönizischen Tempel in Cyprus.

Goldflotten aus „Ophir“.

Aber auch die Wogen des Atlantischen Ozeans mußten die Schiffe der Phönizier tragen. Auf der Westküste Marokkos hatten sie verschiedene Kolonien gegründet, unter anderem auch Tingis (jetzt Tanger) und Lixos (das jetzige El Araisch). Aber das eigentliche Lockmittel, das sie dazu veranlaßte, sich durch die enge Straße von Gibraltar zu wagen, war doch — abgesehen natürlich von den Silberminen in Tharsis — der Zinnreichtum der Britischen Inseln. Es wurde bereits gesagt, daß sie, was sie an diesem Metall gebrauchten, aus der spanischen Provinz Galicien holten; aber dem Hörensagen nach sollte sich weiter im Norden ein Land befinden, das noch reicher an Zinn war. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Erze Cornwalls zuerst nach Galicien geschafft wurden, daß jedoch die Phönizier es später vorteilhafter fanden, die Waren mit eigenen Schiffen vom Fundort oder doch aus der Nähe desselben zu holen; weder phönizische noch griechische Geographen bezeichnen mit dem Namen „Zinninseln" die eigentlichen Britischen Inseln, sondern nur die im Südwesten Cornwalls belegenen kleinen Scillyinseln. Diese haben durch lange Zeiten als Niederlage für die Bergwerkserzeugnisse Britanniens gedient.

In politischer Hinsicht waren die phönizischen Republiken eine Sammlung seltsamer Phänomene. Ihre Macht lag ausschließlich auf dem Meere; das war die Quelle, aus der sie ihre Kraft schöpften. Dagegen gingen sie nicht direkt darauf aus, neue Länder zu erobern. Handelsbeziehungen waren es, die sie anstrebten.

Die fremden Länder sollten nur kaufmännisch ausgenutzt werden, alles andere dagegen interessierte sie nur wenig. Nur eine kleine Anzahl von Kolonien — z. B. Cypern und die Besitzungen in Nordafrika — war unter Anwendung von Gewalt erobert worden und erforderte, wenn man sie bewahren wollte, beständig die Anwesenheit von Truppen. Die Kolonialherrschaft der Phönizier — eine ausgesprochene Seemacht — ist oft mit der Kolonialwirtschaft der Portugiesen

in Indien zu Beginn der Neuzeit verglichen worden. Wahrscheinlich war sie noch loser aufgebaut und ging darum ebenso unmerklich wie diese ihrem Untergang entgegen. Die Stadt, die während der Blütezeit des phönizischen Reiches die wichtigste Rolle spielte, war Tyrus. Sie lag gleich vielen anderen syrischen Städten auf einer kleinen Insel nahe der Küste und konnte darum mit Recht von Hesekiel mit einem Schiffe verglichen werden, das an der Einfahrt des Hafens verankert liegt. Früher oder später wäre die Insel unzweifelhaft durch die versandende Wirkung der von Süden nach Norden verlaufenden Strömung zu festem Land geworden. So jedoch wurde dieser langsame Prozeß dadurch beschleunigt, daß Alexander der Große während seiner Belagerung der Stadt (332 v. Chr.) einen Damm vom Festland zur Insel bauen ließ. Dieser Damm wurde der Kern, um den die Natur Jahrhunderte hindurch weiterbaute, so daß die Stadt jetzt an der äußersten Spitze einer scharf markierten Landzunge liegt. Innerhalb der Stadtmauern war der Platz rar. Je mehr die Bevölkerung zunahm, desto höher wurden die Häuser — ganz ebenso, wie es der Fall mit einer anderen großen Hafenstadt war, mit Venedig, der es ebenfalls an Ausdehnungsmöglichkeiten in die Breite fehlte. In der römischen Kaiserzeit sagte man sogar, daß die Wolkenkratzer in Tyrus an Höhe selbst die höchsten Bauten Roms überträfen.

Inzwischen wuchs eine Stadt empor, die Tyrus und allen anderen phönizischen Städten sehr bald alle Macht nehmen sollte. Es war Karthago, dessen Herrschaft, im Gegensatz zu der Phöniziens, auf Eroberung von Ländern und wirklicher Macht begründet war. Gleichzeitig entwickelte sich Karthago zu einem Welthandelsplatz. Ursprünglich war es eine phönizische Kolonie, die noch lange nahe Verbindung mit der tyrischen Mutterstadt gehalten hat. So flüchtete jedesmal, wenn Tyrus belagert wurde, ob nun von den Assyrern, den Babyloniern oder von Alexander dem Großen, ein Teil seiner Bewohner nach Karthago. Der Übergang von einer phöni-

zischen zu einer karthagischen Handelsmacht auf den Meeren geschah also völlig unmerkbar. Natürlich traten jenseits der Straße von Gibraltar die Karthager als Entdeckungsreisende und Gründer von Kolonien gleichfalls in die Spur ihrer phönizischen Stammesgenossen.

Um die Mitte des vierten Jahrhunderts vor Christus hören wir von einem karthagischen Admiral Hanno, der einen großen Feldzug gegen die Westküste Afrikas leitete, mit dem Ziel, neue Kolonien zu erobern. Bei seiner Heimkehr ließ Hanno einen Bericht seiner Reise in einem karthagischen Tempel anschlagen, der uns bis zum heutigen Tage in griechischer Übersetzung erhalten geblieben ist. Er ist jedoch so unbeholfen abgefaßt, daß man bei einem Versuch, die Reise zu rekonstruieren, nur eine Reihe von Hypothesen aufstellen kann. Der Zweck der Reise scheint teils der gewesen zu sein, den schon an der Küste bestehenden Kolonien Entsatz zu bringen, weshalb man auch neue Kolonisten mitbrachte, deren Anzahl, sicherlich mit starker Übertreibung, auf 30 000 geschätzt worden sein soll, teils um Untersuchungen hinsichtlich der Gründung neuer Kolonien anzustellen. So wurde der letzte Teil eine tatsächliche Entdeckungsreise. Man ist sich nicht einig darüber, ob Hanno bis in den innersten Teil der Bucht von Guinea gelangt ist oder ob er nicht weiter als bis zur Sierra Leone vordringen konnte. Äußerst interessant ist die Erklärung, daß die Karthager auf dieser Reise auf einer kleinen Insel „wilde Menschen mit ganz behaartem Körper" gefunden hätten, „die man Gorillas nannte".

Mit Hanno segelte gleichzeitig eine andere Flotte unter dem Kommando seines Bruders Himilko nach der Westküste Europas ab, deren Bestimmungsort die Zinninseln waren. Über den Verlauf dieser Flottenfahrt sind in einem lateinischen Gedicht unklare Aufschlüsse vorhanden. Eigentliche Folgen von Bedeutung scheint diese Fahrt nicht gehabt zu haben. Die karthagischen Flottenbesuche in Britannien

sind sicher sehr häufig, aber doch nicht regelmäßig unternommen worden. Von den Küsten des nahe liegenden Festlandes holten die Schiffe große Klumpen Bernsteins, der in der damaligen Zeit eine sehr geschätzte Ware gewesen ist.

Natürlich liegt es nun nahe, zu fragen, ob sich phönizische oder karthagische Schiffe auch auf den offenen Ozean hinausgewagt und dort einige der westafrikanischen Inselgruppen entdeckt haben. Die Kanarischen Inseln sind schon seit langen Zeiten als „Glücksinseln" bekannt gewesen. Ferner hat man den kurzen Bericht eines älteren griechischen Verfassers gefunden, der von einigen Phöniziern berichtet, welche vom Sturm an eine Insel getrieben worden seien, die viele Tagereisen weit im Atlantischen Ozean läge. Die Insel wäre sehr bergig, doch fanden sie auch fruchtbare Ebenen, schiffbare Flüsse und die denkbar üppigste Vegetation dort. Auch die Karthager seien, so erzählt derselbe griechische Verfasser, später auf diese Insel gekommen und hätten dort Kolonien angelegt, die aber, da sie keine ausreichende Unterstützung vom Mutterlande erhielten, bald zugrunde gingen. Es ist möglich, daß diese Beschreibung auf Madeira hinweist, doch muß hervorgehoben werden, daß weder auf Madeira noch auf den Kanarischen Inseln die geringste Spur gefunden wurde, die darauf hindeutet, daß hier einmal der Sitz von phönizischen oder karthagischen Kolonien gewesen ist. Dagegen soll, so sagt man, auf der Azoreninsel Corvo ein solcher Fund gemacht worden sein. Ein schwedischer Kaufmann aus Göteborg, namens Podolijn, bekam 1761 in Madrid von einem spanischen Pater neun Goldmünzen aus Karthago und Cyrenaika. Von den Münzen wird behauptet, daß sie 1749 in einem zerschlagenen Tonkrug dicht an einer Mauer auf der Insel Corvo gefunden wurden. Die Münzen wurden in einer wissenschaftlichen Publikation, die in Göteborg erschien, abgebildet und beschrieben; sie scheinen aber später ganz verschwunden zu sein. Der Fund ist jedoch von so vielen Geheimnissen umgeben, daß man auf dieser Grundlage keine Entscheidung

fällen kann, ob die Karthager wirklich auf dieser Insel gewesen sind.

Mit dem Fall Karthagos (146 v. Chr.) waren endgültig alle Versuche der Phönizier erledigt, sich die Alleinherrschaft auf den Meeren zu sichern. Die ehemals so mächtigen Städte an der syrischen Küste spielten nur noch eine untergeordnete Rolle. Tyrus, die Stadt auf der Insel, die Stadt am Eingang des Meeres, war nun nicht viel mehr als ein Andenken an alles das, was einmal gewesen, eine verbleichende Erinnerung an verschwundene große Zeiten. Rom war nun die Weltstadt und herrschte selbst auf den großen Meeren.

Blicken wir auf die vergangenen Zeiten zurück, so werden wir die merkwürdige Wahrnehmung machen, daß die Bedeutung der phönizischen Küste als Handelsplatz stark geschwankt hat, je nachdem, ob das dahinterliegende mesopotamische Tiefland sich in einer Glanzperiode oder in einer Zeit des Niedergangs befand. In der römischen Kaiserzeit war Mesopotamien ein umstrittenes Grenzland; der große Verkehrsweg des Handels zwischen dem Mittelmeer und dem Indischen Ozean führte über Suez und das Rote Meer; Alexandria war das Zentrum des Welthandels, und die Städte Syriens mußten sich darein finden, ein bescheidenes Dasein zu fristen. Im Ausgang des Mittelalters, als das Bagdadkalifat blühte und die Kreuzfahrerstaaten gegründet wurden, lag die syrische Küste wieder im Brennpunkt des Handels. Tyrus erlebte eine neue Zeit der Blüte und Größe — aber die letzte. Als Mesopotamien nach dem Untergang des Kalifats immer mehr verfiel, verloren auch die alten phönizischen Städte ihre wirtschaftspolitische Führerstellung, die von Alexandria aufs neue übernommen wurde.

In unseren Tagen geht ja bekanntlich der Verkehr hauptsächlich über Suez und das Rote Meer; aber in dem gleichen Maße, wie Mesopotamien unter dem neuen Regime zu neuem Wohlstand kommen und sich aus dem Verfall erheben wird, so wird auch die syrische Küste etwas von ihrer ehemaligen

großen Bedeutung wiedergewinnen. Doch sind es nicht die in alten Zeiten führenden Phönizierstädte Tyrus und Sidon, die jetzt in den Vordergrund rücken, sondern eine Stadt, die früher ganz unbemerkt dalag, Berytus, das heutige Beirut, dessen Hafen den Anforderungen der heutigen Zeit besser entspricht.

PYTHEAS VON MASSILIA UND DAS ÄUSSERSTE THULE.

Die Kenntnisse des Altertums vom „hohen Norden" waren äußerst gering. Sicherlich haben die Phönizier wie die Karthager verschiedene kühne Züge unternommen; aber als echte Handelsvölker, die sie waren, suchten sie nur solche Länder auf, die sich gut zur Ausbeutung eigneten. Über Britannien hinaus sind ihre Handelsbeziehungen kaum gediehen. Selbst die Griechen, die den Grund zu einer wirklich wissenschaftlichen Geographie legten und von denen wir unsere Kenntnisse von der Weltvorstellung jener Zeiten herleiten — selbst dieses Volk hatte bei weitem nicht den umfassenden geographischen Horizont, den man ihm gewöhnlich zuschreibt. Ihre Schiffe liefen nur die Küsten des Mittelmeeres und des Schwarzen Meeres an, die Säulen des Herakles (die Straße von Gibraltar) kennzeichneten die Grenze ihrer Schiffahrt nach Westen.

Einmal hatte zwar der Grieche Pytheas von Massilia, der mit Aristoteles und Alexander dem Großen ungefähr gleichzeitig lebte, eine Reise nach den nördlichsten Küsten Europas unternommen und auf dieser Reise das nördlichste aller damals bekannten Länder der Erde, das Land oder die Insel Thule, besucht oder Aufklärungen darüber gesammelt. Aber diese Fahrt blieb die einzige ihrer Art, denn Pytheas hatte keine Nachfolger, und seine Aufzeichnungen blieben während des ganzen Altertums die Quelle, aus der die Griechen schöpften, wenn es sich um Aufschlüsse über den nördlichen Ozean und seine Inseln handelte. Sein Name erhielt jedoch einen seltsam legendarischen Klang, und die Richtigkeit seiner Aufzeichnungen, die ja kein Reisender bestätigen konnte, wurde angezweifelt. Der ungemein eifrige griechische Geograph Strabo,

Polskie Towarzystwo Geograficzne Biblioteka Geograficzna

der zur Zeit vor Christi Geburt lebte, nannte ihn rundheraus den „lügnerischen Pytheas". Auf der anderen Seite wissen wir glücklicherweise, daß schon im Altertum kompetente Leute seine Schilderungen als zuverlässig betrachtet haben. In der Gegenwart hat er das erhalten, was man eine wissenschaftliche Rehabilitierung nennen könnte; hat man ihn doch sogar — vielleicht mit etwas starker Übertreibung — „den ersten Nordpolfahrer" genannt

Wir wollen erst in einigen Worten die weltpolitische Situation jener Zeit besprechen, zu der Pytheas seine Reise unternahm. Nach und um 700 v. Chr. suchten sich die griechischen Kolonien an der Küste Kleinasiens und auf den vorgelagerten Inseln ein größeres Wirkungsfeld und legten erst im Schwarzen Meer, später auch in den westlichen Gewässern, Kolonien an. Um das Jahr 600 v. Chr. wurde an der Mündung der Rhone die Stadt Massilia, das jetzige Marseille, gegründet. Die Lage war vorzüglich und, vom merkantilen Standpunkt betrachtet, so günstig, daß es kaum nur ein Zufall gewesen sein kann, die Stadt gerade an dieser Stelle anzulegen. Es ist möglich, daß sie ein schon bestehender phönizischer Handelsplatz gewesen ist, den man eroberte und von dem man alle Handelsbeziehungen übernahm. An der Rhone entlang führte ein uralter Handelsweg nach Norden zur Nordsee. Auf diesem Weg wurde zum mindesten ein nicht geringer Teil jenes Bernsteins befördert, der auf den Märkten des Altertums gehandelt wurde.

Massilia wurde so ein wichtiges Handelszentrum im westlichen Mittelmeerbecken. Es gründete selbst Kolonien in Spanien und nahm beständig an Wohlstand zu. Sein gefährlichster Nebenbuhler war natürlich Karthago, mit welcher Stadt es auch bei verschiedenen Gelegenheiten zu einem Streit mit den Waffen kam. Karthago besaß darin einen Vorteil, daß es die Straße von Gibraltar und damit jeden Handel mit Ländern jenseits der Straße beherrschte. In Wirklichkeit lag in den Worten, die später zu einem symbolischen Sprich-

wort wurden, nämlich, daß die Säulen des Herakles die Grenze für das Unbekannte seien, die nicht überschritten werden dürfte, eine bittere Wahrheit. Denn vom Jahre 509 v. Chr. ab führte Karthago viele Jahrhunderte hindurch eine rücksichtslose Absperrung der Straße durch, so daß kein Schiff ohne seine Erlaubnis passieren konnte.

Daß Pytheas unter diesen Umständen doch seine Reise unternehmen konnte, mag rätselhaft erscheinen. Die Erklärung liegt entweder darin, daß sie zu einem Zeitpunkt angetreten wurde, an dem zufällig zwischen den beiden Städten Eintracht herrschte und die Passage darum frei war oder — und das ist wohl das wahrscheinlichste — daß Pytheas persönlich mit dem karthagischen Oberbefehlshaber eines Schiffes eine Freundschaft angeknüpft hatte und die Reise auf seinem Schiff unternahm. Eine bestimmte Zeitangabe läßt sich für die Reise nicht machen; man kann aber mit Sicherheit annehmen, daß sie ungefähr gleichzeitig mit dem Asienfeldzug Alexanders des Großen stattgefunden hat.

Pytheas war ein mathematisch und nautisch ausgebildeter Mann, der imstande war, zuverlässige astronomische Messungen anzustellen. Er hinterließ eine Arbeit mit dem Titel „Vom Meer", die keine Reisebeschreibung, sondern beinahe ein mathematisch-geographisch-philosophisches Handbuch ist, ähnlich einer langen Reihe von mehr oder weniger berühmten Abhandlungen des Altertums, die den gleichen Titel führen. Aber der am meisten geschätzte Abschnitt des Werkes war doch der, welcher vom nördlichen Ozean handelt und in dem der Verfasser mit einem solchen Gewicht spricht, wie es die aus erster Hand stammende Kenntnis des Gebietes bedingt. Das Werk als Ganzes ist verlorengegangen; wir besitzen jedoch noch kleinere Teile desselben, die uns durch Zitate verschiedener griechischer und lateinischer Verfasser erhalten geblieben sind. Die umfangreichste Sammlung ist bei Strabo vorhanden, der jedoch leider dem Pytheas feindlich gesinnt war, wodurch dieser von Anfang an der Nachwelt gegenüber

in ein recht schiefes Licht gerückt wird. Strabo kann kein eigenes Urteil fällen, sondern beruft sich ausschließlich auf den anderthalb Jahrhunderte älteren Geschichtsschreiber Polybios. Dieser hatte auf langen Reisen, die er an den Küsten des Mittelmeeres unternommen hatte, reiche Erfahrungen gesammelt; außerdem war er eine nüchterne Natur, die sich besonders darin zeigte, daß er kühl alles bezweifelte, was ihm märchenhaft vorkam. Vielleicht hat auch bei der vernichtenden Verurteilung des Pytheas von seiten Strabos der Neid eine Rolle gespielt.

Aber wenn auch die Geographen des Altertums, die der beschreibenden, historischen Schule angehörten, sich in einem gewissen Abstand von Pytheas hielten, so genoß er doch zum Ersatz dafür bei den mathematisch-astronomisch Gebildeten ein unvermindertes Ansehen. Besonders muß an drei Wissenschaftler, die auf den Aufzeichnungen Pytheas' weiterbauten, bei dieser Gelegenheit erinnert werden: an Eratosthenes, den berühmten alexandrinischen Geographen (um 200 v. Chr.), an Hipparch, hauptsächlich als Astronom bekannt (um 130 v. Chr.), und an den Philosophen Poseidonius aus Rhodos (um 100 v. Chr.).

Es spricht günstig für Pytheas, wenn Hipparch seine Messungen für so wertvoll hielt, daß er sie in sein großes Verzeichnis über die Bestimmung der Breitengrade aufnahm. Damit verhielt es sich so, daß Hipparch eine Tabelle der einzelnen astronomischen Phänomene, die sich an jeden einzelnen Breitengrad knüpften, ausgearbeitet hatte: die Höhe der Sonne über dem Horizont zur Mittagszeit, die Länge der kürzesten und längsten Tage des Jahres usw. Wenn er nun von verschiedenen Orten der Erdoberfläche gleichlautende Mitteilungen erhielt, so konnte er den Breitengrad des Ortes bestimmen, der dann auf einem besonderen Verzeichnis vermerkt wurde. Er war der Meinung, daß es erst dann möglich wäre, eine genaue Weltkarte aufzustellen, wenn man eine große Anzahl gleichlautender Breitengradbestimmungen hätte.

Es versteht sich von selbst, daß Hipparch nie mit seiner Karte fertig wurde, denn das Netz der festen Punkte war zu dünn. Für uns aber ist es von Interesse zu wissen, daß er sich, was den „hohen Norden" betrifft, der Messungen der Sonnenhöhe bediente, die Pytheas in Britannien und an anderen Orten vorgenommen hatte.

Den Verlauf dieser Reise kann man — wenigstens in groben Zügen — dank den vielen Zitaten und Hinweisen bei Strabo rekonstruieren. Zuallererst muß daran erinnert werden, daß Pytheas alle Entfernungen stets in Tagereisen angab. Gewöhnlich rechnet man nach den Aufzeichnungen jener Zeit eine Tagereise gleich 1000 Stadien oder 185 km. Man kann sich jedoch bei näherem Überlegen selbst sagen, daß, solange die Reise durch unbekannte Gewässer führte, die Fahrt sehr vorsichtig fortgesetzt werden mußte, wodurch die Tagereisen bedeutend kürzer wurden, als man gewöhnlich annimmt. Diese Verhältnisse haben jedoch die Kritiker des Pytheas im Altertum übersehen, was sie veranlaßte, ihm fehlerhafte Berichte zur Last zu legen.

Das erste Ziel nach der Durchfahrt durch die Säulen des Herakles war Gades (Cadiz), die uralte, weitberühmte phönizische Kolonie. Von hier bis zum Sacrum Promontorium, dem jetzigen Kap Sao Vicente, rechnet Pytheas nicht weniger als fünf Tagereisen. Dieses langsame Vordringen muß wohl durch die besondere Beschaffenheit des Fahrwassers erklärt werden. Pytheas hatte hier die Gelegenheit, eine Küste kennenzulernen, an der die Ebbe unaufhörlich mit der Flut wechselte. Später sollte seine Erfahrung auf diesem Gebiet in England und an den Küsten der Nordsee noch vertieft werden. Nach Mitteilungen aus dem Altertum soll er der erste gewesen sein, der die Gezeiten mit den Bewegungen des Mondes in Verbindung setzte. Später baute Poseidonius diese Theorie weiter aus.

Weiter ging die Reise an der Westküste der spanischen Halbinsel entlang. Das Fahrwasser war bekannt. Phönizische

und karthagische Schiffe liefen oft die Provinz Galicien an. Von der nordwestlichen Ecke Spaniens bis zur Insel Uxisame (Quessant) vor der Bretagne rechnet Pytheas nur drei Tagereisen. Wir müssen darum annehmen, daß er nicht vorsichtig der Küste folgte, sondern daß er kurzerhand quer über den Golf von Biskaya fuhr, wodurch die Annahme wahrscheinlich wird, daß er in den Spuren der Karthager oder sogar auf einem karthagischen Schiffe segelte. Nach der Bretagne erreichte Pytheas wahrscheinlich das Ziel seiner Reise: Großbritannien oder genauer Cornwall, die südwestliche Halbinsel des Landes. In seinem Massilia hatte er oft dunkle Reden von einem Lande gehört, das das kostbare Zinn, eine der geschätztesten Waren auf dem Markte seiner Heimatstadt, hervorbrachte. Nun bot sich ihm die Gelegenheit, diese Zinninseln selbst zu besuchen. Er war der erste Grieche, der von den beiden großen Hauptinseln, die er wahrscheinlich unter den keltischen Namen Albion und Iérne (Erin) kennenlernte, ausführliche Berichte mit nach seiner Heimat brachte.

Nachdem er die Erforschung Britanniens vollendet hatte, soll Pytheas, wie Polybios zu berichten weiß, die Küsten des nördlichen Ozeans „bis nach Tanais", d. h. bis zur Mündung des Don, besucht haben. Zu diesem Abschnitt der Reise werden wir später noch zurückkehren. Nach dem Zitat zu urteilen, scheint Pytheas jedoch erst eine Umsegelung Britanniens vorgenommen zu haben. Nach seiner Beschreibung war die Insel dreiseitig, wie Sizilien, doch mit ungleich großen Seiten. Am kleinsten, sagte er, sei die Südseite des Dreiecks, zwischen den Landzungen von Belerion (Kap Lands End) und Kantion (Kent), mit einer Strecke von nahezu 7500 Stadien. Zwischen Kantion und Orkas, dem nördlichsten Punkt der Insel, wird die Entfernung auf 15000 Stadien, also auf das Doppelte, angegeben, während die dritte Seite des Dreiecks, zwischen Orkas und Belerion, mit 20 000 Stadien angegeben ist. Der Umfang der ganzen Insel sollte also danach 42 500 Stadien betragen. Die genannten Zahlengrößen kommen

bei verschiedenen Schriftstellern des Altertums vor, unter anderen auch bei Strabo, der sie mit der ironischen Bemerkung versieht, daß man dem, der so freimütig bei verhältnismäßig bekannten Ländern lügt, natürlich, wenn er von entfernter liegenden Orten spricht, keinen Glauben schenken dürfte. Strabo lebte und schrieb zu einer Zeit, in der die römischen Heere Britannien bereits einen Besuch abgestattet hatten; er hatte also recht genaue Berichte, auf denen er fußen konnte, und er fühlte sich darum ungeheuer überlegen.

In Wirklichkeit sind die Zahlen des Pytheas — wenn sie überhaupt insgesamt von ihm stammen — in hohem Grade übertrieben. Wenn wir den Umfang Britanniens in Stadien ausdrücken wollen, so erhalten wir höchstens die Zahl 17 000, also bedeutend weniger als die Hälfte jener Zahl, die Pytheas angegeben hatte. Aber diese große Abweichung von der Wirklichkeit läßt sich leicht erklären, wenn nämlich Pytheas, was sehr wahrscheinlich ist, die Längen in Tagereisen angegeben und also aufgeschrieben hat, daß er 20 Tagereisen an der Nordwestküste, 15 an der Ostseite und $7^1/_2$ an der Südseite brauchte. Diese Zahlen haben dann seine griechischen Nachbeter kritiklos in Stadien umgewandelt, indem sie sie mit 1000 multiplizierten, obgleich die Tagereisen in den unbekannten Fahrwässern selbstverständlich viel kürzer gewesen sind, als man sie gewöhnlich zu berechnen pflegte.

Den nördlichsten Punkt Britanniens nennt Pytheas, wie bereits erwähnt, Orkas; einen Namen, den wir in den Orkneyinseln wiederfinden. Es liegt nahe anzunehmen, daß er auch die Shetlandinseln besucht und auf diesem nördlichen Vorposten Auskünfte über das nur sechs Tagereisen entfernt liegende Land Thule eingeholt hat. Man kann sicher davon ausgehen, daß er wenigstens einen Vorstoß in den nördlichen Ozean gemacht hat; ob er aber persönlich in Thule gewesen ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit feststellen. In einem Fragment heißt es ausdrücklich, daß es sicher nur ein näher beschriebenes Naturphänomen gewesen sei, das er selber beob-

achtet hätte, während er „all das übrige nur daher kannte, daß er es sich hatte erzählen lassen." Es steht jedoch fest, daß sowohl Pytheas als auch alle, die ihn zitierten, Thule als das nördlichste aller bekannten und bewohnten Länder der Erde betrachteten.

Nachdem Pytheas an der Ostküste Britanniens entlanggesegelt war, durchquerte er das Meer bis zur Mündung des Rheins und folgte später der Nordseeküste „bis nach Tanais", wie es heißt. Tanais oder der Don wurde gewöhnlich als die Grenze Europas betrachtet. Der Ausdruck soll darum sicher bedeuten: „an der ganzen Nordküste Europas entlang". Selbstverständlich darf man diesen summarischen Ausdruck nicht allzu wörtlich nehmen. Aus einem anderen Fragment wissen wir, daß Pytheas, nachdem er 6000 Stadien zurückgelegt hatte — oder besser: sechs Tagereisen —, eine Bucht erreichte, die Mentonomon genannt wurde und die kaum eine andere als der Jadebusen gewesen sein kann. Eine Tagereise davon entfernt, heißt es weiter, lag die Insel Abalus, ohne Zweifel Helgoland. Man wird also sicher mit Recht behaupten können, daß Pytheas zum mindesten die Elbmündung erreichte, vielleicht auch etwas weiter kam. Er befand sich somit in dem Ursprungsland des Bernsteins, der andern Ware, die seine Vaterstadt aus dem Norden bezog. Wenn er mit seiner Reise die Absicht verfolgte, eine kaufmännische Rekognoszierung zu unternehmen, dann war seine Aufgabe hier zu Ende, und er konnte wieder heimwärts fahren.

Innerhalb der griechischen Kulturwelt erweckte die Reise des Pytheas berechtigtes Aufsehen. Beträchtliche Strecken neuen Landes waren durch sie zu den bereits bekannten Gebieten hinzugekommen. Timäos, einer der jüngeren Zeitgenossen des Pytheas, lebte in Athen und schrieb dort seine Geschichtsbücher nieder, zu denen er die Aufzeichnungen des Pytheas benutzte. In Alexandria und Rhodos empfing man die Nachrichten von dem fernsten Land der Welt im nördlichen

Meer mit größtem Interesse. Wertvolles Material physisch-geographischer und astronomischer Art ist der Nachwelt erhalten geblieben. Auch in der schönen Literatur hinterließ die Reise des Pytheas Spuren. Wir kennen zum wenigsten einen Roman mit dem Titel „Wunder jenseits von Thule", der von dem sonst ganz unbekannten Antonius Diogenes verfaßt wurde.

Vielleicht war es gerade der Name „Das äußerste Thule", wie es genannt wurde, der die Phantasie beschwingte. Wir wollen nun ein wenig näher betrachten, was die Literatur des Altertums von diesem Lande zu sagen hat.

Bei Strabo heißt es kurz und bündig: „Pytheas zufolge liegt Thule sechs Tagereisen nördlich von Britannien und in der Nähe des erstarrten Meeres." Plinius weist eine fast gleiche Erklärung auf. Eine andere Quelle gibt den Abstand auf sieben Tagereisen an. Die Verschiedenheit der Angaben beruht natürlich darauf, von welchem Teil Britanniens man seinen Ausgangspunkt genommen hat: von Schottland oder den davor liegenden Inseln.

Sehen wir nun auf die Karte, so werden wir sofort bemerken, daß in dem angegebenen Abstand nach Norden zu kein Land zu finden ist, ob man nun Schottland oder die Shetlandinseln als Ausgangspunkt wählt. Nur dadurch, daß man vom Kurse stark in westlicher Richtung abweicht, erreicht man Island, während die entsprechende Kursabweichung nach der östlichen Richtung nach Norwegen führt. Diese beiden Länder, Island und Norwegen, sind darum die einzigen, von denen man annehmen kann, daß sie bei einem Versuch, das Thule des Pytheas zu identifizieren, in Betracht kommen. Eine alte Anschauung, nach welcher Thule mit den Shetlandinseln identisch ist, können wir außer Betracht lassen — sie fällt durch ihre eigene Unwahrscheinlichkeit.

Merkwürdigerweise hat man Island seit seiner Entdeckung und der Besitzergreifung in der letzten Hälfte des neunten Jahrhunderts durch die Nordländer, und auch seitdem die moderne Kritik ernsthaft einsetzte, für das Thule der Alten

gehalten. Es muß zugegeben werden, daß verschiedene der erhaltenen Berichte über dieses „äußerste" Land des Altertums im Norden besonders gut auf Island zutreffen. Die Entfernung bereitet keine Schwierigkeiten, und der Ausspruch Strabos von der Nähe des erstarrten, d. h. zugefrorenen Meeres, scheint besser für seine als für die norwegischen Küsten zu passen. Es besteht aber ein ganz besonderer Grund, der von der Islandhypothese Abstand nehmen läßt.

Thule war nach mehreren übereinstimmenden Mitteilungen bewohnt. Dagegen wissen wir von Island, daß sich um das Jahr 900, ehe die Nordländer das Land entdeckten, einige irische Mönche hier niedergelassen hatten, während vor ihrer Zeit die Insel von keinem menschlichen Wesen besiedelt war. Es muß jedoch hinzugefügt werden, daß ganz kürzlich (erst im Jahre 1927) der allzu frühzeitig verschiedene schwedische Geograph Karl Samuelsson, der Island durch wissenschaftliche Reisen aus eigener Anschauung kannte, seine Identität mit Thule angenommen und verteidigt hat. Auf alle Einwendungen, die das Bewohntsein betrafen, antwortete er unbefangen, daß man sich bei dieser Frage nicht allzu kategorisch aussprechen dürfe. Eine vornordische oder vorirische Bevölkerung kann man evtl. annehmen; bei den unerhört stark erodierenden Kräften aber, die sich auf der Insel geltend machen, besteht nur wenig Aussicht, daß man jemals Spuren einer solchen Besiedlung finden wird.

Indes läßt ein anderer Umstand auch die Norwegenhypothese höchst annehmbar erscheinen. Wenn jemand uns fragte, in welcher der beiden obengenannten Kursabweichungen nach Westen (nach Island zu) oder nach Osten (nach Norwegen) ein nach Norden segelndes Schiff getrieben werden müßte, so würden wir uns keinen Augenblick bei der Antwort besinnen. Sowohl die Meeresströmungen als auch die Winde gehen in diesen Gegenden direkt nach Osten oder Nordosten, so daß ein Schiff unfehlbar in der Richtung nach Norwegen zu abgetrieben würde.

Die „Barbaren", mit denen Pytheas in Schottland oder auf den Shetlandinseln in Berührung kam, standen vermutlich mit den Menschen in Thule in Verbindung, und der Teil Norwegens, von dem man annehmen muß, daß er für sie am günstigsten lag, ist die Gegend um den Trondhjemfjord. Bis hierher ist auch Pytheas gekommen, wenn er — wofür man zwar keinen Beweis hat, was aber auch andererseits nicht bezweifelt werden kann — den Anweisungen, die man ihm

Karte, die die Eisgrenze im nördlichen Meer im Juni darstellt

gab, Folge leistete und sich in den Spuren seiner Gewährsleute auf die Reise in dieses Land im Norden begeben hat.

Eines der wichtigsten, wenn auch wortkargsten Pytheaszitate, das von dem Astronomen Geminos aus Rhodos (etwa um 70 v. Chr.) mitgeteilt wird, erzählt von der Lage: „In diesen Gegenden scheint auch der Massilier Pytheas gewesen zu sein, denn er berichtet in seiner Abhandlung über das Meer: „Die Barbaren zeigten uns die Stelle, an der die Sonne unterging. Es geschah nämlich in diesen Gegenden, daß die

Nacht sehr kurz war, an einer Stelle zwei, an einer anderen drei Stunden, so daß die Sonne kurze Zeit, nachdem sie untergegangen war, wieder aufging." Eine Nacht von drei Stunden zur Mittsommerzeit entspricht einem Breitengrad von ungefähr $63^1/_2$, eine Nacht von zwei Stunden ungefähr $64^1/_2$, was ausgezeichnet für die Gegend um Trondhjem paßt."

Das Land Thule reichte jedoch ganz sicher bis in den Polarkreis. Bei Strabo finden wir nämlich folgendes: „Pytheas von Massilia sagt von Thule, daß es, wenn man von Britannien aus weitersegelt, das am nördlichsten liegende Land sei und daß dort der Sommerwendekreis mit dem arktischen Wendekreis zusammenfällt, aber kein Schriftsteller berichtet davon, inwieweit Thule eine Insel ist und ob man an der Stelle, wo der Sommerwendekreis mit dem arktischen Wendekreis zusammenfällt, bewohnte Gegenden findet."

Dieser letzte Ausdruck kann vielleicht etwas sinnlos erscheinen, wird aber sofort leichter verständlich, wenn man daran erinnert, daß die Griechen, wenigstens in der älteren Zeit, mit dem Ausdruck „arktischer Wendekreis" die Bahnen aller zirkumpolaren Sterne bezeichneten. Jeder Flecken der Erdoberfläche hatte darum einen arktischen Wendekreis. In den Gegenden, in denen die Sonne zur Mittsommerzeit nicht unterging, mit anderen Worten zirkumpolar war, also um den von uns so genannten Polarkreis, fielen demzufolge die arktischen Wendekreise dieser Orte mit dem Wendekreis des Krebses zusammen. Daß in Thule der Sommerwendekreis mit dem arktischen Wendekreis zusammenfällt, bedeutet daher nur, daß das Land bis zum Polarkreis reichte.

Ein Fragment, das die Besiedlung Thules und die dortigen Lebensbedingungen behandelt, findet man auch bei Strabo. Die Stelle ist schon allein dadurch interessant, daß der Mann, der sonst in allen Dingen Pytheas tadelt, sich wenigstens einmal genötigt sieht, ihm Anerkennung zu zollen. Die Einleitung lautet zwar nur sehr wenig lobend: „Aber noch unsicherer", schreibt er, „ist doch, der großen Abstände wegen,

unsere Kenntnis von Thule, von dem gesagt wird, daß es das nördlichste aller Länder sei." Dann warnt er seine Leser, allzuviel Vertrauen zu den Berichten des Pytheas zu hegen, fährt jedoch gleich darauf fort: „Was jedoch die klimatischen Phänomene und die mathematischen Beobachtungen anbetrifft, so scheint auf seine Aufzeichnungen doch Verlaß zu sein. Es ist auch richtig, wenn er bemerkt, daß in Gegenden, die in der Nähe der kalten Zone liegen, entweder keine oder nur äußerst wenige Haustiere und angebaute Pflanzen zu finden sind und daß man sich in solchen Gegenden von Hirse und wild wachsenden Kräutern ernährt. Die Menschen aber, die Korn anbauen und Honig sammeln, brauen auch daraus ein Getränk. Und zu der Zeit, zu der kein klares Sonnenwetter herrscht, dreschen sie ihr Getreide in großen Gebäuden, in denen sie die Ähren aufbewahren. Dreschplätze sind nämlich wegen des Regens und aus Mangel an anhaltendem Sonnenschein dort nicht verwendbar."

Hier stehen wir sicher vor dem ersten Bericht von der Natur und dem Leben in Skandinavien. Schade nur, daß wir nicht wissen, wieweit Pytheas aus eigener Erfahrung sprach oder nur Berichte wiedergab, die er bei der Bevölkerung im nördlichsten Teile Britanniens gesammelt hatte.

Schließlich finden wir noch einen kleinen, aber sehr unklaren Abschnitt der Thuleschilderung des Pytheas aufbewahrt, nämlich den merkwürdigen Abschnitt von den Meereslungen. Strabo schreibt: „Hierzu fügt er (Pytheas) noch einen Bericht über Thule und die umliegenden Gegenden, in denen weder Erde noch Meer und Luft ein gesondertes Element, sondern zu einem Ganzen vermischt sind, ähnlich wie die Meereslunge, von der man behauptet, daß in ihr Erde, Wasser und alles in der Schwebe erhalten werden; es war gleichsam alles wie mit einem Bande zusammengeknüpft und bot keine Möglichkeit, sei es zu Fuß oder zu Schiff, es zu befahren. Dasjenige, was einer Lunge glich, hatte er selber gesehen, das andere kannte er nur durch das, was er sich hatte erzählen lassen."

Bei der Beurteilung dieser merkwürdigen Stelle müssen wir uns zu allererst daran erinnern, daß Strabo schon gleich von Anfang an Pytheas und allem gegenüber, was dieser zu berichten hat, eine ablehnende Haltung einnimmt. Er hatte nur die Absicht, die betreffende Stelle lächerlich zu machen, war aber in keiner Weise bestrebt, ihren Sinn zu deuten. Die modernen Versuche, zu erklären, was mit den Meereslungen eigentlich gemeint sein könnte, sind daher sehr verschiedenartig gewesen, und zu voller Klarheit darüber ist man bisher noch nicht gekommen. Eine Wasseroberfläche, die im Begriff ist zu gefrieren, würde sicher in ganz anderer Weise beschrieben worden sein. Vernünftiger lautet die Annahme, die auf den dichten Nebel an der Küste Norwegens hinweist, der sich sicher derart bilden kann, daß es aussieht, als ob die Elemente zu einem Ganzen zusammengeschmolzen sind, durch das man sich unmöglich einen Weg bahnen kann.

Für diejenigen, die in Übereinstimmung mit dem obenerwähnten Samuelsson annehmen, daß Island Thule gewesen ist, eröffnet sich eine andere Möglichkeit. Man hat oft nach vulkanischen Ausbrüchen auf der Insel oder unterseeischen Eruptionen im Meere in der Nähe der Insel die Wasseroberfläche mit Bimstein bedeckt sehen können, soweit das Auge reichte. „Diese lufterfüllten Bimsteinblöcke, die, auf dem Meere schwimmend, weder Erde, Wasser noch Luft, sondern alle drei Dinge zugleich sind, die die Schiffahrt behindern und die man nicht ohne Gefahr betreten kann — diese poröse und in ihrer Struktur an das Gewebe der Lungen erinnernde Masse hätte kaum besser beschrieben werden können." (Samuelsson). Das Phänomen ist sicher nicht so außergewöhnlich selten gewesen, als daß die Gewährsleute des Pytheas es nicht oft hätten beobachten können. Das Strabozitat setzt jedoch voraus, daß Pytheas selbst Zeuge dieses seltsamen Schauspiels gewesen ist.

Die zufriedenstellendste Erklärung scheint mir jedoch die zu sein, welche der Deutsche Gerland gegeben hat. Er hat

bewiesen, daß im Altertum, wenigstens in Seefahrerkreisen, der Name Meerlunge die Bezeichnung für ein phosphoreszierendes Licht war, welches die Seefahrer oft auf dem Meer wahrnehmen und als ein Sturmanzeichen deuten, Meerlunge, lateinisch pulmo marinus, war auch der Name für eine Qualle, von der man annahm, daß sie die Ursache des Leuchtens sei, eine Annahme, die sich bis in unsere Tage erhalten hat. Die Erscheinung „Meerlunge" war also nautisch erfahrenen Leuten wohlbekannt, und Pytheas konnte mit gutem Grund darauf hinweisen, wenn er ein Phänomen beschreiben wollte, das seiner Ansicht nach mit diesem Ähnlichkeit zu haben schien. Welches Phänomen kann das aber gewesen sein? Gerland meint, daß es das Nordlicht gewesen sein muß, das für den Südländer ein völlig neues Erlebnis war. Es muß eingeräumt werden, daß der Vergleich sehr unklar ist und daß sich das Ganze für einen Menschen mit den kritischen Anlagen eines Strabo als märchenhafter Unsinn ausgenommen haben muß.

Der rätselhafte Bericht von den Meerlungen ist sicher die eigentliche Ursache gewesen, daß der Name Thule in ein so mystisches Licht rückte. Bei einer näheren Durchsicht alles dessen, was man bruchstückweise über das Land im Norden sammeln konnte, verschwinden die meisten dieser Geheimnisse jedoch sehr bald. Aber die Reise des Pytheas bleibt als eine Großtat bestehen. Von geographischer Seite betrachtet, war er der erste, der die einschnürende Straße von Gibraltar besiegte und die endlosen Weiten des nördlichen Ozeans bereiste. Von unserem Gesichtspunkt gesehen, ist er der erste wissenschaftlich gebildete Grieche, der unsere nordischen Gewässer befuhr und von ihnen zuverlässige Schilderungen mit heimbrachte.

DIE ENTDECKUNG AMERIKAS.

Der oftmals genannte Geograph Strabo hat einem seiner Werke eine Bemerkung vorangestellt, welche in seltsamer Weise auf die größte geographische Entdeckung aller Zeiten vorausdeutet. Wie alle gelehrten Männer seiner Zeit sah Strabo die Kugelform der Erde als eine unbestreitbare Tatsache an. Was die Frage der Verteilung von Land und Meer betraf, so gehörte er zu denen, die da meinten, daß das bekannte Festland in seiner Ausdehnung von Westen nach Osten innerhalb der gemäßigten Zone — von der spanischen Küste am Atlantischen Ozean bis zum äußersten China — ziemlich ein Drittel der Erdoberfläche betrage. Die restlichen zwei Drittel waren entweder ein einziger gewaltiger Ozean oder aber — und das hielt Strabo für am wahrscheinlichsten — es fand sich dort auf jenem unerforschten Teile der Erde ein zweiter unbekannter Erdteil, vielleicht auch mehrere — die meerumschlungene Heimat fremder Rassen. Die scharfsinnige Ahnung des griechischen Gelehrten blieb in der Folgezeit unbeachtet. Noch fünfzehn Jahrhunderte bewahrten die Weltenmeere ihr Geheimnis.

In dieser ganzen Zeit, wo der ferne Kontinent unbekannt blieb, können seine Küsten doch zuweilen von Männern aus der alten Welt — sowohl von Westen wie von Osten her — betreten worden sein, von Schiffbrüchigen, die niemals zurückkehrten, die niemals Gelegenheit fanden zu erzählen, was sie gesehen hatten. In einem einzigen Fall ist solch eine zu-

fällige Entdeckung bekannt geworden und der Nachwelt erhalten geblieben. Zwar war sie nur eine Episode, deren Bedeutung die Mitwelt nicht erfaßte; in dem Licht der Erfahrungen späterer Zeiten gesehen, hat sie dennoch ihr Interesse.

Weit im Norden, wo die Kontinente sich am Pole nähern, ist das Meer, welches im Westen die alte Welt von der neuen trennt, von verhältnismäßig geringer Breite. Dieser nördliche Teil des Atlantischen Ozeans war bereits im frühen Mittelalter der Tummelplatz für eine Schar überaus tüchtiger und kühner Seefahrer. Die Normannen wagten sich auf ihren gut gebauten, schnellsegelnden kleinen Schiffen weit nach Westen auf den Ozean hinaus und entdeckten und gründeten Kolonien auf Island und Grönland. Von der letztgenannten Insel hatten sie einen kürzeren Weg nach der Küste des amerikanischen Festlandes als nach der norwegischen Küste. Die natürliche Folge dieses Umstandes blieb nicht aus. Ein Grönlandfahrer wurde einmal wegen des dichten Nebels aus dem Kurs gebracht und sichtete, als das Wetter später besser wurde, eine Küste mit niedrigen, waldbewachsenen Höhen. Es war das amerikanische Festland. Der Bericht von der neuen „Insel" gab den Anstoß zu verschiedenen Entdeckungsreisen, die diese zum Ziel hatten — die erste soll angeblich im Sommer des Jahres 1000 unternommen worden sein. — Diese Reisen findet man ausführlich in einer alten isländischen Sage beschrieben. Die Normannen folgten der Küste nach Süden bis zu einer Gegend, die sie Weinland nannten, weil dort wilde Trauben in Massen wuchsen. Auf Grund ihres Berichtes, daß die Wintertage niemals kürzer als neun Stunden gewesen sein sollen, hat man berechnet, daß das Weinland an der Stelle des jetzigen Nova Scotia oder Maine gelegen haben muß. Hier gründeten die Normannen in der Neuen Welt die erste europäische Kolonie. Jedoch bereits nach drei bis vier Jahren wurde sie wieder aufgegeben. Von der Zeit danach hat man nur noch wenige und vereinzelte Mitteilungen von Reisen nach dem Weinland. Um die Mitte des

vierzehnten Jahrhunderts scheint das Land schon ganz vergessen gewesen zu sein.

Der Grund, daß der Kolonisationsversuch mißglückte, lag in der feindlichen Gesinnung der Eingeborenen. Denn die alte isländische Sage schildert ausführlich die ersten Zusammenstöße zwischen der weißen und roten Rasse — sie ist unbestritten das älteste Indianerbuch, das wir besitzen. Die Nordländer nannten die Eingeborenen „Schwächlinge" und beschrieben sie als dunkelhäutige Menschen von wildem und grausamem Aussehen, mit verfilzten Haaren, großen Augen und breiten Backenknochen. Mit diesen Wilden begannen sie einen Tauschhandel. Die „Schwächlinge" verkauften ihnen kostbare Häute für Fetzen roten Tuches, das sie um den Kopf gewickelt tragen konnten. Sie wollten auch die Stahlwaffen der weißen Männer kaufen, die bei ihnen große Bewunderung erweckten, aber die Waffen waren nicht verkäuflich. Ihre eigenen Waffen bestanden aus Steinbeilen, Schleudern und Pfeilen. Nach und nach entstanden jedoch Streitigkeiten. Wir lesen von Meuchelmorden in den Wäldern, von Überfällen auf die Neusiedlungen, wobei die Eingeborenen in ihren Kanus unter wildem Geheul herangestürmt kamen und nur mit größter Mühe zurückgetrieben werden konnten. Während der Kampf zwischen den Gegnern auf den Ufern tobte, benutzten die Angreifer ein eigentümliches Kampfmittel, das sich Jahrhunderte später als für die Kampfesweise des Algonkinindianerstammes charakteristisch erwiesen hat. Von einer langen Stange wurde ein gewaltiger Stein, der in eine Haut eingenäht war, über die Häupter der Normannen geschleudert und fiel mit einem unheimlichen Laut zur Erde. Es war der sogenannte „Teufelskopf" der Algonkinindianer, mit dem sie ihren Feinden Entsetzen einflößen wollten.

Bei solchen fortgesetzten Schwierigkeiten konnten die Kolonien nicht lange bestehen, zumal für die Normannen kein zwingender Grund vorlag, um jeden Preis im Lande zu bleiben. Der Überschuß an Energie, den die nordische Rasse

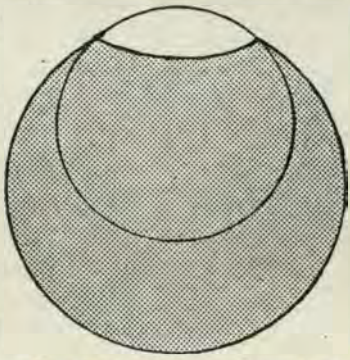
besaß, fand anderweitig seinen Abfluß und wurde hauptsächlich in eine ganz andere Richtung gelenkt. Als die Indianer Nordamerikas später gezwungen wurden, der weißen Rasse zu weichen, wurden die Eroberungen von Angehörigen eines Volkes ausgeführt, für das der Kolonisationsgedanke eine weit größere Bedeutung hatte, von Männern, die in dem neuen Land ihre einzige Freistatt sahen und die unerschütterlich entschlossen waren, dort zu bleiben, allen möglichen Gefahren zum Trotze.

Nach dem, was einzelne moderne Forscher glauben feststellen zu können, haben die Kolonien, wenn auch vom Mutterlande getrennt, verhältnismäßig lange bestanden. Dagegen spricht jedoch der Umstand, daß man nicht ein einziges in Runen geschriebenes Erinnerungszeichen gefunden hat und daß auch, als das Land aufs neue entdeckt wurde, keinerlei Spuren von verwildertem Hausgetier, weder von Pferden, Rindern oder Schafen, gefunden wurden, was sicher der Fall gewesen wäre, wenn die nordischen Neusiedler sich längere Zeit in dem Lande aufgehalten hätten.

Wenn auch die Entdeckung der Normannen auf die Gedankenwelt des mittelalterlichen Europas eine gewisse Wirkung ausübte, so machte man sich doch keine Vorstellung von ihrer ungeheuren Reichweite. Womöglich haben die Entdecker selbst keine Ahnung davon gehabt, daß es ein ausgedehnter Kontinent war, den sie gefunden hatten. Wenn der Name Weinland überhaupt bekannt war, so glaubte man, daß er eine der vielen Inseln des nördlichen Ozeans bezeichnete, die alle, Grönland, Island, Färöer, im allgemeinen Bewußtsein zu Skandinavien gerechnet wurden. Auf mittelalterlichen Karten sieht man sogar oft Grönland ganz im Norden mit Hilfe eines schmalen Streifen Landes mit Norwegen verbunden oder Grönland sowohl wie Island als kleine unbedeutende Inseln direkt vor der Küste Norwegens abgebildet. Adam von Bremen spricht in seinem Buche über den Norden, das gegen Ende des elften Jahrhunderts erschie-

nen ist, von dem Weinland als einer Insel. „Und hinter dieser Insel findet man im Meer kein bewohnbares Land, sondern alles ist von undurchdringlichem Eis und endloser Finsternis bedeckt." Und dieses nördliche Meer, so schreibt der Bischof Adam weiter, erstreckt sich gerade bis zum Ende der Welt; denn man weiß von einem Seefahrer zu berichten, der einmal bis zum äußersten Rand vordrang und dort beinahe „hinausgefallen wäre".

Die Entdeckung der Normannen, die das Gepräge des Zufalls trägt, hinterließ also keine dauerhafte Spur. Die eigentliche Entdeckung Amerikas ging ganz anders vor



Die feste Landmasse der Erde, schwimmend in der Wassermenge der Meere.

sich. Sie war das Ergebnis eines bewußten Wunsches, neue, von den Menschen noch nie zuvor betretene Wege zu bahnen, eines Wunsches, der unmittelbar sich ergab aus kühnen und weitschauenden Plänen, die sich wohl auf wissenschaftliche Erfahrungen stützten, die aber auch erstanden aus den strahlendensten Lockungen der Phantasie, der Abenteuerlust und der Gewinnsucht. Hinter ihm standen Kräfte, die, nachdem der erste schwere Schritt glücklich vollführt war, nicht eher ruhten, bis die ganze Neue Welt von der weißen Rasse in Besitz genommen war.

Den Gedankengängen, die endlich zu der Entdeckung der Neuen Welt führten, lagen in der Hauptsache die Vorstellungen des Altertums über das geographische Weltbild zugrunde. Wie haben bereits mehrfach die Ansicht der Gelehrten des Altertums über die Kugelgestalt der Erde betont, die sich ihnen aus der Beobachtung der Stellung der Sterne auf den verschiedenen Breitengraden und der Form der Erde bei Mondfinsternissen ergab. Natürlich war es nur eine Minderzahl, die diese Auffassung vertrat. Die große Menge teilte sie nicht. Der Komödienschreiber Aristophanes machte sich über die kloßförmige Erde der Philosophen lustig, und Athens Amphitheater hat sicherlich mehr als einmal von den dröhnenden Lachsalven auf Kosten der armen, verrückten Grübler widergehallt. Aber ungestört setzten diese ihre Arbeit fort. Sie waren nicht damit zufrieden, daß sie die Gestalt des Erdkörpers herausgefunden hatten, sie wollten auch seine Maße wissen. Daher versuchten sie, auf verschiedene Art den Umfang der Erde zu berechnen. Eine dieser Methoden war folgende: Man wählte zwei Punkte, von denen man annahm, daß sie genau nordsüdlich zueinander lägen, und untersuchte, welche Sternbilder an diesen Punkten im Zenit standen. Machte der Abstand zwischen zwei Sternbildern z. B. $^1/_{15}$ des Umfanges des Himmelsgewölbes aus, so mußte auch der Abstand zwischen den beiden Punkten $^1/_{15}$ des Erdumfanges betragen. Eine andere Methode war die, daß man die Abweichungen des Sonnenuhrstandes an verschiedenen Stellen der Erde beobachtete und danach den Abstand berechnete. Da man aber keine absolut exakte Methode der Landvermessung kannte, so konnte der Abstand zwischen den beiden Punkten nur annäherungsweise ausgerechnet werden. Die ganze Berechnung wurde deshalb ziemlich willkürlich, und die ververschiedenen Forscher kamen zu verschiedenen Ergebnissen. Der Geograph, der später, im Zeitalter der großen Entdeckungen, das größte Ansehen genoß, Claudius Ptolemäos, berechnete den Umfang der Erde auf 180000 Stadien, die eine

Länge von 32 660 km darstellen, eine Ziffer also, die erheblich zu niedrig gegriffen ist. (Die richtige Zahl beträgt nach Bessel 40 070 km.) Die Gelehrten stellten sich die so abgemessene Erde — wie wir es heutzutage auch noch tun — in 360 Breitengrade und in ebenso viele Meridiane (Längengrade) eingeteilt vor. Aber über wieviele Breitengrade erstreckte sich das Land, und wie viele wurden vom Wasser in Anspruch genommen? Diese Frage nach der Verteilung von Wasser und Land beschäftigte die Gedanken der Alten in hohem Maße.

Der ihnen bekannte Kontinent wurde im Westen von „dem äußeren Meer" begrenzt, während er sich im Norden, Süden und Osten in der unbestimmten terra incognita, dem unbekannten Land, verlor. Man wußte nicht, ob Afrika im Süden bis zum Südpol reichte oder ob es vielleicht an irgendeiner Stelle von einem Meer durchschnitten wurde. Diese letztere Annahme wurde von einer unbeglaubigten Erzählung gestützt, die berichtete, daß einmal phönizische Seefahrer um Afrika herumgesegelt wären und auf einem Teil der Reise die Sonne im Norden gehabt hätten. Doch war das, wie gesagt, nur eine Erzählung. Sicher war dagegen, daß Asien im Osten an einzelnen Stellen bis in ein Meer hinausreichte. Man hatte keine Kenntnis von der Ostküste Asiens; denn es geschah selten oder niemals, daß ein italienischer Kaufmann bis nach China vordrang. Der Handel mit diesem Land ging nur durch Zwischenhändler vor sich. Ptolemäos nahm an, daß China nicht der äußerste Vorposten des Kontinents sei, sondern daß das Festland sich in einem unbekannten, weit ausgedehnten Lande weiter fortsetze, das völlig von undurchdringlichen Sümpfen bedeckt war. An einer Stelle mußte das Land jedoch von dem Meer begrenzt sein; sonst würden ja die Festländer Europas und Asiens einen geschlossenen Ring um die Erde bilden, was ganz deutlich nicht der Fall war. Der Ring war zerbrochen, unvollendet; das eine Ende desselben kannte man; es war da zu finden, wo die westlichsten Vorgebirge Spaniens steil in die Wogen des Atlantischen Ozeans

stürzten. An einem oder dem anderen Ort im Osten mußte also das andere Ende zu finden sein. Aber wie weit im Osten? Oder mit anderen Worten, wie weit nach Westen? Die unvollständige und ungenaue Kenntnis der Länder des Ostens machte es unmöglich, diese Fragen anders als mit Mutmaßungen zu beantworten. Eratosthenes, der den Umfang der Erde am Äquator mit 250 000 Stadien (45 360 km) errechnet hatte, nahm die Ausdehnung des Landes auf ⅓, die des Meeres auf ⅔ an. „Wir müßten auf demselben Parallelkreis von Iberien (Spanien) bis nach Indien segeln können," sagte er, „wenn uns die gewaltige Größe des Atlantischen Ozeans nicht daran hinderte." Gegen diese Auffassung stellte Strabo den Gedanken, daß vielleicht dazwischen Länder lägen. Aber er fand keine größere Verbreitung. Daß es noch andere unbekannte Weltteile gäbe, wollte man nicht bezweifeln; man nahm aber gewöhnlich an, daß sie sich auf der südlichen Halbkugel befänden. Man glaubte nicht, daß auf der nördlichen Halbkugel noch anderes Land außer Europa-Asien gefunden werden könnte; man nahm an, daß die Ausdehnung dieses Kontinents in der westöstlichen Richtung viel größer sei, als von Eratosthenes berechnet, während gleichzeitig das Meer als verhältnismäßig klein angesehen wurde. „Wenn man mit westlichem Winde nach Osten segeln würde," heißt es, „würde man, nachdem man 70 000 Stadien zurückgelegt hat, Indien erreichen." Am kühnsten — wenn auch etwas unbestimmt — spricht sich das dichterische Temperament des Seneca aus. „Wie weit ist es von der äußersten Küste Spaniens bis nach Indien? Nur wenige Tage, wenn ein guter Wind die Segel füllt." In prophetischer Voraussicht läßt er den Chor in einem seiner Dramen singen:

„Jahre werden in kommenden Zeiten vergehen,
Wenn die Wege der Meere sich öffnen werden,
Die Grenzen sich ausdehnen und neue Welten
Vor den erstaunten Blicken der Schiffer
Aus dem Meere emporsteigen". . .

Diese Gedanken der Alten waren im Mittelalter nie ganz vergessen, wenn sie auch oft verworfen oder nur mit großem Vorbehalt aufgenommen wurden. Die katholische Kirche hielt den Gedanken für ketzerisch, daß es noch andere Weltteile geben sollte, die der Leidensgeschichte und Erlösung der Menschen, so wie sie in der Bibel steht, nicht teilhaftig werden konnten. Daß die Erde eine Kugel sei, erkannten auch die Gelehrten des dreizehnten Jahrhunderts an. Viele aber waren gegen den Gedanken, daß man sich noch mehr als einen Kontinent vorstellen sollte, und darum dachte man sich die Erde folgendermaßen gebildet.

Man sagte: Die vier Elemente sind nach ihrem Gewicht umeinander geordnet und kreisförmig um denselben Mittelpunkt gesammelt. Zuinnerst findet man die Erde, dann das Wasser, um dasselbe die Luft und zu alleräußerst das Feuer. Die feste Erdmasse bildet also den Kern, der von einer leichten und weniger kompakten — und darum auch größeren — Wassermasse eingeschlossen wird. Eigentlich müßte also die feste Kugel ganz und gar von Wasser umschlossen, also die Oberfläche der Erdmasse überschwemmt sein. Daß das nicht der Fall war, wäre die Schuld der Sterne des nördlichen Himmelsgewölbes, die auf die feste Kugel eine gewisse Anziehung ausüben, so daß sie aus dem Meer auftaucht und dort von der Anziehungskraft der Sterne festgehalten wird. Daraus folgt natürlich, daß die Erde nicht zur gleichen Zeit an einer anderen Stelle aus dem Meere auftauchen kann, woraus man folgerte, daß der bekannte Kontinent, Europa-Asien, der einzige sei, den es gäbe.

Dieser spitzfindige Gedankengang war jedoch allzu abstrakt, als daß er sich neben Erklärungen der Gelehrten des Altertums behaupten konnte. Diese wurden daher niemals ganz außer Betracht gelassen, vielmehr kam gegen Ende des Mittelalters eine Zeit herauf, da sie wieder an das volle Licht des Tages gezogen wurden und zu neuen Taten anregten.

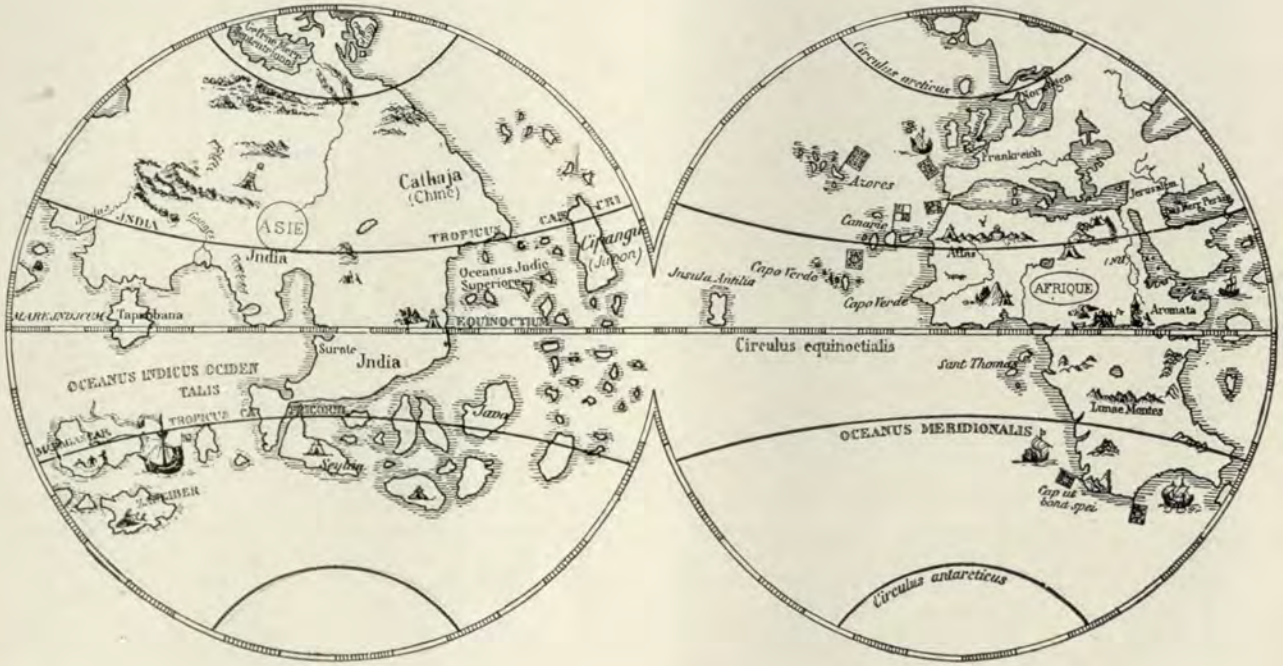
Daß dies solange gedauert hatte, kann vielleicht merkwürdig erscheinen. Warum fand nicht schon im Altertum ein tollkühner Entdeckungsreisender den Mut, die Stichhaltigkeit der wissenschaftlichen Theorien zu prüfen, wenn sie in die Wirklichkeit übertragen wurden? Ein einfacher Grund ist, daß die schwere Kunst der Schiffahrt in den ältesten Zeiten nur wenig ausgebildet war und man noch nicht das Hilfsmittel besaß, das spätere Geschlechter in dem Kompaß fanden. Es dauerte lange, ehe man sich durch die von den Säulen des Herakles bewachte Straße (Straße von Gibraltar) in den Atlantischen Ozean hinauswagte. Die Phönizier waren die ersten, die sich erkühnten, diese Schwelle des Weltenmeeres zu überschreiten. Sie dehnten ihre Reisen sowohl nach Süden, an der Küste Afrikas entlang, als auch nach Norden bis an die Küsten Europas aus. Ihrer Spur folgten die Römer und Griechen*). Sich aber quer über das Meer zu wagen, um die Geheimnisse des Westens zu erforschen, davon träumte niemand, selbst der kühnste Seefahrer nicht. Es war ein zu gefahrvolles Unternehmen, für das kein irgendwie geartetes Bedürfnis vorlag, wie es später der Fall sein sollte. Die griechische Macht Alexanders und das Römerreich beherrschten das westliche Asien. Für die Menschen des Altertums war der Landweg nach Osten zu den Handelsverbindungen in Indien — und noch weiter, bis nach China — der sicherste. Für die Menschen des Mittelalters stellte die Sache sich ganz anders dar, und dieser Umstand war es, welcher der Frage des Seeweges nach Indien ihre praktische Bedeutung gab.

Gegen Ende des Mittelalters waren die Bewohner der westlichen Länder mehr als je von Indien abgeschnitten. Schon in seinem Beginn hatte sich die mohammedanische Herrschaft

*) Man erzählt, daß ein phönizischer Schiffer, der merkte, daß sich ihm ein römisches Schiff nachschlich, um den Weg nach den Zinninseln auszukundschaften, sein Schiff absichtlich auf Grund laufen ließ und dadurch die Verfolger mit sich ins Unglück zog. Er und seine Leute kamen jedoch bei diesem Abenteuer mit dem Leben davon und erhielten später Waren und Schiff von dem karthagischen Staat reichlich ersetzt.

wie ein Keil dazwischengedrängt; die Aufrechterhaltung der Handelsverbindungen beruhte darum immer auf den wechselnden politischen Verhältnissen in Asien. Ein günstiger Umstand war es, daß die freisinnigen Khane der Mongolen im dreizehnten Jahrhundert den Westländern die Pforte des Ostens öffneten und ihnen erlaubten, in das sonst so eifersüchtig verschlossene China einzudringen. Kaum hatte man angefangen, den günstigen Stand der Dinge auszunutzen, kaum hatten die westlichen Länder von kühnen Reisenden die ersten aufklärenden Nachrichten von den mächtigen Reichen Chinas und Japans, von dem Sundaarchipel und den Molukken erhalten, als die Macht des Großkhans gebrochen wurde und der Orient sich aufs neue verschloß. Es war, als wenn eine Tür für einen Augenblick sich öffnete, der lang genug war, um einen Schimmer ungeahnter Herrlichkeiten sehen zu lassen. Dann wurde sie aufs neue zugeschlagen und noch fester zugeriegelt als je vorher. Auf dem Throne Chinas saß die Mingdynastie, ein fremdenfeindliches Herrschergeschlecht, das das Reich streng verschlossen hielt. Gleichzeitig wurde Westasien und später auch Konstantinopel von den Türken erobert, die das dem Westen am feindlichsten gesinnte Volk des Ostens waren.

All das geschah zu einer Zeit, in der sich die Nationen Europas in einer Periode der steigenden geistigen Entwicklung befanden; eine überströmende Lebenskraft und Unternehmungslust erfüllte die Menschen. Vor den Schwierigkeiten haltzumachen und zu resignieren, lag diesem Geschlecht nicht. War der Weg zu Lande versperrt, so mußte man sich eben einen anderen suchen, denn der Handel, der neuerdings zu einer so schönen Blüte erstanden war, durfte keinesfalls erdrückt werden. Man erinnerte sich dessen, was die Reisenden berichtet hatten von den wundervollen Städten, die an einem östlichen Meer lägen, von Reisen von diesen Häfen aus, rund um die Malakkahalbinsel, bis in den Indischen Ozean, ja bis zum Persischen Meerbusen. Und man fing unwillkürlich an, sich zu fragen, ob es nicht für Europäer auf eigenen



Der Globus des Nürnbergers Martin Behaim.

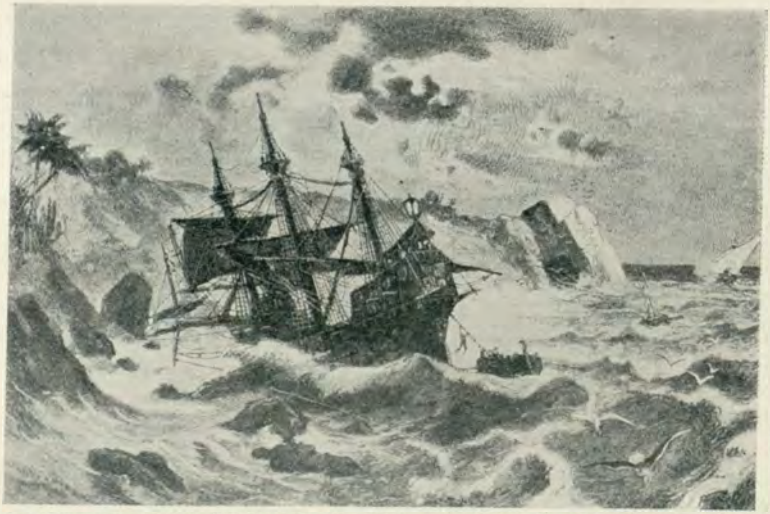
Dieser älteste bekannte Globus stammt aus dem Jahre 1492 und zeigt, wie weit östlich nach Annahme der Geographen Asien lag. Cipangu (Japan) nimmt den Platz Kaliforniens ein. Dieser Irrtum hat auch Kolumbus zu seiner Reise veranlaßt.

Der gelehrte Rat in Salamanca verhöhnt Kolumbus wegen seines Planes, Indien auf dem Seewege nach Westen zu erreichen.
(Gemalt von N. Barabino)

Die Karavellen des Kolumbus.

Die erste Landung des Kolumbus auf der Erde Amerikas.

Kolumbus geht an Bord.



Kolumbus' Karavelle „Santa Maria" erleidet Schiffbruch.

Schiffen, von eigenen Häfen aus, möglich sein könnte, den langen Weg bis zu den Städten Indiens und Chinas zu erreichen. Die Vorstellungen der Alten von dem Verhältnis von Land und Wasser erhielten auf einmal erneutes Interesse. Ihre Längen- und Breitenbestimmungen wurden aktuelle Zahlengrößen, über die man nicht nur in den Studierzimmern der Gelehrten, sondern auch an den Kais der Hafenstädte und auf dem Deck der Karavellen diskutierte. Wenn Afrika an einer Stelle im Süden wirklich vom Meer begrenzt wurde, so mußten die portugiesischen Schiffe schließlich von der Nordküste Afrikas an der Westküste entlang in den Indischen Ozean gelangen können, wohlgemerkt vorausgesetzt, daß dieser mit dem Weltenmeer in Verbindung stand. Aber auch eine andere Möglichkeit bot sich. Die Alten hatten von einem Seeweg nach Indien gesprochen, wenn man nach Westen fuhr. Sie hatten sich gedacht, daß Asien ganz im Westen von einem Meer begrenzt würde, und dieses Meer hatten westländische Reisende ja mit eigenen Augen gesehen. Die Phantasien des Ptolemäos von ausgedehnten, abschreckenden Sümpfen östlich Chinas waren der Vergessenheit anheimgefallen, nachdem europäische Reisende die Fahrt von den Häfen des himmlischen Reiches bis zum Indischen Ozean gemacht hatten. Aber dieses östliche Meer mußte unzweifelhaft dasselbe sein, das westlich von Europa lag. China mußte an dem westlichen Ufer des Atlantischen Ozeans liegen.

Die Reise über das große, unbekannte Meer nach Westen war allerdings ein Wagnis, auf das man sich nicht sogleich einlassen wollte. Weniger gefährlich schien es, den Weg in die Fremde an der Küste des Festlandes entlang zu suchen. Und dieser war es, mit dem man es zuerst probierte. Weiter und weiter nach Süden an der Westküste Afrikas wagten sich die kleinen portugiesischen Schiffe; aber die Ausdehnung des Landes war erheblich größer, als man es sich vorgestellt hatte. Endlich wich die Küstenlinie nach Osten, endlich — Hoffnungen erwachten — aber da erreichte man den Scheitelpunkt der Guineabucht, die Küstenlinie nahm aufs neue die südsüd-

westliche Richtung an, und man sah sich wieder getäuscht. So war der Gedanke entstanden, daß der Weg nach Westen, quer über den Ozean, sicher kürzer sei als der bis jetzt versuchte und daß man diesen vielleicht eher prüfen sollte.

So unerhört kühn war allerdings der Gedanke, so ungeheuer tief eingewurzelt die durch alle Zeiten vererbte Furcht vor dem „Meer des Dunkels" und seinen endlosen, unbekannten Weiten, und die Lehre von der Kugelgestalt der Erde mit allen sich daraus ergebenden Folgerungen war in Wirklichkeit so schwer zu fassen, daß, wenn die Idee jemals verwirklicht werden sollte, ein Mann dazu erforderlich war, der die Sachkenntnis und Erfahrung eines kühnen Seemanns besaß, zugleich aber eine weitschweifende Phantasie, die mit Ausdauer und so großer Tatkraft gepaart sein mußte, daß er imstande war, selbst die größten Schwierigkeiten zu überwinden. Diese Eigenschaften waren alle in dem Italiener Christoph Kolumbus vereinigt, der um 1470 sich in Portugal aufhielt. Er nahm nicht nur den Gedanken auf, er beschloß auch, ihn tatsächlich auszuführen. In Italien lebte zu dieser Zeit ein hervorragender Astronom, der unter Benutzung griechischen Wissens der Sache gründliche Studien gewidmet und bereits sehr genaue Messungen durchgeführt hatte. Mit diesem Gelehrten, dem Florentiner Toscanelli, hatte Kolumbus in Briefwechsel gestanden. Ob der Gedanke zuerst in Columbus unabhängig von Toscanelli entstanden ist oder ob es vielleicht dessen Theorie war, von der Kolumbus hörte, und die ihm den Gedanken zu der Großtat eingab, die er später ausführen sollte, weiß man nicht. Soviel steht auf jeden Fall fest, daß die Berichte Toscanellis Kolumbus auf das kräftigste in seinem Vorsatz bestärkten.

Für uns Menschen des 20. Jahrhunderts scheint das kugelförmige Weltbild mit seinen Kontinenten und Ozeanen so selbstverständlich und einleuchtend, daß wir schwer verstehen können, wie unglaublich der neue Gedanke den Menschen zur Zeit des Kolumbus vorkommen mußte. Wenn wir uns nun aber vorstellen, daß nur ein kleiner Teil der Erde

bekannt war und daß es im Osten ein Land gab, von dem nur dunkle, sagenhafte Berichte vorlagen, während der Süden und Westen ein großes und geheimnisvolles Rätsel darstellten, dann können wir uns vielleicht einen kleinen Begriff davon machen, welche Gefühle die Worte Toscanellis bei seinen Zeitgenossen erweckten. „Wundert euch nicht," sagte er, „daß ich die Gegenden, in denen Gewürze wachsen, westlich nenne, obgleich man zu sagen pflegt, daß sie im Osten zu finden sind. Denn wenn man mit unverändertem Kurse nach Westen segelte, so würde man diese Gegenden auf der untersten Seite der Erde finden. Aber wenn man auf dem Lande vordringt und den Wegen der oberen Seite folgt, findet man sie immer im Osten". Diese Ausdrücke, die „unterste Seite" und die „oberste Seite" der Erde, können uns besser, als alle Worte es vermögen, eine Vorstellung davon geben, wie sich der Gedanke einer Erdumsegelung für die Menschen jener Zeit, die ihn zuerst erwogen, ausnehmen mußte. Wir sprechen von dem Nord- und Südpol der Erde als von „oben" und „unten"; für Toscanelli war das bekannte Land unter dem bekannten Himmelsstrich die „aufwärts gerichtete" Seite der Erde, und eine Reise nach Westen war ständig eine Reise nach unten, ständig nach der „unteren" Seite der Erdkugel. Es ist derselbe Gedanke, den wir bei einem Landsmann und Zeitgenossen Toscanellis, bei Luigi Pulci finden, wenn er in einem Gedicht von 1481 erklärt, daß es nicht wahr sei, wenn man annähme, daß alle Wege jäh seitlich der Erde aufhörten und die Seeleute an dieser Stelle den Tod fänden. Die freien Ebenen des Meeres seien endlos um die Erdrundung gebreitet, die Schiffe könnten ruhig auf ihren Wogen dahingleiten bis dahin, wo in der Ferne wundervolle unbekannte Länder aus dem Meere emportauchen, von der Sonne beleuchtet, die uns soeben nächtlich den Rücken gewendet.

Aber selbst, wenn es dem Menschengeist gelang, jene Vorstellung zu erfassen, so daß er nicht mehr ängstlich vor einer Reise auf die untere Seite der Erde zurückschreckte, so blieb

doch noch die schwierige Frage nach der Länge des Weges zu lösen übrig. Hierüber bringt Toscanelli sehr genaue, aber fehlerhafte Berichte. Der gelehrte Astronom hatte von der Größe der Erde ganz sicher eine fast richtige Vorstellung. Aber in diesem Fall, in dem es galt, den Umfang der Erde auf dem Breitengrad Lissabons zu berechnen, von welcher Stadt er annahm, daß Kolumbus von ihr seine Reise beginnen müßte, beging Toscanelli denselben Fehler wie alle seine Zeitgenossen: er nahm Lissabon viel zu hoch im Norden an, also auf einem viel kleineren Erdkreis, als es in Wirklichkeit liegt. Dieser Fehlgriff war jedoch nicht die einzige Quelle für das schlechte Resultat. Die Ursache dafür war vor allem in dem Umstand zu suchen, daß Toscanelli sich das Festland Asiens in seiner Ausdehnung nach Osten allzu groß vorstellte. Bei seinen Berechnungen konnte er sich nur auf die Berichte der Orientreisenden über die Anzahl der Tagereisen stützen, und er kam nach diesen zu dem Ergebnis, daß der zusammenhängende Kontinent ungefähr ⅔ des ganzen Umfanges ausmachte. Um das Kolumbus deutlich zu machen, schickte er ihm eine Karte, die leider verlorengegangen ist, die man sich aber wieder — dank den Nachbildungen und recht detaillierten Berichten — hat rekonstruieren können. Auf dieser Karte war der Atlantische Ozean mit Europa als Küste im Osten und China als Küste im Westen abgebildet, und die Entfernung war in Meilen angegeben. „Von der Stadt Lissabon direkt westwärts", sagt er in dem Begleitbrief, „sind auf der Karte 26 Spatien bis zu der großen und prächtigen Stadt Quinsay (das jetzige Hankau) angegeben, von denen jede 250 Meilen entspricht." Mit einer Meile bezeichnete der florentinische Gelehrte eine toskanische Meile, die etwa 1652 m lang ist. Die ganze Entfernung von Spanien bis China in westlicher Richtung sollte also annähernd 1074 Meilen betragen. Wenn diese Berechnung stichhaltig sein sollte, mußte das Festland Asiens dort gelegen haben, wo man jetzt die Westküste Amerikas findet.

Kolumbus hatte neben diesen Berichten seine eigenen Berechnungen angestellt, nach denen der Abstand noch kleiner war. Außerdem war seine Lieblingslektüre ein Buch des gelehrten Kardinals Alliaco, „Imago Mundi" betitelt, in dem sicher folgende Stelle von dem zukünftigen Entdecker Amerikas oft gelesen worden ist. „Die Ausdehnung des Festlandes nach Osten ist bedeutend größer, als sie Ptolemäos angibt, denn nach den Aufzeichnungen der Philosophen ist das Meer, das Spanien und Afrika im Westen von Indien im Osten trennt, von sehr geringer Breite. Es ist klar, daß mit günstigem Wind die Reise über dieses Meer in einigen wenigen Tagen vorgenommen werden kann und daß deshalb die östlichste Küste Indiens sich nicht weit von der Küste Afrikas befinden kann."

Aussprüche wie diese bestärkten Kolumbus in seinem Vorhaben. Wenn er den wirklichen Abstand gekannt hätte — und daß er so unendlich viel länger war als der von den Portugiesen gesuchte Seeweg nach Indien um die Südspitze Afrikas herum—, würde er niemals gewagt haben, sein großes Vorhaben auszuführen. Von dem wirklichen Verhältnis der beiden Abstände können wir uns am besten einen Begriff machen, wenn wir einen modernen Globus betrachten. Hält man ihn vor sich und dreht ihn so, daß auf der abgewendeten Halbkugel Spanien am weitesten nach links liegt, so wird man auf der rechten Seite die Küste Chinas und ein Stück der japanischen Küste sehen können. Die ganze Landmasse erstreckt sich auf dem Breitengrad von Lissabon über 150 Grad, also nicht einmal über die Hälfte des Erdumfanges. Dreht man danach den Globus einhalbmal herum, so daß jetzt Japan am weitesten nach links liegt, so wird man sehen, daß sich die gewaltigen Wassermassen des Stillen Ozeans über beinahe den ganzen uns zugewandten Teil der Halbkugel ausdehnen; rechts sieht man Nordamerika, Mittelamerika und einen kleinen Teil Südamerikas, und ganz außen, wo die Rundung der Kugel jede weitere Betrachtung unmöglich macht, er-

blickt man etwas von dem Atlantischen Ozean, aber die Küsten Europas sind nicht zu sehen. Mehr als den halben Erdumfang, dessen Größe er außerdem unterschätzte, sollte Kolumbus daher durchfahren, ehe er das China und Indien erreichte, das er suchte. Sein ganzer Plan war also auf einer kolossalen Fehlrechnung aufgebaut, und wenn sich nicht der Kontinent, von dem Strabo fabelte, wie eine helfende Hand in den Weg des kühnen Forschers gestreckt hätte, wäre wahrscheinlich sein Vorhaben mißglückt.

Bei diesem Ausgang kann man nicht sagen, daß des Kolumbus Unternehmen geglückt sei oder nicht. Er erreichte wohl eine Küste, aber nicht das Ziel, das zu erreichen er sich vorgenommen hatte. Denn es ist niemals sein Wunsch gewesen, ein neues Land zu entdecken, sondern nur, einen neuen Weg zu den alten Ländern des Orients zu finden. Mit ihren von Sage und Überlieferung hochgepriesenen Schätzen lockten sie ihn über die Meere, jenes Indien, jenes China, das die Reisenden Cathay, und jenes Japan, das sie Cipangu nannten, und alle Inseln des Indischen Ozeans, die vor Reichtum strotzten. Marco Polo, der venezianische Edelmann, hat sie alle in dem Buch geschildert, das er über seine berühmte Reise schrieb, die er zu der Zeit unternahm, als der Herrscher der Mongolei, Kublai Khan, in China Hof hielt. Von der Stadt Quinsay, der Hauptstadt des südlichen Chinas, erzählt er, daß sie „einen Umfang von hundert Meilen" hätte, von Zaiton (dem jetzigen Chankow oder Tsuankow), daß „in jedem Jahre Hunderte von Schiffen ihre Lasten an Pfeffer hier abladen", von Cipangu, daß „es von Gold, Perlen und Edelsteinen, von Tempeln und Palästen, die mit gediegenem Golde gedeckt sind, überschwemmt sei". Selbst Toscanelli teilt in seinem Brief mit, daß er einen Sendboten der asiatischen Christen an den Papst von diesen Ländern habe berichten hören, „von der gewaltigen Größe der königlichen Paläste, von der ungeheuren Länge und Breite der Flüsse und von der Menge der Städte an den Ufern der Flüsse; an einem einzigen

Fluß findet man allein 200 Städte mit langen und breiten Marmorbrücken, die überall mit Perlen geschmückt sind". Und er spricht von der Macht und Stärke dieser Reiche, von ihrer hohen Kultur und Bildung in einer Art, die auf die Phantasie, den Forschungsdrang und die Gewinnsucht äußerst anspornend wirken mußte.

Daß diese letzte Eigenschaft keine unwesentliche Seite im Wesen des Kolumbus gewesen ist, sehen wir am besten aus dem Übereinkommen, das er nach den Verhandlungen sieben langer Jahre mit dem spanischen Staat abschloß, nachdem er von der portugiesischen Regierung abgewiesen worden war. Als das spanische Königspaar Kolumbus mit Schiffen und Vollmachten versah, ernannte es ihn zum Admiral und Gouverneur aller der Länder, die er auf seiner Reise entdecken würde; die Ämter sollten innerhalb seiner Familie für ewige Zeiten erblich sein, und er sollte ein Zehntel des Nettoüberschusses, den die neuen Handelswege einbringen würden, empfangen. Wenn nicht Kolumbus mit ganz einzigartiger Halsstarrigkeit an diesen Forderungen festgehalten hätte, so würde er nicht sieben Jahre mit Warten verschwendet haben. Nur äußerst widerstrebend und mit großen Bedenken gingen König Ferdinand und Königin Isabella darauf ein, so große Privilegien zu vergeben; daß sie es aber taten, beweist am besten, wie ungeheuer kühn der Plan den Menschen jener Zeit erschien. Wenn Kolumbus für diese Aufgabe Konkurrenten gehabt hätte, würde er derartige Forderungen nicht haben vorbringen und durchsetzen können.

Es war auch, bis auf wenige Ausnahmen, eine sehr verzagte und mutlose Schar Männer, welche die drei kleinen Schiffe bestiegen, die Kolumbus von der Regierung zur Verfügung gestellt bekam. Die widerwillige Haltung der Besatzung, ihre Verzagtheit und Aufsässigkeit sind jedesmal, oft mit verschiedenen Übertreibungen, als Beweis für das Entsetzen angeführt worden, das die niedere Bevölkerung vor derartigen Reisen hegte. Die größte Schwierigkeit, die Kolumbus zu

überwinden hatte, lag unzweifelhaft in der Haltung der Mannschaft, um so mehr, als er es nicht vermochte, bei ihnen Zutrauen und Ergebenheit zu erwecken, damit sie ihm folgten.

Die Schiffe, die auf dieser Reise benutzt wurden, ein Karak und zwei Karavellen, waren schlechter als die, die die alten Weinlandsreisenden gebrauchten, klobiger, langsamer und vermutlich auch weniger seetüchtig. Eines von ihnen hatte ein Vollverdeck, während die beiden anderen, wie die Wikingerschiffe, nur vorne und hinten mit einem Verdeck versehen waren. Kolumbus hatte jedoch zwei Hilfsmittel, die die alten Normannen niemals gesehen hatten, den Kompaß und den Sextanten. Der letztere war zwar sicherlich nur ein primitives Abbild dessen, was wir heute unter einem Sextanten verstehen; man konnte aber doch mit seiner Hilfe einigermaßen den Breitengrad bestimmen.

Am 8. September 1492 verließ die kleine Flotte die Kanarischen Inseln und nahm ihren Kurs direkt über das „Meer der Finsternis", in das Herz des unbekannten Ozeans hinaus, von dessen Geheimnissen keiner an Bord, auch der Admiral nicht, etwas wußte. Der ständig von Westen wehende Passatwind, in dessen Gürtel man zufällig geraten war, begünstigte die Reise in einer unvorhergesehenen Weise, war aber gleichzeitig eine Quelle der Unruhe für die Besatzung. Denn wenn — wie angenommen — in diesem verhexten Fahrwasser kein anderer Wind wehte als der Ostwind, wie sollte man sich da Hoffnung machen, jemals wieder zurückfahren zu können, wenn einmal dieser Tag herannahte? In diesem Meer war alles anders, als man es gewohnt war: der sonst veränderliche Wind blies hier beständig in einer Richtung, und auf das Unveränderliche, den Kompaß, war hier kein Verlaß mehr. Dieser unveränderliche Wegweiser war hier den Einwirkungen geheimnisvoller Kräfte unterworfen. Seine Nadel wich von der üblichen Nordrichtung nach links vom Polarstern ab. Das geschah, als man 1000 Meilen in die unbekannte Wüste hinausgefahren war. Hier passierte man also die Grenze der

magnetischen Deklination, von der niemand an Bord, weder der Admiral noch seine Befehlshaber noch die Lotsen, etwas wußten. Kolumbus beruhigte jedoch die Mannschaft mit einer in der Eile erfundenen Erklärung, die sie dann auch befriedigte. Nachdem sie sich viele Tage lang einen Weg durch die verfitzten Tangmassen des Sargassomeeres erkämpft hatten, kam eine neue Quelle der Verängstigung. Plötzlich schlug der Wind nach Westen um. Wenn er auch die Reise verzögerte, so war es doch ein glückliches Zeichen, das die Verzagten und Bekümmerten beruhigte. Die Geduld war jedoch trotzdem bis zum äußersten gespannt, als man endlich gegen Ende der fünften Reisewoche Anzeichen fand, daß Land in der Nähe sei. In der Nacht zwischen dem 11. und 12. Oktober herrschte an Bord der drei Schiffe eine fieberhafte Spannung; niemand schlief, aller Augen starrten in die mondklare Nacht hinaus. Endlich löste sich von einer der Karavellen ein Signalschuß, das Zeichen, daß man Land gesichtet hatte. Mit klopfendem Herzen gab und führte man den Befehl aus: „Streicht die Segel!" Das Ziel der Reise war erreicht. Man hatte eine viel längere Strecke zurückgelegt, als Kolumbus für den ganzen Abstand bis zur östlichsten Küste Asiens angenommen hatte.

Als die Sonne am nächsten Morgen aufging, stand am Strande eine Schar erstaunter Wilder, welche die wunderlichen Schiffe betrachteten — das erste Zeichen für den Zustrom von Fremden, der mit jedem Jahr, das kam, größer wurde und sich bald über das Land der roten Rasse ausbreiten sollte.

Der Anfang war gut; der erste kühne Vorstoß war geglückt.

„Wenn wir sagen, daß Amerika im Jahre 1492 entdeckt wurde," sagt Fiske, „so meinen wir damit nicht, daß, als Kolumbus auf einigen der westindischen Inseln landete, nun plötzlich im Hirn der Europäer eine vollständige Landkarte der westlichen Halbkugel mit den Umrissen des Landes, von Labrador und Alaska im Norden angefangen bis zum Kap Horn im Süden, in dem Augenblick entsprang, wie Pallas

aus dem Haupte des Zeus". Die Entdeckung hatte erst angefangen. Es sollten Jahrhunderte vergehen, ehe man sich klar darüber wurde, was man gefunden hatte. Kolumbus selbst war davon überzeugt, daß er sich an der Küste Asiens befand, und diese Vermutung sollte später Anlaß zu vielen bitteren Irrtümern geben.

Bereits am ersten Tage fand er eine ganz andere Wirklichkeit vor, als er erwartet hatte. Die kleine Insel, die er San Salvador nannte — eine der Bahamaminseln —, war zwar sehr schön anzusehen; sie war mit üppigen grünen Wäldern bedeckt, und das Klima war herrlich, doch ihre Bewohner waren nackte Wilde, die ein armes Leben zu führen und augenscheinlich keine der Schätze zu besitzen schienen, die die Spanier hier zu finden geträumt hatten. Das einzige Zeichen des Reichtums, das sie zur Schau trugen, war unbedeutender Goldschmuck. Als die Spanier mit Hilfe von Zeichen fragten, woher das Gold käme, zeigten die Eingeborenen nach Süden. Dort also mußte das Goldland Cipangu liegen! Die vielen kleinen Inseln rundherum mußten also die Gewürzinseln (Molukken) sein, obgleich die Eingeborenen die Gewürzproben, die ihnen die Spanier zeigten, seltsamerweise nicht zu kennen schienen. Im folgenden werden wir sehen, daß es immer derselbe Gedanke, dieselbe fixe Idee war, die Kolumbus beherrschte, nämlich Cipangu, Cathay oder Indien zu finden. Während der ganzen Zeit, in der er zwischen den unzähligen kleinen Inseln kreuzte oder den endlosen Küsten folgte, scheint er gehofft zu haben, daß hinter der nächsten Landspitze das Ziel seiner Sehnsucht liege. Aber jedesmal, wenn er das Land, das er vorfand, mit dem verglich, das Toscanelli oder Marco Polo beschrieben hatten, so fand er niemals etwas Übereinstimmendes. Als Kolumbus dann nach dieser ersten Reise den Steven der Schiffe wieder der Heimat zuwendete, hatte die Freude doch wohl die Oberhand über die Enttäuschungen gewonnen. Er hatte zwar nicht die anmutigen Reiche des Ostens gesehen, aber er war doch mit

Sicherheit in ihrer unmittelbaren Nähe gewesen, und beim nächsten Male sollten sie gewiß gefunden werden. Er unternahm noch weitere drei Reisen und erweiterte dadurch seine Kenntnis des Landes bedeutend; er erntete aber nur neue bittere und größere Enttäuschungen. Denn außer dem Rausch des ersten Glücks — der natürlich auch seinen Wert hatte — bereitete das neue Land seinem Entdecker nur geringe Freuden. Aber desto mehr Unannehmlichkeiten und Kümmernisse! Doch war das zum großen Teil seine eigene Schuld. Er hatte hartnäckig darauf bestanden, in dem neuentdeckten Lande Gouverneur zu werden. Diese Aufgabe, die an und für sich schon eine hinreichende Arbeitslast für einen Mann war, legte ihm eine Menge Schwierigkeiten und Sorgen in den Weg und hinderte ihn daran, weiter Entdeckungsreisender zu bleiben. Gleichzeitig wurde er von einem ständig wachsenden Mißvergnügen über den geringen Erfolg seiner Verwaltungstätigkeit bedrückt.

Er war nicht der einzige, der hoffte, daß Indien entdeckt werden würde, auch andere warteten darauf, wodurch sein eigener fieberhafter Eifer sich nur noch mehr entfachte. Als es sich aber nach und nach zeigte, daß Haiti nicht Cipangu und Kuba kein Teil von Cathay war, fing Kolumbus mehr und mehr an, das Interesse an dem Lande der gelben Menschen zu verlieren — vielleicht kam ihm auch der Verdacht, daß Marco Polo und andere Augenzeugen die Bedeutung dieser Länder übertrieben hätten. So setzte er sich jetzt als neues Ziel, die Malakkahalbinsel zu erreichen und, indem er um diese herumsegelte, den Indischen Ozean und das Land am Ganges aufzufinden. In dieser Absicht wählte er bei seiner dritten Reise einen etwas südlicheren Kurs und erreichte so das Festland Südamerikas. Aus den großen Mengen Frischwassers, die sich hier mit dem Meereswasser mischten (man befand sich gerade vor der Mündung des Orinoco), ersah Kolumbus, daß im Süden ein ausgedehnter Kontinent liegen mußte. Weil sich dieser aber nicht gut in

seine Berechnungen einfügen ließ, fertigte er ihn mit den phantastischen Erklärungen ab, daß dieses Land das mystische irdische Paradies sei, das bis in eine unfaßbare Höhe reiche, und daß aus ihm gewaltige Flüsse entsprängen. Er suchte sich an der nördlichen Küste entlang seinen Weg nach Westen, indem er nach der Südspitze Malakkas und einer Durchfahrt in den Indischen Ozean Ausschau hielt. Er war jedoch bald genötigt, seine Reise abzubrechen kurz vor der Stelle, wo die Küstenlinie aufs neue nördliche Richtung annimmt, eben der Stelle, wo der südliche Kontinent sich mit Mittelamerika verbindet. Die Unterbrechung erfolgte, weil ihn seine Gouverneurspflichten nach Haiti zurückriefen. Die Frage, ob man in den Indischen Ozean hinausfahren konnte, war damit nicht einen Schritt weitergefördert worden. Danach dauerte es viele Jahre, ehe Kolumbus wieder Gelegenheit bekam, seine Entdeckungsreisen von neuem aufzunehmen. In der Zwischenzeit hatten sich zwei Ereignisse abgespielt, die ihn bis zum äußersten erregten und seinen Eifer anspornten: das Gouverneursamt war ihm — sehr gegen seinen Willen und unter äußerst verletzenden Formen — genommen worden. Dieser Umstand gab ihm teils freieres Verfügungsrecht über sich selbst, so daß er sich seiner Entdeckungsarbeit wieder widmen konnte, teils enthielt er einen Ansporn, sich durch neue Großtaten für das erlittene Unrecht Genugtuung zu verschaffen. Was aber Kolumbus mehr als alles andere zu neuen Taten anspornte, war die seltsame, ihn erschreckende Kunde, von der ganz Europa widerhallte, daß es nämlich, während Kolumbus Zeit und Kräfte an Kolonisationsunternehmungen auf Haiti verschwendete, Vasco da Gama im Namen der portugiesischen Regierung gelungen war, südlich um Afrika herum zu segeln und das begehrte Indien zu erreichen — nicht einige kleine, unbedeutende Inseln, die von Wilden bevölkert wurden, sondern das richtige Indien der Sage, das uralte Kulturland, das Land der Edelsteine, der Perlen und Gewürze. Vasco da Gama brauchte keine Zeit

zu vergeuden, um zu kolonisieren, für neue Siedlungen zu roden und Bergbaubetriebe einzurichten. Er konnte die Reichtümer schiffsladungsweise aus dem mächtigen Vorrat der großen Handelsstädte holen, ist es da verwunderlich, wenn Kolumbus in seinem neuentdeckten Lande sich eifriger als je an der sperrenden Barriere der Küstenlinie entlangtastete! Auf seiner vierten und letzten Reise erreichte er das mittelamerikianische Festland an der Küste von Honduras, ungefähr in der Mitte des Bogens, den die Küstenlinie von Florida im Norden nach dem Orinoco im Süden beschreibt. Er richtete seinen Kurs nach Süden, ermuntert von den Eingeborenen, die ihm erzählten, daß das Land, in dem er sich jetzt befände, zwischen zwei großen Meeren läge und daß weiter im Süden ein „schmaler Platz" zwischen diesen beiden Meeren zu finden sei. Mit dem „schmalen Platz" meinten die Eingeborenen die Panamaenge. Aber Kolumbus, der wie immer alle Berichte so deutete, wie sie ihm am besten paßten, glaubte, daß sie einen schmalen Sund meinten und daß nun der Augenblick bald gekommen sei, in dem er seine Schiffe in den Indischen Ozean hinaussteuern könne. Wenn er der Küste hinreichend weit gefolgt wäre, hätte er entdecken müssen, daß sie in die Küste überging, die er bereits einmal besucht hatte, nämlich in die Nordküste des südlichen Kontinents, und daß der Sund, den er suchte, nicht existierte. Erst vierhundert Jahre nach seinem Tode wurde er von Menschenhand geschaffen; für den Entdecker Amerikas aber war die Küste von Norden bis Süden ungebrochen. Er erreichte nicht einmal die bittere Befriedigung, sich hierüber Klarheit verschafft zu haben. Der Mangel an Lebensmitteln und die Bitten der Mannschaft zwangen ihn, die Reise vorzeitig abzubrechen. Nachdem sie ein ganzes Jahr als Schiffbrüchige an der Küste Jamaikas zugebracht hatten, kehrte Kolumbus, von Gram und Überanstrengung niedergebeugt, nach Spanien zurück. Kurze Zeit darauf starb er, bis zur letzten Stunde überzeugt, daß das Land, das er gefunden hatte, Indien sei.

Bereits zu Lebzeiten des Kolumbus unternahmen mehrere Entdeckungsreisende, von seinem Beispiel angespornt, Reisen nach dem Westen, und in den folgenden Jahrzehnten wurden diese Reisen mit wachsendem Eifer fortgesetzt. Die Spanier erforschten die Küste an der mexikanischen Meeresbucht und umsegelten Yucatan und Florida; die Engländer und Franzosen untersuchten Labrador und die St.-Lorenz-Bucht, und die bretonischen, normannischen und baskischen Fischer fingen an, ihre Fanggebiete auf die Bänke von Neuschottland und Neufundland zu verlegen, die auf einer alten Karte Baccalaos, nach dem baskischen Wort für Dorsch, genannt werden. Aber die größte Aufmerksamkeit erweckten doch die Reisen, die nach dem Süden unternommen wurden. Kolumbus hatte es nicht der Mühe wert gehalten, den großen Kontinent, dessen Gegenwart er geahnt hatte, als er sich vor der Mündung des Orinoco befand, allzuviel Aufmerksamkeit zu widmen, weil er zu sehr von der Absicht erfüllt war, den Indischen Ozean zu finden. Aber wo er aufgehört, fuhren andere fort, nach Süden, an den Küsten Brasiliens entlang. Die Reisen, die Amerigo Vespucci und Magelhaens in dieser Richtung unternahmen, wurden von dem Interesse ganz Europas verfolgt. Denn diese Reisen stellten fest, was Kolumbus nur vorübergehend und ganz flüchtig vermutet hatte, daß hier nach Süden ein gewaltiges Festland lag, eine neue Welt, von der die Alten nichts ahnten und deren Küsten — in atemloser Spannung las man die Briefe Amerigos hierüber — sich weit bis in die heiße Zone, bis in den Weltteil der Antipoden und in eine südliche Kälteregion hinein erstreckten. Die kalte und dunkle Jahreszeit begann im März, und zu Ostern mußte Magelhaens' Schiff in Winterquartier gehen, um aufs neue im August aufzubrechen, als der Frühling kam. Aber nicht genug, daß die Jahreszeiten durcheinandergingen, auch der Sternenhimmel war nicht derselbe. Der Polarstern, der große Bär und beinahe alle bekannten Sternbilder verschwanden, und aus dem Meere stieg in funkelnder Pracht

das Kreuz des Südens. Mitten in dem Gewimmel unbekannter Sterne leuchtete jedoch das altbekannte helle Band der Milchstraße; es hatte aber, von diesen Gegenden gesehen, ein schwarzes und gähnendes Loch, einen sternenlosen Fleck, den man den „Kohlensack" nannte.

Ein neuer Himmel über einer neuen Welt!

Es war natürlich, daß der Name des Mannes, der der Mitwelt zum ersten Male die Mitteilung machte, daß man nicht eines der Länder des Altertums oder des Orients entdeckt hätte, sondern ein ganz neues Land, daß der Name mit der neuen Welt verknüpft wurde — Amerika, ein Name, der jedoch anfangs nur den südlichen Teil des Festlandes bezeichnete. Denn die nördlichen Teile des Landes betrachtete man immer noch als Teile Asiens. Hinter dem Wissen, zu dem man bald gelangte, liegt eine lange Reihe kühner Entdeckungsreisen. Durch die Erdumsegelung Magelhaens' (ausgeführt in den Jahren 1519—1522) gelangte man zur Klarheit über die mächtige Breite des Stillen Ozeans im Süden; ferner wurde die Lage des südamerikanischen Kontinents im Verhältnis zu den Meeren bestimmt. Bereits einige Jahre vor Magelhaens hatten die Portugiesen ihre Indienreisen noch weiter nach Osten, bis zu der Malakkahalbinsel und den Molukken, ausgedehnt. Im Jahre 1517 segelten die ersten portugiesischen Schiffe an der Küste Chinas entlang bis nach Kanton. Alles trug dazu bei, die Lage der neuen und alten Länder im Verhältnis zueinander und die großen Entfernungen zwischen ihnen anschaulich zu machen. Trotz aller Unvollkommenheit der Längenbestimmungen erkannte man doch, daß zwischen dem Orient und dem vom Kolumbus entdeckten Lande ein großer Zwischenraum war. Natürlich gingen die so gewonnenen Erfahrungen nicht gleich in das allgemeine Bewußtsein über. Spanien ließ nicht von seinen Erwartungen ab, an einer Stelle des neuentdeckten Landes China zu finden. Und dieser Glaube erhielt für kurze Zeit neue Nahrung, als nämlich verlautete, daß man in dem Festland hinter Haiti und Kuba mächtige

Städte mit stolzen Tempeln und Palästen und einer reichen Kultur gefunden hätte. Man glaubte, daß man das alte Reich der Groß-Khane gefunden hätte, und Mexiko wurde für Quinsay gehalten.

Es dauerte jedoch nicht lange, bis diese Täuschung erkannt wurde. Bei näherem Nachforschen wurden weder äußere noch innere Gleichheiten zwischen dem hochzivilisierten chinesischen Reich und dem sogenannten „Reich Montezumas" gefunden, dessen „Kultur sich zu einer wirklichen Zivilisation verhielt wie ein baumartiger Haufen von Würmern sich zu einem richtigen Baum verhält" (Fiske). Im Luxus, im Gold- und Silberreichtum stand das Land vielleicht auf der Höhe von Quinsay, aber zwischen der Pracht der Gärten, zwischen Springbrunnen und schön verzierten Palästen stiegen die unheimlichen Pyramiden der Kannibalen empor, die von dem Blute der Menschenopfer trieften. Bei einem einzigen kühnen und wohlgezielten Stoß wankte diese Indianermacht, deren „Staatsordnung nichts anderes war als ein chronischer Kriegszustand".

Ein Reich, das auf einer viel höheren Entwicklungsstufe stand, fand man in Peru, wo das Volk der Inkas wohnte. Dieser wunderliche Staat mit seiner Vermischung von Sozialismus und aristokratischer Macht der Kasten konnte vielleicht von Unkundigen mit China verwechselt werden, wenn seine Lage an der Westküste des Südkontinents auch eigentlich einen solchen Gedanken ausschloß. Die neuen Länder waren in der Tat reich an den verwirrendsten Überraschungen!

Noch eine Illusion, der es bestimmt war, daß sie in dem neuen Land von ihrem Schicksal ereilt wurde, verdient es, ihrer Kuriosität wegen hier erwähnt zu werden. Die phantasiereichen Schilderungen des Orients hatten von einer Quelle gesprochen, die an einer Stelle im Osten zu finden sein sollte, von deren Wasser man beim Trinken die ewige Jugend erlangen sollte. Von einer indianischen Sage geleitet, machte man sich nun daran, in einem Land in Florida, das Bimini ge-

nannt wurde, nach dieser Quelle zu suchen. Ungeahnte Beschwerden, Kämpfe und tödliche Verletzungen (von den Pfeilen der Eingeborenen) waren alles, was man fand; nach der Quelle der ewigen Jugend aber sucht man noch heutigen Tages vergebens.

Nach und nach fingen die Europäer an zu verstehen, daß ihre neuen Besitzungen in keiner Weise den Vorhof des Orients bildeten, sondern daß auch die nördlicheren Länder ein Bestandteil der Neuen Welt seien. Langsam näherte sich Europa dem Begriff „Nordamerika", der zwar nicht eben mit Begeisterung begrüßt wurde. Eher betrachtete man es mit einer gewissen überlegenen Geringschätzung, ohne sich eine Vorstellung von dem ungeheuren Wert des Landes zu machen. Indien und China waren noch immer das begehrte Ziel, und der Blick Europas richtete sich nur über das neue Land, dieses unwillkommene Hindernis, hinweg auf das Märchenland in der Ferne. Die Portugiesen hatten den östlichen Weg, der zu ihm führte, monopolisiert. Darum versuchte man beständig, einen westlichen Weg zu finden. Der von Magelhaens gewiesene Weg war viel zu lang und für die Schiffahrt viel zu gefährlich, während der südliche Weg um das Kap Horn auch nur wenig besser war. Als man die Gewißheit erlangt hatte, daß es jene Straße nicht gab, zu deren Auffindung Kolumbus soviel Zeit verwandt hatte, versuchte man, die Schiffe, die man von ihrer Last befreite, über Land nach der westlichen Küste zu schleifen, aber das furchtbar unwegsame Terrain verhinderte, daß man diese Methode in größerem Umfange anwenden konnte. Die Durchfahrt, die man noch immer zu finden hoffte, suchte man jetzt weiter im Norden. Von einer dieser Entdeckungsreisen heißt es bei einem Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts: „. . . da er weder den Sund noch Cathay fand, wie er es gelobt hatte, kehrte er nach Verlauf von zehn Monaten wieder zurück — zwar fand er angenehme und fruchtbare Länder, die auf unseren eigenen Breitengraden lagen — was aber sollen wir mit solchen Dingen, wie sie die Völker Europas

bereits besitzen? Nach Süden, nach Süden sollten die Reisen gehen, um den Überfluß der äquatorialen Länder zu holen. Diejenigen, welche Reichtum suchen, brauchen sich nicht nach dem kalten und zugefrorenen Norden zu wenden." Noch heute trägt ein Ort in der Nähe von Montreal den Namen „China", zur Erinnerung an jenen Versuch, den ein Franzose 1669 anstellte, um die begehrte Passage zu finden. Zu dieser Zeit fing man jedoch an, sich über die große Ausdehnung des nördlichen Festlandes von Osten nach Westen klar zu werden. Mehr als zweihundert Jahre waren vergangen, seit Kolumbus den ersten Anstoß zur Entdeckung Amerikas gegeben hatte. Im Laufe dieser beiden Jahrhunderte war den Europäern allmählich der Wert dieses Landes aufgegangen. Siedler und Eroberer, besonders Franzosen und Engländer, drangen tiefer und tiefer in diese Einöden ein, die so reich waren an unausgenutzten Werten. Im Jahre 1806 bahnte sich auf den nördlichen Breitengraden zum ersten Male eine Expedition den Weg vom Innern des Kontinents bis zur Küste des Stillen Ozeans.*) Die nördliche Ausdehnung dieses Meeres war bereits im achtzehnten Jahrhundert erforscht worden. Und als schließlich Robert Mac Clure 1854 durch das Beringmeer und die Davisstraße fuhr, war der ganze amerikanische Kontinent von Alaska bis zum Kap Horn umsegelt und die Arbeit, die Kolumbus 1492 begonnen hatte, endlich beendet.

Das Zusammentreffen zwischen der Alten und der Neuen Welt war, wie wir gesehen haben, in vielen Dingen eine große Enttäuschung. Für den Entdecker selbst war das neue Land der Schauplatz von Widerwärtigkeiten und vielen Leiden. Nur wenig besser erging es seinen Nachfolgern. Die Berichte von den ersten Eroberungen und Kolonisationsversuchen ent-

*) Die kalifornische Meeresbucht war bereits sehr früh von den Spaniern entdeckt worden. Die Expedition im Jahre 1806 folgte dem oberen Lauf des Missouris und drang über die Rocky Mountains bis zum Flusse Kolumbia vor und folgte diesem bis zu seiner Mündung.

halten Seite für Seite neben romantischen Märchen und Erzählungen von geradezu phantastischem Glück auch düstere Worte über Kämpfe, Streitigkeiten, Blutvergießen und Niederlagen.

Wenn die Eroberer also nicht nur ausschließlich Veranlassung fanden, das neue Land zu preisen, so hatten gleichzeitig auch die Bewohner desselben keinen Grund, über die Entdeckung erfreut zu sein. Denn nur für einen kurzen Augenblick schien alles sich zu einer guten Zusammenarbeit in gegenseitigem Einvernehmen anzuschicken. Kolumbus, der auf seiner ersten Reise alles nur im rosigsten Lichte sah, konnte die Gastfreiheit, Ehrlichkeit und Freundlichkeit der Eingeborenen nicht genugsam rühmen: „Sie lieben ihren Nächsten wie sich selbst!" ruft er aus, ohne zu verstehen, daß ihre Haltung nur aus der grenzenlosen Furcht vor diesen seltsamen Fremden entsprang. Später, als der Gouverneur von wirtschaftlichen Sorgen bedrückt wurde, nahm er den Wilden gegenüber eine ganz andere Stellung ein. Je weniger Handelswerte sie ihm bieten konnten, um so weniger hatte er Lust oder Zeit, ihnen irgendwelches Interesse zu schenken. Außerdem belegte er die Indianer mit Steuern und Zwangsarbeit und erreichte bald dadurch, daß die auf den Inseln wohnenden Stämme vollständig ausgerottet waren. Daß diese Ausrottungsarbeit nicht die ganze Urbevölkerung, also auch die auf dem Festland, betraf, hat man Männern wie Las Casas und Montesino sowie ihren tapferen Klosterbrüdern zu verdanken. Die an vielen Stellen recht hochstehenden Stämme Süd- und Mittelamerikas haben sicher viel mehr Widerstandskraft besessen, so daß man noch heute in großen Gebieten das indianische und halbindianische Volkselement in der Überzahl findet.

In Nordamerika sind die Roten dagegen unter wilden Kämpfen und rücksichtsloser Ausrottung und Vertreibung Schritt für Schritt zurückgedrängt worden, bis ihnen jetzt nur unbedeutende Reste der endlosen Jagdgefilde ihrer Urväter überlassen geblieben sind. Der gewaltige Bevölkerungsüberschuß Europas hat ihre Plätze ausgefüllt.

AMERIGO VESPUCCI.

Bei der näheren Durchsicht der großen geographischen Entdeckungsreisen zu Beginn der Neuzeit—am Schluß des 15. und in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts — wird man sehr leicht beobachten, daß, wie unabhängig die einzelnen Forscher auch ihre mehr oder weniger bedeutungsvollen Entdeckungsreisen unternahmen und in welchen verschiedenen Richtungen diese Reisen auch gingen, man doch im großen und ganzen eine gewisse innere Verbindung zwischen ihnen feststellen kann. Das Glück oder Unglück des einen spornte den anderen zu erneuten Anstrengungen an, und das Resultat aller ihrer Anstrengungen war, daß nicht nur kleinere Landgebiete, sondern ein neuer und großer Erdteil vor den verwunderten Blicken Europas aus dem Atlantischen Ozean emportauchten. Zwar ist es richtig, daß der erste Entdecker Kolumbus in dem Glauben „lebte und starb", Teile Indiens oder des östlichen Asiens aufgefunden zu haben, aber bereits im Jahre, nachdem er die irdische Welt verlassen hatte, war man innerhalb der geographisch interessierten Kreise Europas fest davon überzeugt, daß die neuentdeckten Länder auf der anderen Seite des Atlantischen Ozeans einen Weltteil für sich bildeten, und bald tauchte der Vorschlag auf, daß der neue Weltteil Amerika heißen und seinen Namen nach Amerigo Vespucci tragen sollte, der verschiedene Entdeckungsreisen unternommen und von den neuen Ländern, die er entdeckte, sehr lebendige Schilderungen geliefert hatte.

Von Amerigo Vespucci weiß man, daß er ebenso wie Kolumbus geborener Italiener und im übrigen nur wenige

Jahre jünger war als dieser. Seine Vaterstadt war Florenz, sein Geburtsjahr wird mit 1451 angegeben. Der Vater, ein Advokat, überließ es seinem Bruder Giorgio Antonio Vespucci, einem gelehrten Dominikanermönche, seinen Sohn zu unterrichten. Wenn nun auch der junge Amerigo sich keine tiefere Kenntnis der humanistischen Lehre aneignete, so scheint er sich doch mit um so größerem Interesse und entsprechendem Erfolg dem Studium der Mathematik und Astronomie gewidmet zu haben, Fächern, die man in den Schulen der damaligen Zeit ebenfalls nicht vernachlässigte. Die guten Kenntnisse, die er sich in diesen Fächern erwarb, waren ihm später auf seinen Entdeckungsreisen von großem Nutzen, ja, man kann sogar sagen, daß er es diesen Kenntnissen verdankte, wenn er an Expeditionen unter der Führung anderer teilnehmen durfte.

Gegen Ende des Jahres 1491 war Vespucci als Vertreter des großen florentinischen Handelshauses der Medici nach Spanien gekommen. In den folgenden Jahren hielt er sich in dieser Eigenschaft in Geschäftangelegenheiten in Sevilla auf. Kurze Zeit darauf tritt er mit dem ebenfalls florentinischen Kaufmannshaus Berardi in Sevilla in Verbindung, das von dem spanischen Königspaar den Auftrag erhalten hatte, die Schiffe für die zweite Reise des Kolumbus auszurüsten (September 1493 bis Juni 1495). Aber Vespucci fand das Geschäftsleben sehr schwer. „Ein Kaufmann", schrieb er selbst später nieder, „kann an dem einen Tage reich sein und am nächsten Tag alles verloren haben, was er besaß". Er wünschte sich einen „ehrenvolleren und soliden Lebensweg", und darum zog er auf Entdeckungsreisen aus. Die Gelegenheit dazu bot sich sehr bald. Ferdinand der Katholische sandte 1497 vier Schiffe ab, „damit sie im Westen neue Länder entdecken sollten", und Vespucci wurde ersucht mitzukommen, „um mitzuhelfen, Entdeckungen zu vollbringen". Von seiner Stellung und seinen Aufgaben bei dieser Expedition, die im Mai 1497 von Cadiz ausging und Mitte Oktober des folgenden Jahres zurück-

kehrte, berichtet er nichts Besonderes. Vespucci war auf Grund seiner nautischen und kosmographischen Kenntnisse schon damals der Ansicht, daß die Inselgruppen, welche Kolumbus auf seinen beiden ersten Reisen, deren Ergebnisse weit und breit bekannt waren, entdeckt hatte, unmöglich zu Indien oder zu einem Teil desselben gehören konnten. Darum nahm er den Kurs an den Antillen vorbei in das Karibische Meer bis nach Honduras und von dort quer über den mexikanischen Meerbusen an Florida vorbei und an der Küste entlang bis nach der Chesapeakebucht. Von dort segelte er zu den Bermudas, von denen die Reise dann nach Cadiz zurückführte.

Vespucci war also bereits auf seiner ersten Reise weiter nach Westen vorgedrungen, als es je einem Europäer vor ihm gelungen war, und von allen Entdeckungsreisenden war er der erste, welcher die Botschaft brachte, daß westlich der Antillen größere Landgebiete zu finden seien.

Kolumbus hatte auf seiner dritten Reise (Mai 1498 bis November 1500) unter anderem die Insel Trinidad und das Land an der Mündung des Orinocos entdeckt. Hierüber hatte er Berichte nach Spanien gesandt, wo man sofort mit der Ausrüstung einer neuen Expedition begann, die die von Kolumbus kürzlich entdeckten Gegenden näher erforschen sollte. Der Leiter dieser Expedition wurde der Ritter Alonso de Hojeda. Ihn begleitete Amerigo Vespucci. Welche Stellung er innerhalb der Expedition bekleidete, läßt sich nicht nachweisen. Man fuhr im Mai 1499 ab und kehrte nach Spanien im September 1500 zurück, also einige Monate, bevor Kolumbus von seiner dritten Entdeckungsreise heimkehrte. Das Geschwader Hojedas machte die Reise über den Atlantischen Ozean von Europa bis zur Küste Surinams, der es bis zum Delta des Orinocos und bis Trinidad folgte, in 27 Tagen. Danach fuhr es nach Westen zur Maracaibobucht, in die es eindrang, und weiter bis zur Halbinsel Goajira. Weiter nach Westen kam es jedoch nicht, sondern es nahm von dort den

Kurs nach Nordosten auf Haiti zu, wo sich Kolumbus zufällig aufhielt. Die Heimreise von Haiti ging über die Bahamainseln. Das war also die zweite Reise, an der Vespucci auf Rechnung der spanischen Krone teilnahm.

Inzwischen waren andere Entdeckungsreisende in diesen Jahren eifrig beschäftigt gewesen. Besonders die Portugiesen hatten angefangen, ihr Augenmerk auf die östliche Küste Amerikas, vornehmlich auf Brasilien, zu richten, das zufällig von Cabral entdeckt worden war. König Emanuel von Portugal war außerordentlich begierig darauf, daß die Entdeckung durchgeführt und dieses Gebiet des neuen Erdteils näher erforscht würde. Darum ließ er eine aus drei Schiffen bestehende Expedition ausrüsten, die von Lissabon im Mai 1501 absegelte und im September 1502 dorthin zurückkehrte.

Diese Expedition begleitete gleichfalls Amerigo Vespucci, der dem lockenden Angebot König Emanuels nicht widerstehen konnte und sich sogar hatte überreden lassen, in portugiesische Dienste zu treten. Besonders seiner großen astronomischen und kosmographischen Kenntnisse wegen war der portugiesische König so darauf bedacht, ihn an der Expedition teilnehmen zu lassen.

Die Expedition segelte nach Südamerika hinüber bis zum Kap St. Roque, das ungefähr 5 Grad südlicher Breite liegt. Von hier aus fuhr sie nach Süden, an der Mündung des La Plata vorbei, vielleicht bis zu den Falklandsinseln. Es ist jedoch schwierig, mit Bestimmtheit zu sagen, wieweit sie nach Süden gelangte, ehe sie den Kurs wieder heimwärts nahm.

Nachdem Vespucci von seiner dritten Reise wohlbehalten zurückgekehrt war, machte er sofort Pläne für eine neue Reise. Er konnte sich unmöglich zur Ruhe setzen, vielmehr sehnte er sich danach, sich wieder auf lange Reisen zu begeben. Dieses Mal wollte er untersuchen, ob es nicht möglich sei, wenn man im Süden um die Länder segelte, die er das letzte Mal entdeckt hatte, auf dem Seewege nach Indien zu gelangen. Es dauerte nicht länger als bis zum Juni 1503, als ein

Geschwader von sechs Schiffen in dem Hafen von Lissabon zu seiner Verfügung stand. Man nahm einen südwestlichen Kurs direkt auf Brasilien zu. Aber auf 4 Grad südlicher Breite strandete eines der Schiffe nahe an der Küste, die anderen wurden voneinander getrennt, ohne sich später wieder zusammenfinden zu können. Das Schiff, auf dem Vespucci selbst sich befand, folgte der Küste in südlicher Richtung, etwa bis zum 18. Grad südlicher Breite oder mit anderen Worten: bis zu einem Punkt, der ungefähr zwischen Bahia und Rio de Janeiro liegt. Hier ließ Vespucci 24 Mann zurück. Damit war auf dem südlichen Kontinent die erste europäische Ansiedlung entstanden. Vespucci selbst segelte heimwärts und langte nach einer Abwesenheit von beinahe einem Jahre im Juni 1504 in Lissabon an.

Seine vierte Reise war vom Unglück verfolgt und darum so gut wie ergebnislos. Mißmutig und niedergedrückt begab er sich nach Spanien zurück. Man kann wohl mit Sicherheit annehmen, daß er Portugal verließ, weil er sich tief getäuscht und gekränkt sah von der Knauserigkeit, die die portugiesische Regierung ihm gegenüber bewies, eine Knauserigkeit, wie sie auch andere große Entdecker entweder schon empfunden hatten oder später noch zu fühlen bekommen sollten. Zu ihnen gehört sowohl Vasco da Gama wie auch Magelhaens, um nur ein paar von den am meisten bekannten Namen zu nennen. Vespucci wurde in Spanien mit offenen Armen empfangen. Bald konnte er seine ernsthafte Arbeit wieder aufnehmen, die den Plan verfolgte, den Seeweg nach Indien zu finden, den er aber auf seiner letzten Reise in portugiesischen Diensten nicht hatte verwirklichen können. Aber gerade, als alles gut vorbereitet und eine spanische Expedition beinahe fertig ausgerüstet war, mußte Vespucci das Unternehmen aufgeben, weil die Portugiesen zu heftigen Protest dagegen einlegten, indem sie sich auf die päpstlichen Bestimmungen über die sogenannte Demarkationslinie beriefen. Vespuccis Unternehmen würde nämlich Gebiete berührt haben, die nach päpstlicher Entscheidung den Portugiesen vorbehalten waren. Und als

Vespucci, dem zum Trotz, die Spanier einige Jahre später wieder für seinen Plan zu interessieren vermochte — wenn er daran auch einige Änderungen vorgenommen hatte —, so mußte er ihn doch wieder wegen der Wachsamkeit der Portugiesen aufgeben. Aber darüber hinaus hat Vespucci sicher allen Grund gehabt, mit seinem Aufenthalt in Spanien zufrieden zu sein. Wie schon erwähnt, wurde er 1505, als er das Land aufsuchte, dort gut empfangen. Er ließ sich in Sevilla nieder, wo er mit Kolumbus zusammentraf, mit dem er in einem freundschaftlichen Verhältnis stand; er verheiratete sich mit einer spanischen Dame, und bereits im April 1505 wurde er spanischer Bürger, „seiner großen Verdienste wegen, die er sich schon erworben hatte und die er wohl auch in Zukunft sich um die spanische Krone erwerben würde". Wenn man mit dem letzten Teil dieses Satzes auf die schon obenerwähnte Expedition zur Auffindung eines neuen Seeweges nach Indien hindeutete, so wissen wir bereits, daß diese Hoffnungen sich nicht erfüllten. Daß aber das Ansehen Vespuccis aus diesem Grunde nicht sank, ersehen wir deutlich daraus, daß er im März 1508 zum pilota mayor (Reichslotsen) ernannt wurde, d. h. zum Leiter der gesamten Handelsschiffahrt Spaniens nebst allem, was dazu gehörte — z. B. die Herstellung von Seekarten, ein Amt, das wohl besonders für ihn eingerichtet wurde und das ihm bedeutende Einnahmen verschaffte. Er behielt es bis zu seinem Tode im Jahre 1512. Danach ging es als Erbe auf einen seiner Neffen über, was beweist, daß Vespucci nicht — wie es zum Beispiel mit Kolumbus der Fall war — auch nur einen Deut des Ansehens verloren hatte, das seine Entdeckungsreisen ihm bei seiner Mitwelt verschafft hatten.

Von seinen Entdeckungsreisen schrieb Vespucci ausführliche Berichte, aus denen hervorgeht, daß er keineswegs ein Mann war, der sein Licht unter den Scheffel stellte. Man kann ihn zwar nicht direkt beschuldigen, daß er sich Ehren verschaffte, die ihm nicht mit Recht zukamen, aber er ver-

stand es, in seinen Reisebeschreibungen alles in einer Weise darzulegen, daß der Leser unwillkürlich den Eindruck erhalten mußte, als ob nur er allein alle die herrlichen Länder entdeckt hatte, die er schilderte.

Auf der anderen Seite darf man jedoch die Bedeutung seiner Entdeckungen nicht unterschätzen. Unter den Menschen seiner Zeit kam ihm unbedingt der Platz an der Seite des Kolumbus und Magelhaens zu, und dieser darf ihm nicht genommen werden, selbst wenn von der Bedeutung der Entdeckungen die Rede ist. Er war mehr Wissenschaftler und Forscher im eigentlichen Sinne des Wortes, während die anderen beiden vor allen Dingen Seefahrer waren. Man kann auch mit Recht sagen, daß Vespucci teils die Entdeckungen, die Kolumbus machte, vervollständigte und dadurch mehr als alle anderen zu einer richtigen Beurteilung des großen Werkes des Kolumbus beitrug, und teils durch seine letzten beiden Reisen und die Pläne, die er für neue Reisen ausgearbeitet hatte, den Impuls für die großzügige Tat Magelhaens, die erste Weltumsegelung, gab.

Über seine erste Reise in spanischen Diensten schrieb er nach seiner Heimkehr einen Brief an Lorenzo de Medici in Florenz, einen Verwandten Lorenzos des Prächtigen, in dem er bereits mit großer Bestimmtheit ausspricht, daß diese südlichen Länder, die er bereits besucht hatte, nicht Asien oder ein Teil desselben sein konnten. Er nennt sie „Mundus novus", die neue Welt. Nachdem er von seinen folgenden Reisen, die ihn in dieselben Gegenden führten, heimgekehrt war, schrieb er 1504 einen ausführlichen lateinischen Bericht über die vier Reisen nieder, die er bis dahin unternommen hatte. Dieser Bericht oder Brief, wie er ihn nannte, wurde sowohl ins Französische wie ins Italienische übersetzt. Er bildete bald eine sehr geschätzte Lektüre für alle Gesellschaftsklassen des romanischen Europas.

Auch die gelehrte Welt hatte natürlich angefangen, ihr Augenmerk auf die Probleme zu richten, die die großen

geographischen Entdeckungen aufstellten. So gab z. B. ein junger Humanist und Geograph Martin Waldseemüller an der kleinen Universität in St. Dié in Lothringen 1507 eine Abhandlung heraus, die den Titel „Einführung in die Kosmographie" führte, in der er die obenerwähnte Schrift Vespuccis behandelte. Im IX. Kapitel brachte er, nachdem er die drei Erdteile Europa, Asien und Afrika besprochen hat, einen Ausspruch und einen Vorschlag vor, der später in den weitesten Kreisen anerkannt wurde, und damit war die „Neue Welt" des Amerigo Vespucci auf eine schnelle und seltsame Art auf „Amerika" umgetauft worden. Waldseemüller schrieb: „In der Gegenwart sind diese Erdteile (Europa, Asien und Afrika) besser bekannt, und ein neuer, ein vierter Erdteil ist von Amerigo Vespucci entdeckt worden, wie aus dem Folgenden hervorgehen wird. Nachdem Europa und Asien nach Frauen benannt wurden, sehe ich nicht recht ein, warum dieser neue Erdteil nicht Amerige d. h. Amerigos Land oder Amerika nach dem klugen Mann heißen soll, der ihn entdeckte. Man wird sich von der Lage des neuen Landes und den Sitten und Gebräuchen seiner Einwohner eine Vorstellung aus der Rechenschaft über die vier Reisen des Amerigo, die hier folgt, machen können."

Das Wort war ausgesprochen, der Vorschlag gemacht. Und er wurde, wie erwähnt, mit der Zeit allgemein anerkannt. Zum Anfang war man sicher der Meinung, daß „Amerika" die von Vespucci selber angewandte Bezeichnung „Die Neue Welt" ersetzen sollte und daß dieser Begriff nur für die Gebiete galt, die südlich des Äquators lagen, also nicht für die von Kolumbus entdeckten Gebiete. Erst nach und nach begann der Name ganz Südamerika zu umfassen und darauf auch das ganze große Doppelland weit draußen im Atlantischen Ozean. Daß es einmal in der fernen Zukunft so enden würde, hat sich Waldseemüller sicherlich nicht gedacht. Als er seinen Vorschlag zu einem Namen für „die Neue Welt" vorbrachte, wollte er nur Vespucci die Ehre erweisen, die ihm nach seiner

Meinung für das, was er entdeckt hatte, zuzukommen schien. Kolumbus hatte ja sozusagen das Festland nur beschnuppert und war eigentlich nur als der Entdecker eines Archipels bekannt. Es dauerte lange, bis man zu der Erkenntnis kam, daß alle die Inseln und Landgebiete, die Kolumbus und seine Gefährten sowie alle die, welche ihm folgten, entdeckt hatten, Teile der Neuen Welt ausmachten und daß der, der als erster von allen den Weg zu dieser Neuen Welt wies, in Wirklichkeit auch die Ehre für die Entdeckung desselben erhalten müßte.

FRANCISCO PIZARRO.

Ein Blatt aus der Kolonisationsgeschichte Amerikas.

Unter den vielen Entdeckungsreisenden und Eroberern, die zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts Spanien ausgedehnte Besitzungen in Amerika zuführten, war Francisco Pizarro einer der bedeutendsten. „Das Glück ist dem Kühnen hold", sagt ein altes Sprichwort. Es kann völlig auf den Mann angewendet werden, der mit einer Handvoll Abenteurer unter den unglaublichsten Gefahren und Anstrengungen eines der größten und mächtigsten Reiche der neuen Welt, das Goldland Peru, eroberte.

Francisco Pizarro wurde 1475 in der Umgegend der spanischen Stadt Truxillo als der uneheliche Sohn eines Adeligen und eines Bauernmädchens geboren. Der Vater kümmerte sich nicht um ihn, und er lernte daher keine andere Arbeit kennen als Schweine zu hüten. Seine Kindheit war ungewöhnlich hart, er wurde für das geringste Versehen geschlagen. Aber er wuchs auf und wurde ein großer und kräftiger Jüngling, der schon früh Proben seines Mutes und seiner Geistesgegenwart ablegte. Eines schönen Tages verließ er die Heimat und ließ sich als Soldat anwerben. Nachdem er von einem Feldzug nach Italien zurückgekehrt war, ging er mit Kolumbus auf eine Reise nach Hispaniola. Sowohl dort als auch auf Kuba, wo er ebenfalls eine Zeitlang arbeitete, machte er sich bei seinen Vorgesetzten wegen seiner Unerschrockenheit, seines Mutes und seiner unbeugsamen Energie sehr beliebt.

Pizarro war auch mit dabei, als Balboa mit seiner Expedition die Küste des Meeres im Westen von Amerika erreichte und

in voller Rüstung in den neuentdeckten Ozean hinauswatete und ihn feierlich für die spanische Regierung in Besitz nahm. Auf dieser Expedition war es, daß die Spanier die Eingeborenen von einem reichen Lande im Süden sprechen hörten. Seit jener Zeit konnte Pizarro seine Gedanken nicht mehr trennen von diesen unbekannten Ebenen mit den vielen sich bietenden Möglichkeiten, sowohl Gold als auch Ehre zu gewinnen. Von der Kolonie in Panama, wo Pizarro ein Vertrauter des Gouverneurs war, wurden mehrere Expeditionen ausgeschickt, die nach den erwähnten Reichtümern suchen sollten; sie wurden aber von Männern geleitet, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren und die außerdem keine ausreichenden Hilfsmittel zur Verfügung hatten. Als die einzelnen Expeditionen zurückkehrten, ohne daß sie etwas anderes gefunden hatten als ungesunde mit Sümpfen und Wäldern erfüllte Ebenen, fing man an zu glauben, daß alles, was Balboa und seine Begleiter gehört hatten, nichts weiter seien als phantastische Sagen.

In der Panamakolonie befanden sich jedoch außer Pizarro noch zwei andere Männer, die wie er davon überzeugt waren, daß die Gerüchte von den reichen Ländern im Süden nicht ganz grundlos sein konnten. Es waren der Priester Fernando de Luque und Diego de Almagro, ein Abenteurer aus demselben Holze wie Pizarro, ein Findelkind, das seine Erziehung bei den Soldaten erhalten und sich seitdem durch seine Unerschrockenheit und seine Ausdauer ausgezeichnet hatte. Diese drei schlossen sich zusammen, um eine Expedition zu den verheißenen Reichtumsquellen zu unternehmen. De Luque, der vermögend war, sollte das Unternehmen finanzieren. Da er aber an ein ruhiges und bequemes Leben gewöhnt war, zog er es vor, in Panama zurückzubleiben. Die beiden anderen mußten also die Strapazen, die Kämpfe und die Gefahren allein auf ihre Schultern nehmen.

Der Gouverneur in Panama stand anfangs dem Unternehmen recht wohlwollend gegenüber; doch sah er sich außerstande,

den beiden tollkühnen Abenteurern eine wirkliche zweckdienliche Unterstützung angedeihen zu lassen. Es war ferner nicht leicht, Männer zu finden, die sich mit hinauswagten. Im November 1524 brach Pizarro jedoch auf und segelte mit zwei kleinen Schiffen nach Süden. Die Küste war unzugänglich und ungesund. Überall, wo er anlegte, begegneten ihm die Indianer mit offensichtlicher Feindseligkeit. Als der Proviant anfing auszugehen, mußte man daher das eine Schiff nach Panama zwecks neuer Versorgung mit Lebensmitteln zurückschicken. Nachdem Pizarro sie erhalten hatte, setzte er seine Reise nach Süden weiter fort, aber die Hindernisse, auf die er traf, wurden ständig größer, so daß er sich schließlich gezwungen sah umzukehren. Genau so erging es Almagro, der seine Reise einige Wochen später antrat.

Pizarro und sein Waffenbruder gaben jedoch ihren Plan aus diesem Grunde nicht auf. Zwar war der Gouverneur jetzt noch weniger geneigt, seine Erlaubnis zu weiteren Reisen zu geben — die ganze Sache schien ihm vollständig hoffnungslos zu sein —, aber endlich willigte er doch ein. Nach den notwendigen Vorbereitungen begaben sie sich von neuem auf den Weg, dieses Mal mit drei kleinen Schiffen. Als sie die Mündung des San Juan etwa vier Grad nördlich des Äquators erreichten, wurde das eine der Schiffe unter dem Kommando des tüchtigen Lotsen Ruis nach Süden zur Rekognoszierung geschickt. Hier trafen sie auch wirklich Eingeborene, die auf einer ziemlich hohen Kulturstufe standen und Ringe und anderen Schmuck aus Gold trugen. Sie sahen jedoch ein, daß sie, ehe sie sich die Hoffnung machen konnten, das Volk mit Erfolg angreifen zu können, vorerst von der Heimat Unterstützung haben mußten. Almagro wurde daher nach Panama zurückgeschickt, um mehr Leute zu werben, während Pizarro seine Wiederkehr auf der kleinen Insel Gallo, die nahe an der Küste lag, erwartete.

In der Zwischenzeit war ein neuer Gouverneur in Panama ernannt worden, der nicht geneigt war, die Fortsetzung eines

ihm zwecklos erscheinenden Abenteuers zuzulassen. Er schickte deswegen ein Schiff nach der Insel Gallo, um Pizarro und seine Gefährten nach Hause zu holen. Dies war ein harter Schlag für de Luque, der schon bedeutende Geldsummen für das Unternehmen geopfert hatte und nun fürchtete, daß seine Hoffnung auf eine große Beute zunichte werden würde. Es glückte ihm jedoch, einen zuverlässigen Boten auf das Schiff des Gouverneurs zu schmuggeln, der an Pizarro einen Gruß und die Aufforderung überbringen sollte, sich zu weigern, dem Befehl des Gouverneurs nachzukommen. Und Pizarro bedachte sich nicht lange. Er hielt seinen Begleitern eine begeisternde Rede, zeichnete mit seinem Schwert im Sande einen Strich von Westen nach Osten und sagte:

„Im Norden liegt Panama mit seinem Faulenzerleben und eitel Armut, im Süden liegt Peru mit Kämpfen und Entbehrungen, aber mit ungeahnten Reichtümern. Ich selbst gehe nach Süden. Wer von euch handeln will, wie es sich für einen tapferen Kastilianer geziemt, der folge mir!"

Die meisten hatten jedoch von den vielen Widerwärtigkeiten genug bekommen. Außer dem Lotsen Ruis waren es nur zwölf Mann, die auf Pizarros Seite traten und sich weigerten, nach Panama zurückzukehren. Der Gouverneur war über diesen Ungehorsam erbittert und hatte die größte Lust, die Abenteurer ihren eigenen Weg gehen zu lassen. Da aber eine Anzahl Kolonisten in Panama dagegen protestierte, schickte er endlich eine Entsatzexpedition mit dem bestimmten Befehl an Pizarro, binnen sechs Monaten wieder in Panama zu sein.

Sieben lange Monate mußten Pizarro und seine Gefährten warten. Sie jagten, fischten und benutzten im übrigen die Zeit, um über das Meer nach Segeln auszuspähen. Man wird darum leicht ihre Freude verstehen, mit der sie die Entsatzexpedition begrüßten, als sie endlich anlangte. Proviant hatte man nun in reichlichem Maße, und wenn auch die Mannschaft nur gering an Zahl war, so begab man sich doch ohne Zögern auf eine neue Erkundungsfahrt nach dem Süden.

Atahualpa, der letzte Inka von Peru.
(C. O. Dapper, Amsterdam 1673)

Kaiser Karl V. empfängt Pizarro.
(Jules Verne)

Amerigo Vespucci.

Franciscio Pizarro.
(C. O. Dapper, Amsterdam 1673)

Die Anden.

Urwald an den Ufern des Amazonenstroms.
(A. Goering)

Dieses Mal hatte Pizarro mehr Glück als das letzte Mal. Er gelangte in gastfreundlichere Gegenden mit gut entwickeltem Ackerbau und einer höheren Kultur, als man sie bis jetzt in diesem Erdteil gefunden hatte. Die Bewohner empfingen die Fremden mit Erstaunen, aber ohne Feindschaft. Man hatte die nördlichste Grenze des großen und mächtigen Inkareiches erreicht. Was vor allem auf die Spanier Eindruck machte und sie in dem Glauben bestärkte, daß sie sich dem mit Sehnsucht erwarteten Goldland näherten, war die Menge Goldes und Silbers, die sie überall, nicht nur zum Schmuck, sondern auch zu Hausgeräten verwendet sahen. Sie benutzten die Gelegenheit, um den Eingeborenen zu verkünden, daß sie auf Befehl des mächtigsten Monarchen der Erde kämen und daß dieser verspräche, die Bevölkerung dieses Landes unter seinen Schutz zu nehmen. Worüber sich Pizarro besonders freute, war, daß es ihm gelang, einige kunstfertig verarbeitete Schalen sowie einige Lamas, die für die Spanier etwas ganz Unbekanntes darstellten, einzutauschen. Pizarro blieb lange genug im Lande, um sich davon zu überzeugen, daß er endlich das reiche Land gefunden, von dem das Gerücht erzählt hatte.

Mit ganz anderen Gefühlen als das letzte Mal kehrte er jetzt nach Panama zurück. Er führte Proben von den Produkten des Landes mit sich: Edelmetalle in Gestalt von Gold- und Silberschalen sowie Textilarbeiten und einige Lamas, ferner einige Eingeborene, die Spanisch lernen sollten, um später als Dolmetscher Verwendung finden zu können. Er hatte mit eigenen Augen genügend von dem neuen Land gesehen, um feststellen zu können, daß die Gerüchte nicht gelogen hatten. So war sein Plan bald fertig. An der Spitze einer Abteilung von Soldaten wollte er zurückkehren und das Goldland erobern.

Nachdem Pizarro in Panama glücklich angekommen war, erzählte er dem Gouverneur mit begeisterten Worten von den märchenhaften Reichtümern des neuentdeckten Landes und legte ihm seinen Plan vor, es im Namen der spanischen Krone

zu erobern. Der Gouverneur verhielt sich jedoch gegen diesen Vorschlag völlig ablehnend. Er konnte nicht vergessen, daß der unerschrockene Abenteurer ihm offenkundigen Ungehorsam bezeigt hatte, und er erklärte, daß es ihm niemals einfallen würde, das Leben so vieler tapferer Soldaten aufs Spiel zu setzen, nur „um einige kleine, unbedeutende Gegenstände aus Gold oder Silber und ein paar indianische Schafe zu gewinnen"*).

Nun war guter Rat teuer. Sollte es Pizarro aufgeben, seinen Plan verwirklicht zu sehen, nachdem er eben einen flüchtigen Blick in das ersehnte Land geworfen hatte? Nein! Sowohl er wie seine Gefährten Almagro und de Luque waren von dem gleichen Eifer beseelt. Sie beschlossen als erstes, sich direkt an den spanischen König zu wenden. Zum Sprecher vor dem Könige wurde Pizarro gewählt, teils weil er ein stattlicher Mann war, teils weil er es verstand, seine Worte zu beweisen. Nach verschiedenen Schwierigkeiten gelang es endlich, die nötigen Mittel aufzubringen, damit Pizarro an dem stolzen spanischen Hof auftreten konnte. Die Gerüchte von dem kühnen Entdecker und dem Lande, das er entdeckt hatte, waren ihm vorausgeeilt, so daß König Karl ihn freundlich empfing.

Mit einer Beredsamkeit und einer Würde, die man dem ehemaligen Schweinehirten nicht zugetraut hätte, erzählte Pizarro dem König von dem seltsamen Land, das er entdeckt hatte, von seiner hohen Kultur und seinen gewaltigen Reichtümern. Die Proben, die er von der peruanischen Kunstfertigkeit mitgebracht hatte, jene ertauschten Gold- und Silberarbeiten, wirkten überzeugend. Der König billigte seinen geplanten Eroberungszug, und zur Belohnung für das, was er schon geleistet hatte, wurde er in den Adelsstand erhoben und zum Gouverneur des neuen Landes ernannt. Almagro wurde zum Kommandanten der Stadt Tumbez ernannt, in der eine Festung errichtet werden sollte, wenn die Stadt gestürmt worden wäre.

*) Hiermit wird auf das Guanako hingedeutet, das zu der Familie der Lamas gehört und noch heute in Patagonien gefunden wird.

De Luque erhielt die Würde eines Bischofs in derselben Stadt. Die Ernennungen brachten für den spanischen Staat keine Ausgaben mit sich, da die Verdienste aus den Einnahmen bezahlt werden sollten, die, wie man annahm, das neue Land aufbringen würde.

Nun galt es für Pizarro, Teilnehmer für seine Expedition zu werben. Zuerst wandte er sich in die Gegend, in der er geboren war. Es gelang ihm ohne Schwierigkeiten, seine drei Brüder zu überreden, ihm zu folgen. Sonst aber ging es mit der Werbung nur langsam voran, obgleich er jedem, der teilnehmen würde, den Titel „Ritter des goldenen Schwertes" versprach. Er nahm sich auch nicht die Zeit, darauf zu warten, bis die Schar die Größe erreicht hatte, wie sie der Plan voraussetzte, sondern segelte so schnell wie möglich mit drei Schiffen nach Panama.

Hier bestand seine erste Aufgabe darin, seinen beiden Gefährten de Luque und Almagro über das Ergebnis seiner Reise Rechenschaft abzulegen. Der erstere fühlte sich außerordentlich von dem Bischofstitel geschmeichelt, der ihm zuteil geworden war, während sich Almagro ohne Grund zurückgesetzt fühlte und deshalb im Zorn drohte, eine Expedition für eigene Rechnung zu unternehmen. Es gelang Pizarro jedoch, ihn zu besänftigen, indem er ihm einen Teil der Vorteile, die er sich zu seinen Gunsten erwirkt hatte, abtrat; es blieb aber doch eine gewisse Mißstimmung zwischen den beiden Leitern bestehen, die später die verhängnisvollsten Folgen haben sollte.

Im Januar 1531 waren die Vorbereitungen beendet, und Pizarro konnte seinen Eroberungszug beginnen. Die Schar, mit der er auszog, um den Kampf gegen ein großes und mächtiges Reich aufzunehmen, bestand nur aus 180 Mann und 37 Pferden. Aber er rechnete mit der Überlegenheit der europäischen Waffen und vertraute darauf, daß seine abgehärteten und unerschrockenen Soldaten alles tun würden, was in ihrer

Macht stand, um zu siegen und damit die goldenen Schätze zu erringen, die den Sieger erwarteten.

Nach dreizehn Tagen erreichte Pizarro mit seinen drei Schiffen die Bucht bei San Matteo. Eigentlich war es seine Absicht gewesen, noch weiter nach Süden bis nach der Stadt Tumbez zu segeln, aber rauhe und widrige Winde hinderten ihn daran und zwangen ihn, mit den Truppen an Land zu gehen und das letzte Stück des Weges zu Fuß zurückzulegen. Die erste Strecke war sehr arm und dünn besiedelt. Viele der Soldaten fingen bereits an zu zweifeln und meinten, daß die Schilderung, die ihnen ihr Führer von dem Wunderland gegeben hatte, nur schlecht mit dem übereinstimmte, was sie sahen. Schließlich aber kamen sie zu einer Anzahl größerer Städte, die sie überfielen und plünderten. Eine reiche Beute an Gold und Edelsteinen fiel den Spaniern in die Hände.

Die Stimmung schlug sofort um. Pizarro schickte einen Teil der Kostbarkeiten mit einem Schiffe nach Panama, wo die Mitteilung über den ersten Erfolg die Anwerbung von neuen Truppen außerordentlich erleichterte.

Mit neuem Mut marschierte man danach weiter. Mit seinen Pferden und Schußwaffen verbreitete Pizarro unter den Eingeborenen überall Schrecken und Entsetzen. Erst bei der Insel Puna in der Guayaquilbucht stieß er auf wirklich ernsthaften Widerstand. Die Stadt Tumbez fanden sie fast zerstört und von ihren Bewohnern verlassen. Die beiden Spanier, die Pizarro nach seinem ersten Besuch zurückgelassen hatte, waren eines fürchterlichen Todes gestorben, aber der eine von ihnen hatte doch einen Papierfetzen hinterlassen, auf dem folgende Worte standen: „Wer du auch bist, der dieses Land betritt, so wisse, daß hier mehr Gold und Silber zu finden ist, als man Eisen in Biskaya findet." Das lautete ja ganz ermunternd. Selbst diejenigen, die bis dahin gezweifelt hatten, wurden nun von neuem Zutrauen beseelt. Von Tumbez marschierte Pizarro mit seiner kleinen Schar von Männern

weiter bis nach dem Flusse Piura. Auf einem geeigneten Platz nahe seiner Mündung gründete er die erste spanische Kolonie in Peru und gab ihr den Namen San Miguel.

Zu der Zeit, als die Spanier so gewaltsam in Peru eindrangen, umfaßte dieses Reich eine ungefähr 1500 Meilen lange Küstenstrecke am Stillen Ozean, die zu einem großen Teil aus einem Hochland bestand, das im Osten von den Anden begrenzt wurde. Das Volk stand auf einer sehr hohen Kulturstufe. Der Geschichtsschreiber Michelet erzählt darüber: „An Obelisken befanden sich bei ihnen Sonnenuhren, mit denen sie bestimmen konnten, wann Tag- und Nachtgleiche und Sonnenwende sei. Sie rechneten mit einem Jahre von 365 Tagen. Mit überraschender Kunstfertigkeit hatten sie große Bauten aufgeführt und hohe Bildsäulen errichtet. Es war das fleißigste und kultivierteste Volk der Neuen Welt. Den Herrscher nannten die Inkas „den Sohn der Sonne" und hielten ihn fast für einen Halbgott. Er herrschte mit derselben unumschränkten Macht wie die Despoten des Ostens; auf seinen Befehl gingen Männer und Frauen, ohne einen Augenblick zu zögern, freiwillig in den Tod. Weiter wird von allen Geschichtsschreibern einstimmig erklärt, daß die Inkas ihre Macht ausschließlich dazu verwandten, die Lebensbedingungen ihrer Untertanen zu verbessern. Seine größte Glanzzeit hatte das peruanische Reich unter dem Inka Huyana Capac erlebt, der einige wenige Jahre vor der Ankunft der Europäer gestorben war. Ehe er starb, hatte er beschlossen, daß das Reich nach ihm zwischen seinen beiden Söhnen Huascar und Atahualpa geteilt werden sollte; das gab den Anlaß zu Streitigkeiten zwischen den beiden Brüdern. Als Pizarro in das Land eindrang, hatte Atahualpa gerade seinen Bruder besiegt und gefangengenommen. Dieser Bruderkrieg schwächte die Verteidigungsfähigkeit der Peruaner ganz wesentlich und trug viel dazu bei, den Spaniern ihr Vordringen zu erleichtern."

Als sich Pizarro in San Miguel aufhielt, erhielt er eine Botschaft von Huascar, der ihn bat, ihm im Kampfe gegen seinen

Bruder Atahualpa zu helfen. Pizarro erkannte sofort, welchen Vorteil er aus diesem Bruderzwist ziehen konnte, und sagte seine Hilfe bereitwillig zu. Er hatte etwas Verstärkung aus Panama erhalten, und im September 1532 brach er auf und marschierte in das Land hinein, in der Richtung der Stadt Cajamarca, wo sich der Inka Atahualpa den Berichten nach aufhalten sollte. Pizarros „Heer" bestand aus 120 Fußsoldaten und 67 Rittern. Außerdem führte er zwei kleine Feldgeschütze mit sich.

Es wurde ein anstrengender Marsch durch eine glühendheiße Sandwüste, über Berge, durch schmale Bergpässe, in denen die Peruaner mit größter Leichtigkeit die fremden Räuber hätten vernichten können, wenn sie von ihren eigenen inneren Streitigkeiten nicht so in Anspruch genommen gewesen wären, daß sie keine Zeit erübrigen konnten, an die wenigen Feinde zu denken; im übrigen glaubten sie sich imstande, sie an jedem beliebigen Tage zu überwältigen und zu vernichten, an dem sich dies als nötig erweisen würde. Während Pizarro noch auf dem Marsch war, empfing er einen Boten von dem Inka Atahualpa, der ihn in der Hauptstadt Cajamarca willkommen hieß und ihm eine Anzahl Geschenke überbringen ließ. Pizarro antwortete mit Versicherungen seiner unverbrüchlichen Freundschaft. Am 15. November kamen die Spanier in der Stadt an. Es war aber unmöglich, sofort zum Angriff überzugehen. Pizarro beschloß, seine Zeit abzuwarten und mit List vorzugehen, wenn es sich erweisen sollte, daß mit Waffengewalt nichts auszurichten sei. Er sandte einen seiner Brüder sowie ein Dutzend Ritter an Atahualpa, um ihn von seiner Ankunft zu unterrichten. Die Abgesandten wurden mit Pomp und großer Pracht empfangen. Sie kehrten mit dem Bescheid zurück, daß der Inka am nächsten Tage Pizarro besuchen und ihn in eigener hoher Person in der Hauptstadt willkommen heißen wollte. Gleichzeitig erzählten sie von der verschwenderischen Pracht, die sie in dem Lager des Inka beobachtet hatten, und von der unglaublichen

Ehrerbietung, die dem Herrscher von seinen Untertanen erwiesen würde.

Pizarro hatte bereits den Gedanken erwogen, sich durch einen verräterischen Streich in den Besitz der Person des Inka zu setzen. Die Nachrichten, die ihm jetzt seine Boten brachten, bestärkten ihn in diesem Vorsatz. Gewissensbedenken kannte dieser Abenteurer nicht; alle Mittel waren ihm recht, wenn sie nur zum Ziele führten. Daß seine Verräterei dem spanischen Namen Unehre bereiten würde, daran dachte er nicht im geringsten; im übrigen war ihm das auch gleichgültig.

Am 16. November befand sich das peruanische Lager in höchster Erregung. Atahualpa rüstete zur ersten Begegnung mit den Fremden. Natürlich wollte er mit der ganzen ihm zur Verfügung stehenden Macht und Pracht auftreten. Deshalb schritten vor ihm vierhundert prächtig gekleidete Männer; er folgte auf einem kostbaren, mit Gold und Edelsteinen geschmückten Throne, der von den Würdenträgern des Hofes getragen wurde. Sänger und Musikanten beschlossen den Zug, der im ganzen aus mehr als 5000 Menschen bestand.

Als der Inka den Markt von Cajamarca erreichte, fand er diesen zu seinem Erstaunen fast leer. Pizarro hielt die meisten seiner Leute in den Nebenstraßen versteckt, wo sich jeder Mann zum Kampfe bereit hielt. Er hatte bemerkt, daß besonders die Reiterei den Peruanern Furcht einjagte, da sie niemals vorher Pferde gesehen hatten. Um diese Furcht noch weiter auszunutzen, hatte er in diesem besonderen Fall Glocken an die Hälse der Pferde hängen lassen.

In Begleitung eines Dolmetschers trat nun der Priester der Expedition, Pater Vincenz Valverde, vor den Inka. Mit dem Kruzifix in der einen und dem Brevier in der anderen Hand, entwickelte er ihm in einer langen Rede die Hauptpunkte der katholischen Lehre und schloß damit, daß der Papst Alexander als Statthalter Christi auf Erden dem König von Spanien alle Länder der Neuen Welt geschenkt und ihm übertragen habe, ihre Bewohner zu dem einzigen und wahren Glauben zu be-

kehren. Wenn nun der Inka und alle seine Leute sich sofort zu dem christlichen Glauben bekehren und die Oberhoheit des spanischen Königs anerkennen wollten, so sollte er die Erlaubnis erhalten, seinen Titel und seine Würde zu bewahren; im entgegengesetzten Falle erwarte ihn und sein Volk eine blutige Rache.

Atahualpa, der niemals vorher etwas vom Christentum gehört hatte, verstand natürlich nichts von den sehr schönen Phrasen. Er erklärte, daß er der größte Herrscher der Erde sei und daß er in keiner Weise daran dächte, sich einem anderen zu unterwerfen. Im übrigen wundere es ihn, woher der Mönch diese große Weisheit erlangt hätte. Dieser zeigte auf die Bibel, die er in der Hand hielt. Der Inka nahm das Buch, blätterte einige Augenblicke darin und warf es dann erbittert von sich.

In demselben Augenblick lief der Mönch zu jenem Haus, vor dem Pizarro wartete, und rief: „Zu den Waffen! Christen! Zu den Waffen! Das Wort Gottes ist in den Staub geworfen worden! Rächt diese Gotteslästerung! Wehe diesen heidnischen Hunden!"

Pizarro schwang seine weiße Schärpe zum Zeichen des Angriffes. Eine donnernde Salve aus den Flinten und den beiden Kanonen war die Antwort. Darauf sprengten die Ritter aus ihrem Hinterhalt hervor und verbreiteten Tod und Entsetzen unter den Peruanern, die entsetzt über den unerwarteten Angriff und aus Angst vor den Feuerwaffen und Pferden der Angreifer, bald in wilder Flucht nach allen Himmelsrichtungen auseinanderstoben. Die Spanier folgten ihnen und richteten ein furchtbares Blutbad an; mehr als viertausend Peruaner wurden getötet.

Um Atahualpa scharten sich seine höchsten Würdenträger. Sie alle wetteiferten, die heilige Person des Monarchen zu schützen. Aber Pizarro und seine nächsten Begleiter übermannten sie bald, und mit eigener Hand schleppte Pizarro den Inka als Gefangenen in sein Lager. Den Siegern fiel eine

ungeheure Beute an Gold und Edelsteinen in die Hände, die selbst die kühnsten Erwartungen weit überstieg. Und dies alles ohne den Verlust eines einzigen Menschenlebens. Man wird sich leicht in ihre Begeisterung versetzen können. Pizarro soll jedoch mit den Anzeichen einer tiefen Gemütsbewegung ausgerufen haben: „Betet zu Gott, daß er uns solche großen Taten gnädig ausführen läßt!" In Wirklichkeit betrachteten die Spanier die Menschen der neuen Welt als tiefer stehende Wesen, gegen die man keine moralischen Verpflichtungen irgendwelcher Art habe.

Für die Peruaner bedeuteten die Ereignisse jenes Tages eine beinahe unfaßbare Katastrophe. Ihr Herrscher, zu dem sie aufsahen und den sie anbeteten, als sei er ein gottgleiches Wesen, war gefangen, und die ihm nächststehenden Männer waren entweder getötet oder in alle Winde verstreut. Selbst Atahualpa konnte es sich nicht anders erklären, als daß das Ganze nur ein böser Traum sei. Er fand sich jedoch mit stoischer Ruhe in sein Schicksal. Er war ständig bewacht, doch eigentlich nicht gefangen, und erhielt die Erlaubnis, die Verbindung mit seinen Untergebenen aufrechtzuerhalten. Es dauerte nicht lange, bis er sich darüber klar wurde, daß es Gold und Edelsteine seien, wonach seine Peiniger verlangten. In dieser Leidenschaft erblickte er eine Möglichkeit für seine Erlösung.

Er leitete mit Pizarro Verhandlungen ein, um gegen eine ungeheuere Summe Lösegeld seine Freiheit wiederzuerlangen. Dieser wurde sofort hellhörig. Hier bot sich ja eine günstige Gelegenheit, zu einem großen Reichtum zu gelangen, ohne das Leben eines einzigen Mannes aufs Spiel zu setzen. Das Zimmer, das man Atahualpa überlassen hatte, maß 22 Fuß in der Länge und 16 Fuß in der Breite. Der Inka erbot sich, die Oberfläche des Fußbodens mit Platten des reinsten Goldes zu belegen, wenn er dafür die Freiheit erlangen könnte. Pizarro war über das phantastische Angebot derart erstaunt, daß er im ersten Augenblick nicht eine Silbe über die Lippen bringen konnte. Der Inka mißverstand sein Schweigen. Er

erhob sich und deutete an der Wand eine Höhe an, wobei er sagte: „So hoch will ich das Zimmer mit Gold füllen lassen!" Pizarro war außer sich vor Entzücken und ging sofort auf das Angebot ein. Ein roter Strich wurde an die Wand gezogen, um das angegebene Maß zu markieren.

Da der Inka begierig war, so schnell wie möglich wieder auf freien Fuß zu kommen, schickte er einen Boten an die Hauptstadt und an andere größere Städte des Reiches, um die Schätze einzusammeln, die nötig waren, um ihn freizukaufen. Wenn auch ihr Herrscher gefangensaß, so nährten doch seine Untertanen fortdauernd eine solche Ehrfurcht vor seiner Person und seinen Befehlen, daß sie ohne Zögern alles gaben, was von ihnen verlangt wurde, und nicht einen einzigen Versuch machten, das blutige Unrecht, das ihnen zugefügt wurde, zu rächen. Pizarro erhielt außerdem von dem Inka die Erlaubnis, kleine Abteilungen seiner Leute in die verschiedenen Teile des Landes zu senden, um die Eintreibung der Schätze zu beschleunigen. Diese Boten wurden überall mit viel Achtung und großer Ehrerbietung empfangen. Auf diese Weise bekamen sie Gelegenheit, das Land näher kennenzulernen. Sie sahen bald ein, welche gewaltigen Reichtümer sich in dem Reiche befanden, zu dessen Eroberung sie ausgezogen waren. Einen deutlichen Beweis dafür erhielten sie, als ihre Pferde neu beschlagen werden mußten. Eisen konnte nicht gefunden werden, aber jedes Pferd erhielt dafür Hufeisen aus Silber, wogegen ihre Eigentümer nichts einzuwenden hatten.

Einige von den Boten Pizarros waren auf ihrer Reise zu der Stadt gekommen, in der Huascar, der Bruder Atahualpas, gefangensaß. Dieser bot den Spaniern an, wenn sie ihm wieder zur Freiheit verhelfen würden, als Belohnung noch größere Reichtümer zu schenken, als sie ihnen Atahualpa als Lösegeld angeboten hatte. Das wurde sofort Pizarro mitgeteilt und kam auch dem gefangenen Inka zu Ohren. Er hatte allen Grund zu fürchten, daß die Habsucht der Europäer sie dazu verleiten würde, den Vorschlägen seines Bruders Gehör zu

schenken, wodurch sein eigenes Schicksal besiegelt gewesen wäre. In seiner Verzweiflung beschloß er, den Bruder zu opfern. Er ließ umgehend den Befehl ergehen, daß Huascar getötet werden sollte. Auch diesen Befehl führten seine Untertanen ohne Zögern aus, genau wie damals, als es galt, die gewaltige Summe des Lösegeldes einzutreiben.

Nach und nach fing das Gold an, sich in dem Hause Pizarros zu häufen, und bald reichte es bis zu dem roten Strich. Sankt Jakob ist der Nationalheilige der Spanier, und gerade an dem Tag dieses Heiligen, am 25. Juli (1533), wurde die Verteilung dieser Reichtümer nach einer kirchlichen Danksagungszeremonie vorgenommen. Nachdem ein Fünftel als Anteil des spanischen Staates beiseitegelegt war und der Anteil für Almagro und seine Truppen, die bald erwartet wurden, sichergestellt war, erhielt jeder Reiter Gold im Werte von 8000 Pesetos und jeder Infanterist die Hälfte. Ein kleines Vermögen wurde so jedem Teilnehmer an diesem Eroberungszug zu Teil. Aber viele der Abenteurer hatten nun jede Lust an weiteren Kämpfen und Strapazen verloren; sie wollten nach Hause, um die Reichtümer, die sie sich erworben hatten, in Ruhe und Frieden gut genießen zu können. Sie verlangten ihren Abschied, der ihnen von Pizarro auch umgehend bewilligt wurde, weil er klar voraussah, daß das Gerücht von dem Gewinn dieser Leute ihm bald neue Truppen schaffen würde. Nicht weniger als sechzig Soldaten folgten seinem Bruder Ferdinand, als dieser kurze Zeit darauf nach Spanien gesandt wurde, um dem König von den Erfolgen zu berichten und ihm sowohl persönliche Geschenke als auch von den Reichtümern zu bringen, die den rechtmäßigen Anteil der spanischen Krone darstellten.

Nachdem das Lösegeld aufgebracht war, verlangte Atahualpa — und man sollte meinen, mit gutem Grund —, daß Pizarro sein Versprechen erfüllen und ihn auf freien Fuß setzen sollte. Tag für Tag erneuerte er sein Anliegen und bestürmte den hartherzigen Pizarro mit Bitten, aber vergebens.

Pizarro fürchtete, daß der Inka in aller Heimlichkeit den Befehl gegeben hatte, ihn mit den Waffen zu befreien, und er wollte nicht freiwillig auf eine so wertvolle Geisel verzichten. Während der arme Monarch mit jedem neuen Tage hoffte, seine Freiheit wiederzuerlangen, beschloß Pizarro dagegen, ihm das Leben zu nehmen.

Dieses sollte auf augenscheinlich absolut rechtliche Weise geschehen. Atahualpa wurde des Brudermordes angeklagt, und es wurde eine Art Gericht gebildet, bei dem Pizarro und Almagro sowohl Richter wie Ankläger waren. Unter den eigenen Leuten Pizarros gab es jedoch einige, die meinten, daß dies zu weit ginge, und dagegen protestierten, daß der Monarch, der doch für seinen Teil die verabredeten Bedingungen Punkt für Punkt eingehalten hatte, so tückisch behandelt wurde. Sie verlangten, daß er bald auf freien Fuß gesetzt würde. Aber es half nichts. Das Ergebnis der Gerichtsverhandlungen war im voraus bestimmt. Der arme Atahualpa wurde verurteilt, lebendig verbrannt zu werden. Der Scheiterhaufen war bereits angezündet worden, und man stand gerade im Begriff, ihn dorthin zu schleifen, als er, teils um der schmerzhaften Todesart zu entgehen, teils um sich von seinem Plagegeist, dem Mönch Valverde, zu befreien, dessen eindringlichen Überredungen nachgab und sich taufen ließ, wonach er aus „Gnade" im Gefängnis erwürgt wurde. Diese „Tat", die im August 1533 ausgeführt wurde, gehört zu den schändlichsten, die den Namen des spanischen Reiches in Amerika beflecken. Aber die Gerechtigkeit der göttlichen Vorsehung wachte, und die Strafe für Pizarro sollte nicht ausbleiben.

Nach dem Tode des Inka ließ Pizarro einen seiner Söhne zum Inka ausrufen, und dieser wurde auch in einzelnen Teilen des Landes anerkannt. Aber die Bevölkerung der Hauptstadt Cusco und viele andere huldigten dem Bruder Huascars, Manco Capac, als dem rechtmäßigen Herrscher des Landes. Aber keiner von beiden besaß dieselbe Autorität, wie sie die früheren Inhaber der Inkawürde besessen hatten. Der gerade

beendete Bruderkrieg und der Einfall der Spanier hatten zur Folge, daß die Staatsordnung aus den Fugen ging und sich unverkennbare Zeichen der Auflösung zeigten. In den einzelnen Ländern erhoben sich Häuptlinge, die jeder für sich Anspruch auf Souveränität und Unabhängigkeit für die Gebiete erhoben, die sie sich auserkoren hatten.

Inzwischen hatte Pizarro bedeutende Verstärkungen erhalten. Als sein Bruder und die sechzig Mann, die nach der Verteilung der Beute ihren Abschied erhalten hatten, in Panama ankamen und ihre Reichtümer vorzeigten, verbreiteten sich die Gerüchte von dem reichen Peru sehr rasch, und große Scharen von gewinnsüchtigen Abenteurern scharten sich um die Fahnen Pizarros. Mit einem Heer von 500 Mann marschierte er nach Cusco. Dieses Mal leisteten die Eingeborenen Widerstand; sie vermochten aber gegen die überlegenen Waffen der Europäer nichts auszurichten. Die Stadt wurde eingenommen. Ihre reichen Tempelschätze waren eine leichte Beute, die an Wert noch die Lösesumme für Atahualpa weit überstieg. Aber jetzt waren die Spanier vom Reichtum verwöhnt, und die Anzahl derer, die teilen sollten, war dieses Mal bedeutend größer. Die Begeisterung war daher nicht überwältigend.

Besonders Almagro glaubte berechtigten Anlaß zu haben, unzufrieden zu sein. Er war mit dem Teil, der ihm bei der ersten Teilung zurückgelegt worden war, nicht einverstanden. Zudem hielt er das Amt, mit dem er in dem eroberten Land betraut worden war, für allzu gering im Vergleich mit der hohen Würde, die Pizarro zuteil geworden war. Er verließ daher Pizarro mit einer Schar von Männern und marschierte gegen das heutige Chile, um sich ein Gebiet zu erobern, in dem ihm niemand den Rang eines Gouverneurs streitig machen könnte. Aber das Resultat war bedauerlich klein. In dem Land, zu dem er sich unter Mühen und vielen Beschwerlichkeiten durchgekämpft hatte, waren keine Goldschätze zu finden, und er konnte daher nichts anderes tun, als wieder um-

kehren. Mit getäuschten Hoffnungen kehrte er im Frühjahr 1537 nach Cusco zurück.

Inzwischen hatte Pizarro seine Eroberungen bis auf die am Meere liegenden Provinzen ausgedehnt, ohne daß er auf irgendwelchen nennenswerten Widerstand der Bevölkerung gestoßen wäre. Seine Bestrebungen gingen daher in der folgenden Zeit hauptsächlich darauf hinaus, eine vernünftige Organisation des eroberten Inkareiches zustande zu bringen. Rücksichtslos war er als Eroberer vorgestoßen, aber jetzt tat er wirklich sein Bestes, um die spanische Oberhoheit in hinreichender Weise zu begründen, während er gleichzeitig den natürlichen Reichtum des Landes ausnutzte. So erließ er mehrere kluge Verordnungen, die sich auf die Rechtspflege, Steuereintreibung, die Arbeit in den Gruben u. a. m. bezogen. Lange zweifelte er, wohin die Hauptstadt des jetzigen Peru verlegt werden sollte. Endlich wählte er ein schönes und fruchtbares Tal, durch das der Fluß Rimac floß. Hier gründete er eine Stadt „Villa de los Reys", die später durch Verbindung mit dem Flußnamen den Namen Lima erhielt. Cusco, das die Residenzstadt der früheren Herrscher gewesen war, lag zu tief im Lande. Diese neue Stadt nun, in der Pizarro sich und seinen höchsten Beamten prächtige Paläste bauen ließ, wurde seit dem Jahre 1536 der Sitz der spanischen Gesandtschaft in Peru.

Währenddessen war es Juan Pizarro mit einer geringen Truppenstärke gelungen, die Herrschaft der Spanier in Cusco, wo man den Inka gefangenhielt, aufrechtzuerhalten. Eines Tages gelang es diesem jedoch zu fliehen. Er hielt die Zeit für gekommen, die Bevölkerung zu einem Aufstand gegen die Unterdrücker aufzurufen. Von nah und fern strömten die Söhne des Landes zu seinen Fahnen, und man hatte die Genugtuung, verschiedene kleinere spanische Abteilungen zu vernichten. Die Angriffe richteten sich nunmehr mit aller Macht auf Cusco, aber die kleine spanische Besatzung verteidigte die Stadt mit großer Tapferkeit.

So stand es im Lande, als Almagro von seinem mißglückten Eroberungszug nach Chile zurückkehrte. Durch eine Depesche aus Spanien war er zum Gouverneur über ein großes Stück Land südlich des Gouvernementsbezirkes Pizarros ernannt worden. Es war jedoch für die Regierung in Spanien unmöglich, in dem neuentdeckten Lande bestimmte Grenzen zu ziehen, und Almagro machte nun geltend, daß sogar die alte Hauptstadt Cusco zu seinem Gebiete gehöre. Die Brüder Pizarros und seine übrigen Anhänger protestierten jedoch dagegen, und die Folge davon war, daß zwischen den spanischen Eroberern selbst ein Streit ausbrach.

Man kann hier nicht auf Einzelheiten in diesem Streit eingehen. Es muß genügen, wenn einzelne der wichtigsten Begebenheiten erwähnt werden. Es gelang Almagro, sich in den Besitz von Cusco zu setzen und Fernando und Gonzalo Pizarro zu seinen Gefangenen zu machen. Nach einiger Zeit ließ er sich jedoch überreden, sie freizugeben, weil er hoffte, dadurch eine friedliche Lösung der Frage zu erreichen. Aber kaum war das geschehen, als der Gouverneur Francisco Pizarro seine erst kürzlich freigelassenen Brüder an der Spitze von siebenhundert Mann nach Cusco sandte, um Almagro zur Rechenschaft zu ziehen. Am 26. April wurde der entscheidende Kampf ausgefochten, der mit der Niederlage und Gefangennahme Almagros endete. Starke peruanische Truppen hatten sich den Kampf von den umliegenden Höhen mit der Absicht angesehen, sich auf den Sieger zu stürzen. Aber in dem entscheidenden Augenblick entschwand ihnen der Mut, und sie ergriffen in aller Stille die Flucht.

„Wehe den Besiegten", lautet ein altes Römerwort. Das mußte Almagro bestätigen. Vergebens erinnerte Fernando Pizarro an die humane Behandlung, die sowohl er wie sein Bruder vor gar nicht zu langer Zeit, als noch die Rollen vertauscht waren, bei ihm genossen hatten. Der alte Waffenbruder und Verbündete Pizarros wurde im Gefängnis erdrosselt. Das geschah im Juli 1538.

Kurze Zeit darauf schickte Pizarro seinen Bruder Fernando nach Spanien, um dem König Bericht über das, was in den kürzlich verflossenen Jahren in Peru sich ereignet hatte, abzustatten. Dieses Mal aber wurde er nicht so gnädig empfangen wie das erste Mal, als er die erste Botschaft von der Eroberung des Landes und das Lösegeld des Atahualpa gebracht hatte, worauf er zum Ritter des Santiagoordens ernannt worden war. Die Anhänger Almagros hatten es nicht unterlassen, dem König Mitteilung von den Gewalttaten zu machen, deren sich Pizarro und seine Brüder schuldig gemacht hatten, so daß Fernando nur mit Mühe eine Audienz erreichte. Der König war empört über die inneren Streitigkeiten seiner Untertanen in dem neuen Land, die nur dem Ansehen der spanischen Nation schaden konnten. Er beschloß nun die Entsendung eines zuverlässigen Mannes, der mit allen Vollmachten ausgestattet war und die Regierung des Landes in der besten Weise ordnen sollte. Christoval de Vaca hieß der Mann, dem diese schwere Aufgabe übertragen wurde — und der sie löste. Nach dem Befehl des Königs sollte er Francisco Pizarro, der ohne Zweifel das größte Verdienst an der Entdeckung und der Eroberung Perus besaß, mit der größten Rücksicht behandeln. Fernando dagegen wurde bald gefangengenommen und mußte das Ende seiner Tage in einem spanischen Gefängnis zubringen.

Nachdem der Aufstand der Peruaner niedergeschlagen war, war Francisco Pizarro teils eifrig damit beschäftigt gewesen, die Verhältnisse in dem neueroberten Lande zu regeln, teils das Machtgebiet Spaniens zu erweitern. Einen seiner besten Männer, Pedro de Valdivia, schickte er an der Spitze eines kleinen Heeres nach Chile, um dieses Land zu erobern, was Almagro bekanntlich nicht gelungen war. Nach mehrjährigen erbitterten Kämpfen hatte er die Aufgabe gelöst und zugleich die Verwaltung des Landes organisiert. Er ging mit einer viel größeren Milde zu Werke als die übrigen „conquistadores" und war bestrebt, Erzlager zu finden, um dadurch

das Gedeihen der jungen Kolonie zu fördern. Er war auch lobenswert frei von jener Begehrlichkeit und dem Goldhunger, die sonst die meisten der Begleiter Pizarros auszeichneten.

Die alten Anhänger Almagros hatten sich indessen niemals richtig mit dem Gouverneur Francisco Pizarro vertragen können, da sie ihn für mitschuldig an dem Tode Almagros hielten. Sie schlossen sich um dessen jungen Sohn zusammen und schmiedeten Pläne, um den Gouverneur zu ermorden. Am 26. Juni 1541 führten sie ihren Plan aus. Achtzehn Verschworene stürmten mit gezogenen Schwertern und den lauten Rufen: „Tod dem Tyrannen" den Palast Pizarros. Pizarros Bruder Martin und einige Adelige, die sich zur Verteidigung ihnen entgegenstellten, wurden zuerst niedergeschlagen. Die Diener, welche sich in den Zimmern aufhielten, ergriffen eilig die Flucht zu den Fenstern hinaus. Pizarro hatte inzwischen einen Schild und ein Schwert ergreifen können. Er verteidigte sich mit solcher Kraft und Tapferkeit, daß es ihm gelang, vier der Angreifer tot zu Boden zu strecken. Schließlich wurde er jedoch übermannt und fand seinen Tod durch einen Schwertstreich in den Hals.

So beendete der Eroberer Perus sein ereignisreiches Leben. Er besaß alle guten Eigenschaften eines Kriegers: einen unerschrockenen Mut, eiserne Energie und eine unglaubliche Ausdauer; aber sie vermochten doch nicht, solche Charakterschwächen, wie Gewinnsucht, Bosheit und Treulosigkeit, zu übertönen. Spanien hatte ihm eine seiner wertvollsten Besitzungen in der Neuen Welt zu verdanken. Aber welcher Unterschied zwischen dem blühenden Peru, das er mit einer kleinen Schar von Abenteurern angriff, und dem Land, das er nach seinem Tode zum großen Teil ausgeplündert und aus vielen Wunden blutend hinterließ!

Das Opfer eines kühnen Abenteurers zu werden, das war das traurige Schicksal der alten, hochstehenden Kultur der Inkas.

DIE JAGD NACH ELDORADO.

Forschungsreisen einzig um der Forschung willen sind in der Geschichte der ältesten Entdeckungsreisen eine seltene Erscheinung. Die reine Entdeckerfreude hat wohl oft, mehr oder weniger unbewußt, eine Rolle gespielt, aber die eigentlichen Beweggründe sind doch meist ganz anderer Art gewesen: religiöser Eifer oder die rein irdische Hoffnung auf materiellen Gewinn. Eine der stärksten Triebfedern für die Entdeckungen auf der Erde ist der Goldhunger gewesen.

Phantasien von goldreichen Ländern, die weit draußen im Unbekannten liegen, haben die Gedanken der Menschen seit den ältesten Zeiten beschäftigt. Das Altertum sprach von der „goldenen Halbinsel" in Indien; es war Malakka, das auf diese Weise in der Vorstellung der Alten mit Goldglanz umkleidet wurde. Und je mehr die Zeit vorschritt, desto weiter entwich dieses strahlende Bild, und das Mittelalter phantasierte von „Gold- und Silberinseln" irgendwo im Ozean auf der anderen Seite Indiens. Bis weit in die folgenden Jahrhunderte hinein hat man geglaubt, daß sich hinter diesen Phantasien eine Wirklichkeit verberge. Im siebzehnten Jahrhundert suchten spanische und holländische Expeditionen in dem Ozean westlich Japans nach Gold- und Silberinseln, und der Glaube an ihre Existenz wurde bedeutend gestärkt, als spanische Schiffer auf dem Wege zwischen den Philippinen und Neuspanien etwa 30—40 Grad nördlicher Breite einige größere Inseln gesehen haben wollten. Trotz aller Enttäuschungen fuhren Schiffe verschiedener europäischer Nationen

fort, den Stillen Ozean in der Hoffnung zu durchkreuzen, die geheimnisvollen Inseln zu finden; noch gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts wird ein derartiger Versuch beschrieben. Keine der zahlreichen Expeditionen fand jedoch die Gold- oder die Silberinseln; dennoch waren sie von großer Bedeutung, indem sie dazu beitrugen, den Stillen Ozean zu erforschen und die Küsten Japans kartographisch aufzunehmen. Auf dieselbe Weise ist es mit allen anderen Forschungen nach den reichen Ländern der Sage gegangen: wenn man auch nicht das fand, was man suchte, etwas war doch stets gewonnen. Das Wissen und die Erfahrung der Menschen wurden durch jede neue Entdeckung erweitert.

Der Glauben an den Metallreichtum der Märcheninseln wurde dadurch bestärkt, daß sie dem Hörensagen nach zwischen dem 30. und 40. Breitengrad liegen sollten. Es gab nämlich eine Theorie, nach der die erzreichsten Gegenden gerade zwischen diesen Breiten zu finden seien.

Die verbreitetste Auffassung in älteren Zeiten, der unter anderen auch Kolumbus huldigte, war die, daß die Erde, je näher dem Äquator, um so reicher an edlen Erzen sei.

In Wirklichkeit sind alle Reden von dem hauptsächlichen Vorkommen von Metallen innerhalb gewisser Breiten vollkommen grundlos, was die Funde späterer Zeiten zur Genüge bewiesen haben. Das Gold z. B. kommt einigermaßen gleichmäßig über die ganze Erdkugel verteilt vor — oder besser, es kam vor; denn in den alten Kulturländern sind die Fundstellen meist sehr rasch erschöpft oder zum mindesten sehr stark geplündert worden. In unberührten Ländern — sie mögen am Äquator oder in Gebieten des Polarkreises liegen, das tut nichts zur Sache — ist man ein ums andere Mal in den Bergen, im Flußsand und in alten Ablagerungen auf reiche Goldlager gestoßen. Es war daher durchaus nicht verwunderlich, daß die Neue Welt nach ihrer Entdeckung durch die Spanier mit ihrem Reichtum an Edelmetallen den ersten Eroberern den Kopf verdrehte. Gold, Silber und Edelsteine

scheinen das einzige gewesen zu sein, nach dem die spanischen Conquistadores verlangten, und je mehr sie fanden, desto begieriger wurden sie. Niemals haben die Gerüchte von Goldfunden so phantastische Formen angenommen wie unmittelbar nach der Entdeckung Amerikas, und niemals haben Menschen, von solchen Gerüchten getrieben, so kühne und gefährliche Entdeckungsreisen über so ausgedehnte Gebiete gemacht wie damals.

Kaum hatte man Peru, das „goldene Reich" in den Anden, unterworfen und sich angeeignet, was an Reichtümern in den Tempeln und Palästen des Inkavolkes zu finden war, kaum hatte man die Söhne des Landes gezwungen, in den Gruben und Goldwäschereien zu arbeiten, als man anfing, von einem neuen noch goldreicheren Land zu fabeln, das nach den Berichten tief im Innern des Landes liegen sollte. Noch umfaßte das Reich der Spanier nur einige wenige Küstengebiete; das Innere des großen Festlandes aber war vollkommen unbekannt. Östlich von Peru, jenseits der Felsenmauer der Anden, erstreckten sich mächtige Gebiete, in die bisher noch kein weißer Mann seinen Fuß gesetzt hatte. Was war darin zu finden? Gerüchte gaben eine Antwort, die die weißen Männer ohne Bedenken sofort für reine Wahrheit nahmen: dort lag ein an Schätzen so reiches Land, daß bis jetzt noch kein menschliches Auge etwas Ähnliches erblickt hatte, dort lag Eldorado, das Reich „des Vergoldeten".

Dort wäre, so lautet zumindest die Mär, ein Indianerfürst zu finden, der noch viel größere Reichtümer besäße als der Inkakönig in Peru. Jeden Morgen, so erzählte man, rolle sich dieser Häuptling in Goldstaub, der sich auf seinen mit köstlichen Salben eingeriebenen Gliedern festsetze, so daß er zuletzt wie eine Statue aus Gold aussähe. In seiner Stadt wären die Straßen mit Gold ausgelegt, und in seinem Palast sei alles aus dem reinsten Gold angefertigt.

Der Ursprung dieser Sage lag in einem religiösen Brauch eines Gebirgsindianerstammes in dem jetzigen Kolumbia.

Einmal im Jahre pflegte dieser Stamm dem Gott des kleinen Bergsees Guatavita ein Opfer zu bringen, was in der Weise vor sich ging, daß der Oberste des Stammes, nackt und am ganzen Körper mit Goldstaub bepudert, in dem See untertauchte, während das Volk an den Ufern Opfergaben, die aus Gold und Edelsteinen bestanden, in das Wasser warf. Dieser Häuptling war also „Eldorado", der Vergoldete. Sein Reich war jedoch kurze Zeit vor der Ankunft der Spanier im Lande von dem weit mächtigeren Chibchavolk erobert worden, einem Indianerstamm, der auf einer gewissen Kulturstufe stand und die reichen Hochebenen um Bogota in den kolumbischen Ostkordilleren bewohnte. Die Zeremonie mit dem vergoldeten Häuptling war längst nicht mehr im Gebrauch, als die Spanier diese Gegenden erreichten; die Sage darüber konnte also um so leichter phantastische Züge annehmen. Die Fabel hatte aber auch andere Quellen. Als das Inkareich gestürzt wurde, flüchtete der Bruder des gefallenen Herrschers in die Berggegenden nach Osten. Die Überlieferung wußte nun zu berichten, daß er bis zu dem östlichen Steppenland hinabgedrungen war, wo er ein neues Reich gründete, und daß er aus den Palästen des alten Landes große Schätze gerettet und mitgenommen hätte. Alle diese verschiedenen Berichte trugen dazu bei, den Forschungseifer der Spanier bis zum äußersten anzuspornen, und dadurch wurde der ganze nördliche Teil des großen Kontinents in erstaunlich kurzer Zeit von Osten nach Westen durchstreift.

Das Land der Chibchaindianer, die Heimat dieser phantastischen Sage, wurde wenige Jahre nach Peru erobert. Auf den Ruinen der Indianermacht gründete Queseda ein Reich, „das neue Granada", den Kern der jetzigen Republik Kolumbia. Wenn man sagt, daß die Reichtümer, die den Spaniern bei der Eroberung Amerikas in die Hände fielen, allzu leichtgewonnen worden seien, so gilt dies nur, wenn man an geduldige Arbeit, zähes und ausdauerndes Streben denkt, in welchen Eigenschaften sich die spanischen Kolonisatoren nicht auszeich-

neten, wie es z. B. die Franzosen und Engländer in Nordamerika taten. Aber so ganz leicht kamen die Spanier doch nicht zu ihrem Besitz. Ihre Eroberungs- und Entdeckungsfeldzüge waren mit unglaublichen Schwierigkeiten verbunden, die nur die allergrößte Energie zu überwinden vermochte. Die Eroberung Neugranadas bietet dafür ein typisches Beispiel. Die Expedition Quesedas wurde nach der Neusiedlung Santa Marta an dem Dariengolf an der Nordküste ausgesandt, um dem großen Magdalenafluß von seiner Mündung an zu folgen und seinen Lauf und seine Quelle zu erforschen. Die kleine Schar von Männern drang teils in Booten, teils zu Fuß am Ufer entlang in das tropische Flußtal ein, wo andauernde Regenschauer eine unerträgliche Feuchtigkeit bildeten, die Fieber verursachte, und wo die verfilzten Pflanzen des Urwaldes jedes Vordringen behinderten, so daß man sich den Weg Schritt für Schritt mit der Axt aushauen mußte. Die Männer wurden von den Moskitos und Kriechtieren geplagt, die Wälder wimmelten von Jaguaren, die zur Nachtzeit herangeschlichen kamen und die Schlafenden überfielen, und der Fluß von Krododilen, die es lebensgefährlich machten, sich dem Ufer zu nähern, weshalb man das Trinkwasser in Krügen holen mußte, die an langen Stangen festgebunden waren. Wenn es dann einmal geschah, daß man in dem Urwald auf Indianer stieß, so waren diese meist feindlich gesinnt — und zwar durch das unkluge Auftreten der Weißen — und ihre vergifteten Pfeile richteten unter den Fremden großen Schaden an. Als man dann endlich nach und nach, indem man einem Nebenfluß des Magdalenas folgte, mit der Besteigung der sehr steilen östlichen Bergketten begann, kam man aus der feuchten Hitze plötzlich in eine kühlere Luftschicht, und der ewig tropfende Regen wurde von den dünnbekleideten Männern wie Eis empfunden. Es war eine stark zusammengeschrumpfte Schar, die endlich, ermattet und wankend vor Müdigkeit, im Osten der Berge die bebaute und reiche Hochebene, das Land des Chibchavolkes, erreichen.

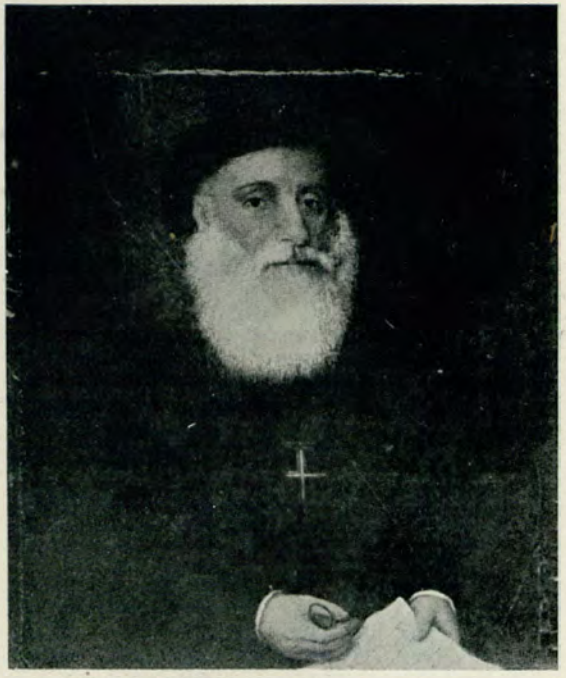
Als dieses Land mit den anstoßenden Berggegenden erobert war — die erschreckten und überrumpelten Eingeborenen leisteten nur geringen Widerstand —, fingen die Sieger sofort wieder an, sich nach neuen Ländern umzusehen, die sie erobern könnten. Daß sie in Wirklichkeit das Doradoland erreicht hatten, war ihnen noch nicht bewußt; sie hatten zwar bedeutende Mengen von Gold und Edelsteinen gefunden, auch Gruben, in denen noch mehr gewonnen werden konnte; sie waren aber durchaus noch nicht zufrieden. Die Reichtümer der Chibchas genügten ihnen nicht, und außerdem hatten diese, als der Feind nahte, große Teile ihrer Schätze versteckt oder vernichtet. Ungeheure Mengen Goldes sollten sie in den Guatavitasee geworfen haben.*) Als die Spanier sich dem heiligen Tempel in Iraca näherten und die Tore aufbrachen, schlugen ihnen aus dem Dunkel im Innern des Heiligtums Flammen entgegen, die sie so verwirrten, daß sie nur die lange Reihe der goldumkleideten Mumien betrachteten, die darin schimmerten. Der alte Priester, der als einziger den Usurpatoren den Weg zu versperren suchte, hatte den Tempel in Brand gesteckt, wobei er in den Flammen umkam. Lieber ein solcher Tod, als sich den grausamen Eroberern ergeben!

Da man also mit dem Erbeuteten, das man bereits erlangt hatte, nicht zufrieden war, beschloß man, tiefer in das Land einzudringen, um womöglich noch mehr zu finden. Natürlich war es nicht nur allein der Goldhunger, der diese Menschen immer neuen Gefahren und Anstrengungen zutrieb, sondern ebensosehr, wenn auch ihnen unbewußt, die Abenteurerlust, der Schaffensdrang, wenn man so will. In den Wäldern östlich Bogotas hoffte man das Goldland, Eldorado, zu finden. Hier stieß man auf Expeditionen, die in der gleichen Absicht von der anderen Seite, von der Küste Venezuelas aus, in den Wald eingedrungen waren. Kaiser Karl V. (als Spaniens König Karl I.) hatte nämlich das Land Venezuela an ein deut-

*) Pläne, welche den 25 Faden tiefen See trockenlegen wollten, mußten wegen ihrer Kostspieligkeit aufgegeben werden.

sches Handelshaus in Augsburg verpachtet. Weder Deutsche noch Spanier fanden jedoch, was sie suchten. Dennoch drangen die Spanier bis in die Nähe jener Stelle vor, an welcher der Fluß Guaviare mit dem Orinoco zusammenfließt. Noch weiter kam indes ein deutscher Ritter namens Hutten, der in das Land zwischen dem Guaviare und dem Japura eindrang. Er gelangte zu großen Städten mit vielen Einwohnern, die nach den Angaben seiner indianischen Führer sehr reich an Gold sein sollten. Er war in das Land des großen Omaguastammes gelangt und glaubte nun vor der so gesuchten Goldstadt zu stehen; aber sein Angriff wurde von den kriegerischen Einwohnern zurückgeschlagen, die sodann wieder in Frieden weiterleben durften, da sie von den undurchdringlichen Weiten des Urwaldes, der zwischen ihnen und Venezuela lag, wohlbeschirmt waren.

Sich einen Weg in diesen wilden Gegenden über weite Entfernungen zu bahnen, war im großen und ganzen so gut wie unmöglich, wenn man nicht den Läufen der Flüsse folgte. Es dauerte daher auch nicht lange, bis die beiden großen Königswege, der Orinoco und der Amazonenstrom, gefunden wurden. 1539 ging von Quito in Peru eine Expedition aus, bei der weiße Männer zum ersten Male den größten Fluß Amerikas und gleichzeitig der ganzen Welt befahren sollten. Auch diese Reise hatte den Zweck, Eldorado zu finden. Es war gleichsam jenes goldene Gespenst, das sich, ähnlich wie die Fee im Märchen, immer wieder den Wanderern in der Einöde zeigte und sie, schimmernd und funkelnd, immer weiter und weiter von ihnen entfernt, tiefer und tiefer in die Schlingen des Urwaldes hineinlockte. Die obenerwähnte Expedition aus Quito wurde von Gonzalo Pizarro, einem Bruder des Eroberers von Peru, geleitet. Unter Schwierigkeiten, die denen der Quesadaexpedition in keiner Weise nachstanden, drang er von den Bergen durch das Waldland auf den östlichen Abhängen der Anden bis zu dem Flusse Coca vor, dessen Lauf er nun folgte. Um die Reise zu erleichtern, bauten sich die



Vasco da Gama.
(Nach einem Porträt in Liston)

Heinrich der Seefahrer.

Diego Caos Inschrift in der Nähe der Kongomündung.
(Nach einer Photographie von K. J. Pettersson)

Spanier ein Schiff, das sie mit großer Mühe aus Hölzern zusammenzimmerten, die sie im Walde fällten und mit den Hufeisen ihrer toten Pferde und dem, was sie sonst an Eisen mit sich führten, zusammenfügten. „Das war ihnen gerade zu dieser Zeit wertvoller als Gold", sagt Garcilasso de la Vega*), welcher diese Reise beschrieben hat. Um das Eisen schmieden zu können, brannte man Holzkohle, was durch die ständigen Regengüsse sehr erschwert wurde. Trotz aller Schwierigkeiten setzte man jedoch die Herstellung des Schiffes mit zäher Energie fort, weil man eben darauf die größten Hoffnungen setzte. Als es endlich fertig und ins Wasser gelassen war, wurde Pizarro von dem bittersten Ereignis betroffen, das man sich wohl unter diesen Umständen denken kann: ein gewisser Kapitän Orellana, der vorausgeschickt wurde, um Lebensmittel zu beschaffen, desertierte mit dem Schiff, und anstatt zu seinen wartenden Kameraden zurückzukehren, fuhr er mit 50 Soldaten, die seinem Kommando unterstanden, den Coca bis Napo hinunter, dann weiter den Hauptfluß, den Amazonas, hinunter, dem er bis zu seiner Mündung in den Atlantischen Ozean folgte. Danach hatte Pizarro keine andere Wahl, als mit den Begleitern, die ihm noch übriggeblieben waren, durch den Urwald zurückzuziehen; es gelang ihm auch unter unglaublichen Verlusten und Schwierigkeiten, Quito wieder zu erreichen. Das, was Orellana zu seinem Verrat bewogen hatte, war nur der Wunsch, auf eigene Faust Eldorado zu erobern. Aber in den endlosen Urwäldern, durch die ihn der lange Lauf des Amazonenstroms führte, fand er nur vereinzelte Indianerstädte, mit einer oft sehr feindlichen und kriegerischen Bevölkerung, die nur wenig den Vorstellungen von dem Märchenlande entsprach. Nachdem er das Meer erreicht hatte, begab er sich nach Spanien, wo es ihm gelang, von der Regierung das ganze Land zugesprochen zu erhalten, das er durch-

*) Garcilasso Inca de la Vega, Geschichtsschreiber, Sohn eines spanischen Edelmannes (einer der Conquistadoren) und einer Incaprinzessin.

quert hatte. Jedoch war es ihm nicht vergönnt, es jemals in Besitz zu nehmen, denn er starb auf dem Rückwege.

Die nächste bemerkenswerte Expedition ging von Peru im Jahre 1560 aus, als Pedro de Ursua von dem Vizekönig ausgesandt wurde, um das begehrte Goldland zu finden, von dem wieder neue Gerüchte im Umlauf waren. Ursua folgte dem Fluß Huallaga bis zu der Stelle, wo er sich mit dem Amazonas vereinigt, und segelte dann den Hauptfluß hinunter, bis zu einem Punkte direkt vor der Mündung des Putumayus. Hier erlebte er eine Verräterei noch schlimmerer Art, als sie die Geschichte der vorhergehenden Expedition befleckt: Ursua wurde von einem der Teilnehmer namens Aguirre ermordet, unter dessen Leitung die Expedition dann ihren Weg nach dem Meere fortsetzte. Über den Weg, der gewählt wurde, herrschten verschiedene Meinungen. Die Reise ist zwar sehr genau von zeitgenössischen Schriftstellern beschrieben worden, unter anderen auch von einem Teilnehmer der Fahrt, trotzdem ist es jedoch nicht leicht zu entscheiden, welchen Flüssen man in diesem Labyrinth von Wasserwegen gefolgt ist, die das große mit Urwald bedeckte Flachland durchkreuzen. Der Chronist Aguirres teilt verschiedene Male mit, daß man nach links abbog und „in westlicher Richtung steuerte" und „Flußarme hinunterfuhr, die von Westen kamen", so daß es den Anschein hat, als sei Aguirre nicht dem Hauptlauf des Amazonas gefolgt, sondern dessen linkem Nebenflußsystem; von dort aus kann er dann durch den Casiquiare, der den Amazonas und den Orinoco verbindet, den zuletzt erwähnten Fluß erreicht haben, dem er dann bis zu seiner Mündung gefolgt ist. Der Grund zu dem wunderlichen Kurse Aguirres soll nach gleichlautenden Zeugenaussagen der gewesen sein, daß er, entgegen allen Gewohnheiten, versucht haben soll, Eldorado zu umgehen, weil er es weiter unten am Amazonenstrom vermutete. Aguirre hatte sich gleich von Beginn der Expedition ab deren Ziel gegenüber gleichgültig verhalten, dafür aber ausgesprochen, daß man lieber nach Peru zurückkehren sollte, um seinen

speziellen Lieblingsplan, einen Aufruhr gegen den Vizekönig, auszuführen. Dies war der Grund, warum er Ursua ermordete. Das war auch zugleich der Grund, warum er seinen Leuten verbot, von Eldorado zu sprechen. Ja, sie erhielten überhaupt nicht die Erlaubnis, sehr viel zu sprechen, besonders nicht leise von Mann zu Mann und niemals mit den indianischen Führern. Aus lauter Mißtrauen beging Aguirre übrigens immer neue Morde. Trotzdem blieb die Ordnung in seiner kleinen Schar erhalten. Er segelte auf dem riesigen Fluß — es muß entweder der Orinoco oder der Amazonas gewesen sein —, bis er das Meer erreichte. „Wir segelten elf Monate lang," sagt er in einem Brief an Philipp II., „bis wir die Mündung des Flusses erreichten. Gott allein weiß, wie wir diese gewaltigen Wassermassen bezwungen haben." Später folgte er der Küste, verwüstend und tötend, bis er schließlich, von den Seinen verlassen, von Regierungstruppen gefangen und erschossen wurde.

Die folgenden Expeditionen von Peru nach dem Inneren des Landes gingen in mehr südöstlicher Richtung, nach El Gran Chaco. In diesen Ebenen versuchte der Vizekönig, die Chirihuanaindianer mit Gewalt zu unterwerfen; er wurde aber zurückgeschlagen, wobei ihn die höhnischen Zurufe der Wilden begleiteten.

Bis dahin war die Jagd nach Eldorado von keinem Erfolg gekrönt gewesen. Aber die Gerüchte von der goldenen Stadt erhielten sich doch mit unverminderter Stärke. Je weiter die Zeit fortschritt, desto weiter wurde Eldorado vom Volksmunde nach Osten verlegt, bis man zuletzt die goldene Stadt in Guayana untergebracht hatte, wo sie an einem großen See, umgeben von Bergen, liegen sollte, die von kostbaren Metallen erstrahlten. Da also Eldorado der Fabel nach ganz nahe an der Küste des Atlantischen Ozeans liegen sollte, so lag der Versuch nahe, sich ihm von der Seeseite zu nähern. Auch die gefährlichsten Nebenbuhler der Spanier auf dem Meer, die gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts ständig dreister und zudringlicher

werdenden Engländer, hatten von den Eldoradosagen gehört. Von ihnen angespornt, unternahm gegen das Ende des Jahrhunderts Sir Walter Raleigh eine Entdeckungsreise nach Guayana.

Sir Walters Reise ist nicht so sehr wegen des Erfolges seiner Entdeckungen berühmt geworden — er segelte zwar den Orinoco ein Stück hinauf (bis zur Mündung des Caronis), aber dies hatten vor ihm schon die Spanier getan, uud sie waren noch weiter flußaufwärts gedrungen, einer von ihnen sogar bis Meta, — sondern wegen seiner außerordentlich lebendigen und fesselnden Schilderung der Reise. Während sich die Schiffe mühsam den Fluß hinaufarbeiteten, unterhielten sich die Reisenden damit, daß sie sich unermüdlich gegenseitig Hoffnung machten, hinter der nächsten Flußwendung bestimmt menschliche Wohnungen zu finden. So genossen sie trotz immer wiederkehrender Enttäuschungen eine wunderbar schöne Szenerie. „An den Ufern des Flusses gab es verschiedene Arten von Früchten, die gut zu essen waren, Blumen und Bäume in einer solchen Mannigfaltigkeit, daß man zehn Bücher mit einer Beschreibung hätte füllen können, — wir sahen Vögel in allen Farben, einige fleischfarben, andere karmoisinrot, orange-braune, purpurfarbene, grüne —." Weiter oben machte der Urwald den Savannen Platz: „Auf jeder Seite des Flusses erstreckte sich die herrlichste Landschaft, die meine Augen jemals erblickt hatten, und während alles, was wir bis jetzt gesehen, nur Wald, Dornen, Busch und Gestrüpp gewesen war, wurden wir hier große Steppen von mehr als zwanzig Meilen Länge gewahr. Das Gras war kurz und grün, hier und da wuchsen Bäume in kleinen Gruppen und bildeten die herrlichsten Haine; fortwährend, wenn wir ruderten, kam das Wild herunter und hielt an dem Flußufer an, als folgte es dem lockenden Rufen eines Waldläufers." Raleigh glaubte beobachten zu können, daß die Klippen reich seien an Golderzen. Er brachte auch mehrere Proben an goldführenden Erzen mit, doch nicht genügend wertvolle, so meinte man zu

Hause, und er mußte deswegen viele Vorwürfe hören, gegen die er sich jedoch mit großer Beredsamkeit verteidigte: „Was das anbetrifft, so hätten wir längere Zeit dort oben bleiben müssen, um mehr heranzuschaffen. Jch will sogar sagen, daß jeder, der das Rasen dieses Flusses, wenn er angefangen hatte zu steigen, gesehen, geschweige denn gefühlt hätte, — sicher noch ein gut Teil früher als wir zurückgekehrt wäre, wenn auch alle Berge aus purstem Gold und Edelsteinen bestanden hätten. Denn alle Nebenflüsse und kleinen Wasserläufe, die in den Orinoco mündeten, stiegen mit einer solchen Schnelligkeit, daß uns an Stellen, die wir noch am Morgen durchwaten konnten, ohne daß uns das Wasser höher reichte als bis zu den Knöcheln, das Wasser bis an den Hals reichte, wenn wir später am Tage zu derselben Stelle zurückkehrten." (Diese Schilderung von dem raschen Ansteigen der Flüsse in der Regenperiode ist nicht übertrieben.) Daß Raleigh nicht das ersehnte Dorado fand, schreibt er einzig und allein dem Umstand zu, daß er von der Regenperiode überrascht wurde, in der „der Fluß fortfuhr, zu rasen und die Ufer ganz erschrecklich zu überschwemmen, und in der der Regen unter heftigen Windstößen und in Strömen herunterfloß." Die Überschwemmungen, die mitunter auch große Strecken Landes unter Wasser setzten, veranlaßten Raleigh zu der Auffassung, daß sich weiter im Innern des Landes ein großer See befinden müsse. Dieser See, der zwischen den Flüssen Essequibo, Rupununi und Branco liegen sollte — wo die Steppen auch wirklich ab und zu unter Wasser stehen —, figurierte seitdem in allen Karten und Handbüchern, bis endlich Humboldt nachwies, daß er nichts anderes sei als eine Mythe. Für Raleigh und seine Zeitgenossen und auch für viele der nach ihm Lebenden war dieses große Wasser im Innern Guayanas mit dem goldenen See im Eldorado identisch. Raleigh fand ihn jedoch niemals. Eine Reise, die er einige Zeit später nach Guayana unternahm, mißlang vollständig und wurde eine der Ursachen für sein trauriges Ende. Raleigh kann daher zu den vielen

gerechnet werden, welche die Kühnheit, mit der sie in die wilden Gegenden des Festlandes eindrangen, um nach den begehrten Schätzen zu suchen, mit ihrem Leben büßen mußten.

Die vielen müßigen Anstrengungen, die langen und kostspieligen Reisen*), bei denen man nie etwas anderes fand als einzelne, verstreute Indianerstädte, aber keine Spur von den Reichtümern, von denen man fabelte, bewirkten, daß sich der Eifer, das Dorado zu finden, nach und nach abkühlte. (Und selbst in Fällen, in denen Entdeckungsreisende mit verhältnismäßig vielversprechenden Neuigkeiten zurückkehrten — wie etwa Hutten, als er aus dem Omagualande heimkehrte —, bewirkten doch die weiten Entfernungen und das unwegsame Terrain, durch das die Reisen führten, daß man mit der Zeit die Lust an derartigen Expeditionen verlor.) Darum konnte auch ein englischer Forscher noch 1853 von den von Hutten durchstreiften Gebieten als den „unbekannten Regionen zwischen dem Rio Guaviare auf der einen und dem Japura auf der anderen Seite" sprechen. Und Humboldt konnte sagen, daß „die Abkömmlinge jener unerschrockenen Krieger, die ihre Eroberungen von Peru aus auf die Küsten Neugranadas und die Mündung des Amazonas ausdehnten, die Wege nicht kannten, die von Coro zum Flusse Meta führten". Als eine unbereiste und öde Gegend wird das Flußgebiet des Amazonas in einem Gedicht aus dem achtzehnten Jahrhundert geschildert:

Von tausend Strömen genährt, die jäh herniederstürzen
Von den schwindelnden Höhen der Cordilleren,
Bricht der Riesenfluß Orellanas hervor.
In erhöhter Einsamkeit gleitet er stumm
Durch weite, unbekannte Länder,
Durch blühende Gegenden der Einsamkeit, stille Welten,
Wo die Üppigkeit der Felder, von der Sonne erweckt,
Vergebens reift, wo niemand sie erntet.

(Aus James Thomson „Die Jahreszeiten".)

*) Die Eldoradoreisen sollen nach Southey den Spaniern mehr Kosten verursacht haben, als sie im ganzen durch ihre südamerikanischen Besitzungen einnahmen — eine Behauptung, die sicher als übertrieben gelten muß.

So vergessen und vernachlässigt wurden die Gegenden, die einstmals die Phantasie der Menschen mit Versprechungen auf den glänzendsten Reichtum angelockt hatten. Ganz gerieten sie jedoch niemals in Vergessenheit. Als das Eldoradofieber sank, nahmen die vielen Missionsreisen ihren Anfang. Die Jesuiten und Franziskaner drangen tief in die Urwälder ein und bildeten unzählige kleine Indianermissionen, die aber doch später zum größten Teil wieder zugrunde gingen. Nach und nach gab das steigende Handelsinteresse den Anlaß, daß neue Untersuchungen des Landes ins Werk gesetzt wurden, und dann folgten schließlich die streng wissenschaftlichen Forschungsreisen. Jetzt besteht auf dem Flusse Orellanas ein regelmäßiger Dampferverkehr, und Flugzeuge kreuzen über den am schwersten zugänglichen Urwaldgebieten.

Wenn auch die Fabel vom Dorado die Menschen nicht mehr zu so großen Anstrengungen zu bewegen vermochte, wie in früheren Zeiten, so erhielt sie sich doch lebendig und bewahrte bis zu einem gewissen Grad ihre Macht über die Gemüter bis in die folgenden Jahrhunderte hinein. Sie wird von dem Jesuitenpater Acuna in dem Buche besprochen, das er von seiner Reise, die von Quito ausging und den Amazonas bis zu seiner Mündung entlang führte, in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts schrieb. Acuna sieht es für möglich an, daß die vielen Nebenflüsse, die von den erzreichen Bergen Perus und Kolumbias kommen und in den Amazonas einmünden, Gold, das in dem Sande abgelagert ist, den sie mit sich führen, enthalten. An einem Arme des Nebenflusses Japura liegt, so hat er sagen hören, „der gesuchte goldene See, der alle tatendurstigen jungen Männer Perus in ewiger Unruhe erhält." Aber Acuna betont nicht so einseitig, wie etwa frühere Entdecker, das Vorkommen der Metalle, wenn er von ihnen auch annimmt, daß sie sehr häufig sind. Mit noch größerem Enthusiasmus erwähnt er die Erzeugnisse der Wälder, die Fruchtbarkeit des Bodens und den vorzüglichen Handelsweg, den der breite, schiffbare Fluß darstellt. Er scheint nicht der An-

sicht gewesen zu sein, daß das Dorado am reichsten und kostbarsten sei, wenn es das meiste Gold liefere, sondern wenn es einer möglichst großen Anzahl Menschen Nahrung und Arbeit gewähren könne.

VASCO DA GAMA UND DIE ENTDECKUNG DES SEEWEGES NACH INDIEN.

Portugal war der erste Staat auf der Pyrenäenhalbinsel, der sich von dem Joch der mohammedanischen Mauren befreite. Schon 1147 war Lissabon erobert, und um die Mitte des folgenden Jahrhunderts waren die Grenzen beinahe so, wie sie es noch heute sind. Aber der Eifer der Kreuzzüge gärte im Blute der Bevölkerung und trieb die Nation dazu, ihre Eroberungen fortzusetzen. Da bot das Meer eine neue Möglichkeit, die Unternehmungslust zu betätigen. Aber erst mußten die Portugiesen lernen, mit dem feuchten Element vertraut zu werden. Ihre Lehrmeister wurden die Italiener, in deren Händen der ganze damalige Welthandel lag. Zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts berief man einen genuesischen Admiral, der die portugiesische Flotte organisieren sollte. Nach Verlauf eines weiteren Jahrhunderts wurde der Grund zu der Seemacht Portugals von einem Manne gelegt, der — obgleich er niemals ein Schiff geführt — den Namen Heinrich der Seefahrer erhielt.

Heinrich hatte bei der Eroberung von Ceuta, jenseits der Straße von Gibraltar, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, so daß ihm kurze Zeit danach die Aufsicht über alle afrikanischen Angelegenheiten übertragen wurde. Dieses Amt hätte nicht in bessere Hände gelegt werden können. Heinrich ließ sich in Sagres, nahe der südwestlichen Landspitze

Europas, nieder, wo der mächtige Kampfplatz des Meeres unmittelbar vor ihm lag. Von hier schickte er seine Schiffe sowohl nach Westen über das offene Meer als auch nach Süden an der Küste Afrikas entlang auf Entdeckungsreisen aus. Anfangs hatte er wenig Erfolge. Es waren so viele Vorurteile zu überwinden, und dann waren die Küsten, die man entdeckte, nur unfruchtbare Wüstenstreifen. Vielleicht hatten doch die Alten recht, wenn sie von einer leblosen, „verbrannten" Zone im Süden sprachen?! Aber im Jahre 1445 legte eines von Heinrichs Schiffen am Kap Verde an, jener grünen Landzunge, deren üppige Vegetation neue Erwartungen auslöste. Ungefähr gleichzeitig entdeckte man die Mündung des Senegal; man hielt ursprünglich den Fluß für einen Arm des Nil, von dem man sich einen prächtigen Weg nach Äthiopien versprach. Etwas später wurde der Gambia erreicht, und als Heinrich 1460 seine Tage beschloß, war man bis an die Sierra Leone vorgedrungen, während die westafrikanischen Inseln, die Azoren, Madeira und die Kapverdischen Inseln, bereits früher entdeckt oder wiederentdeckt und kolonisiert waren.

Heinrichs ursprüngliche Absicht in Afrika war, die Mauren zu bekämpfen und den christlichen Glauben zu verbreiten. Nach den damaligen Vorstellungen regierte in Äthiopien, das auf der anderen Seite des mohammedanischen Reiches lag, ein christlicher Herrscher, mit dem eine Verbindung zu erzielen für die Vernichtung des gemeinsamen Erbfeindes außerordentlich wertvoll sein mußte. Und neue Möglichkeiten winkten: war man erst einmal so weit gekommen, dann war es auch nicht mehr weit bis nach Indien, wo man gleichfalls Menschen mit christlichem Glauben anzutreffen erwartete und von wo man auf eigenen Schiffen Gewürze, die begehrtesten Waren des Welthandels, holen konnte. Daß sich Heinrich der Seefahrer, zumindest in seinen letzten Lebensjahren, Indien als das Ziel der von ihm ausgerüsteten Expeditionen dachte, wissen wir mit Sicherheit.

Die Notwendigkeit, eine billigere Transportform für die indischen Waren zu finden, machte sich in Europa in immer stärkerem Maße geltend. Die Gewürze spielten damals in dem täglichen Haushalt eine ganz andere und viel bedeutungsvollere Rolle als jetzt. Aber wegen der unentwickelten Transportverhältnisse waren sie unverhältnismäßig teuer. An der Westküste Vorderindiens lagen die Städte, in denen die Gewürze aufgespeichert waren. Von hier wurden sie auf „maurischen" Schiffen nach Dschedda, der Hafenstadt Mekkas, verfrachtet, von wo sie weiter nach einem Hafen an der Westküste des Roten Meeres und von dort wieder den Nil abwärts nach Alexandria gebracht wurden. Wie man sieht, mußten sie mehrmals umgeladen werden. Von Alexandria wurden die Gewürze von italienischen, besonders venezianischen Schiffen, die später dann die Verteilung auf die verschiedenen Handelsplätze Europas vornahmen, abgeholt. Aber die Mameluckensultane in Ägypten wußten, daß der erwähnte Transportweg der einzig mögliche sei; deshalb legten sie auf die Waren einen so hohen Zoll, daß diese dadurch um mehrere hundert Prozent verteuert wurden. Diese Verhältnisse waren unerträglich.

Die Auffindung eines neuen Weges nach Indien war also mit der Aussicht auf große materielle Vorteile verbunden. Aber bis dahin war es noch weit. Man mußte sich noch lange an der Westküste Afrikas entlang tasten. In Guinea benutzte Portugal jede Gelegenheit, die sich bot, um Gold zu sammeln, weil dieses das beste Bezahlungsmittel für die Gewürze war. Als der junge ehrgeizige Johann II. 1481 den Thron bestieg, beschloß er, sich mit aller Kraft für die Vollendung des Werkes Heinrichs des Seefahrers einzusetzen. Das erste, was er unternahm, war die Entsendung einer Expedition nach der Goldküste, um dort ein Fort anzulegen (es wurde St. Georg da Mina oder Elmina genannt), das den Ausgangspunkt für die Macht der Portugiesen bilden sollte und wo das gewonnene Gold aufgespeichert werden konnte. Der Führer Diego Cao

hatte Glück; er erreichte die Mündung eines großen Flusses, des jetzigen Kongo, den er hinaufsegelte und an dem er eine Säule errichten ließ, die anzeigen sollte, daß Portugal auf das Besitzrecht Anspruch erhob. Als er nach dem Verlauf einiger Jahre wieder das Kommando einer Expedition übertragen bekam, segelte er zum zweiten Male in die Mündung des Kongo hinein und ließ auf einer Klippe seinen Namen und die seiner Offiziere einritzen, sowie die folgende Inschrift: „Bis hierher gelangten Schiffe, die von dem ehrenhaften König Johann II. von Portugal entsandt waren." Diese Inschrift ist erst vor ganz kurzer Zeit aufgefunden worden. Dieses Mal gelangte Diego Cao ein gutes Stück weiter nach Süden; seine letzten Säulen hinterließ er bei Kap Cross, nördlich der Walfischbai. Danach aber hörte man nichts mehr von ihm. Es ist möglich, daß er auf der Reise starb.

Die Entdeckungsarbeit wurde jedoch fortgesetzt. Eine neue Flotte unter dem Kommando von Bartolommeo Diaz steuerte 1487 direkt zum Kongo und folgte dann den neuentdeckten, wenig gastfreundlichen Küsten bis zur Walfischbai. Der Wind war lange Zeit widrig gewesen, aber Anfang Januar 1488 sprang er nach Norden um und wurde zum Sturm, bei dem die Schiffe ihre Orientierung verloren. Als sich der Sturm gelegt hatte, versuchte Diaz das Land dadurch zu erreichen, daß er ostwärts segelte. Da aber weit und breit kein Land zu erblicken war, zog er daraus den richtigen Schluß, daß die Küste eine Biegung gemacht haben mußte. Deshalb nahm er Kurs nach Norden. Auf diese Weise erreichte er die Küste des Kaplands bei der jetzigen Mosselbai. Da Diaz seiner Vorschrift gemäß ständig seine Offiziere zu Rate ziehen mußte und da diese nun für Umkehr stimmten, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich zu fügen. Doch erwirkte er, daß die Reise noch einige Tage in der ursprünglichen Richtung fortgesetzt wurde. Erst bei dem jetzigen großen Fischfluß kehrte er um. „Er erblickte Indien," sagt ein alter Geschichtsschreiber, „aber wie es Moses mit dem verheißenen Lande

erging, — er durfte nicht hinein!" Auf der Heimfahrt erblickte Diaz das gewaltige Vorgebirge, das er die „Landspitze der Stürme" nannte, das später jedoch unter dem Namen „Kap der guten Hoffnung" bekannt wurde.

Wie nahe man sich bereits bei der Aussendung der Expedition Diaz' dem Ziele glaubte, geht daraus hervor, daß zwei Männer sich ungefähr gleichzeitig mit demselben Ziel aufmachten, nämlich „Jerusalem, Arabien und Ägypten" zu erreichen, um dort genaue Auskünfte über das begehrte Indien einzuholen. Der eine erlag bald den Beschwerlichkeiten der Reise, während der andere, ein Jude namens Pedro de Covilhao, weit herumkam, mehrere der Küsten des Indischen Ozeans besuchte und schließlich in Abessinien landete, wo er festgehalten wurde und bis zu seinem Tode verbleiben mußte. Vorher war es ihm jedoch gelungen, einen Bericht von Kairo nach seinem Vaterlande senden zu können. In diesem heißt es unter anderem:

„Die Schiffe, die nach Guinea segeln, werden, wenn sie genügend weit nach Süden fahren, die Stelle erreichen, wo das Festland aufhört. Wenn sie dann in den östlichen Ozean gelangen, tun sie am besten, nach Sofala oder der Mondinsel zu fragen. Dort werden sie Piloten finden, die ihnen den Weg nach Indien zeigen können."

„Mondinsel" war der arabische Name für Madagaskar. Sofala dagegen, — ein Name, der für portugiesische Ohren einen verheißungsvollen Klang besaß — war eine Hafenstadt südlich der Mündung des Sambesi. Sie war die Sammelstelle für ein goldreiches Hinterland, dessen Goldreichtum so groß war, daß man das Ophir der Bibel hat dahin verlegen wollen.

Das Ziel war also zur Hälfte erreicht. Man kannte den Weg und brauchte nur den Schritt auszuführen. Merkwürdigerweise dauerte es doch noch geraume Zeit, ehe die nächste Expedition abfahren konnte. Äußere politische Verwicklungen und die Krankheit König Johanns können den Aufschub bis zu einem gewissen Grade erklären. Es war, alles in

allem genommen, ein schicksalsschwerer Schritt, den man unternehmen wollte. Die Existenz der ganzen Nation wurde aufs Spiel gesetzt. Wir wollen versuchen, ob wir uns in diese Lage hineinversetzen können. Seit den ältesten Zeiten hatte der ganze Handel mit indischen Produkten in den Händen arabischer oder, wie sie in den westlichen Ländern genannt wurden, „maurischer" Kaufleute gelegen. Diese Mauren beherrschten die ganze Küste am Indischen Ozean von Sofala im Südwesten bis hinaus zu dem Malaiischen Archipel. Ihre politische Machtstellung war je nach der Kulturstufe der Länder verschieden: an einigen Orten herrschten sie von einer befestigten Hafenstadt aus über ein größeres Gebiet, an anderen war ihr Einfluß nur merkantiler Art, deswegen aber nicht unbeträchtlicher. So hatten sie sich in den Hindustaaten Vorderindiens das Monopol auf verschiedene Artikel des täglichen Lebens, vor allem auf Korn, angeeignet, was ihnen ein überaus wirkungsvolles Machtmittel gab. Außerdem bestanden in Vorderindien verschiedene mohammedanische Staaten. Kurz und gut: es war nicht nur das Hauptland Ägypten, sondern die ganze islamitische Welt, die an dem Handel mit Indien interessiert war.

Der Versuch Portugals, den Welthandel in andere Bahnen zu lenken, war darum eine direkte Herausforderung für den Islam. Zwar rechnete man törichterweise darauf, in Indien christliche Glaubensgenossen zu finden. Trotzdem war es für ein Land mit so begrenzten Hilfsquellen wie Portugal doch ein höchst unsicheres Unternehmen, bei dem man allen Grund hatte, jede Vorsicht walten zu lassen. Erst als König Johann II. 1495 starb und ihm Manuel, den die Nachwelt den „Glücklichen" nennt, folgte, waren alle Bedenken überwunden: eine neue Fahrt wurde definitiv beschlossen.

Sorgfältiger als jemals wurden die Vorbereitungen getroffen. Zwei neue Schiffe wurden aus den besten Hölzern nach Plänen gebaut, in denen alle bisher gewonnenen Erfahrungen niedergelegt waren. Bartolommeo Diaz überwachte

selbst den Bau. Die Schiffe waren keine Schnellsegler von der bis dahin angewandten Form der Karavellen, sondern sie waren stabiler und eigneten sich daher besser für längere Fahrten über das offene Meer. Sie wurden nach den Erzengeln „St. Gabriel" und „St. Raphael" benannt. Außerdem wurde ein drittes Schiff des Karavellentyps gekauft; es trug den Namen „Berrio", wurde aber auch manchmal „St. Michael" nach dem dritten Erzengel bezeichnet. Zum Führer der Expedition war bereits unter der Regierung Königs Johanns ein Mann ernannt worden, von dem man nicht viel wußte· Estevao da Gama. Da er jedoch inzwischen starb, sollte sein Sohn Paulo da Gama an seine Stelle treten. Dieser wünschte aber wegen Krankheit nur das Kommando über das kleine Schiff „St. Raphael" zu übernehmen und trat das Oberkommando an seinen Bruder Vasco da Gama ab, der darum auch auf das Flaggschiff „St. Gabriel" an Bord ging. „Berrio" wurde von Nicolao Coelho geführt. Außerdem wurde ein Proviantschiff mitgenommen, das bei passender Gelegenheit geopfert werden sollte. Auf dem ersten Teil der Reise sollte die Flotte noch von einem fünften Schiffe geleitet werden, das Bartolommeo Diaz befehligte, der jedoch Order erhielt, in Guinea zurückzubleiben und den Befehl über die neugebaute Festung Elmina zu übernehmen. Diego Diaz, sein Bruder, nahm an der Hauptexpedition als höherer Offizier an Bord des „St. Gabriel" teil, dessen Steuermann ein Veteran von früheren Afrikareisen war. Eine merkwürdige Beigabe der Besatzung bildeten Strafgefangene, die „degradados", die man mitführte, um sie in lebensgefährlichen Situationen zu verwenden. Sie sollten auf freien Fuß gesetzt werden, wenn sie sich ihrer Aufgaben in zufriedenstellender Weise entledigten.

Vasco da Gamas Bericht über den Verlauf dieser Reise ist leider verlorengegangen. Es existiert aber glücklicherweise ein Tagebuch, das von einem anonymen Verfasser geschrieben wurde, von dem wir nur wissen, daß er zu der Besatzung des

„St. Raphael" gehörte. Wenn wir im folgenden von dem „Tagebuch" sprechen, so meinen wir dieses wertvolle Dokument. Berichte eines Augenzeugen kann man auch in den Briefen eines Italieners finden, der gerade zu der Zeit in Lissabon weilte, als die Expedition zurückkehrte.

Am 8. Juli 1497 lichtete die Flotte an der Mündung des Tejo die Anker; eine Woche später sichtete man die Kanarischen Inseln und nach dem weiteren Verlauf einer Woche war man auf der Höhe der Kapverdischen Inseln. Hier nahm man für einige Tage Aufenthalt und verabschiedete sich von Bartolommeo Diaz, der allein zu seinem Bestimmungsort weiterfuhr. Anfang August stachen die vier Schiffe wieder in See, um direkt zum Kap der guten Hoffnung quer über das offene Meer zu fahren und nicht wie früher an der Küste entlang zu segeln. Man hielt zuerst einen genau südlichen Kurs ein, um sich dann ungefähr auf der Breite von 30 Grad der Westwinde nach Afrika bedienen zu können; die Küste Afrikas bekam man erst nach einer Seefahrt von mehr als drei Monaten in Sicht. Das war bis dahin die längste Zeit, die ein Schiff ohne Orientierung auf dem Meere gewesen war; Kolumbus hatte einige Jahre vorher nur fünf Wochen gebraucht, um über den Atlantischen Ozean von den Kanarischen Inseln bis nach Westindien zu gelangen.

Ohne daß etwas Bemerkenswertes geschah, arbeiteten sich die Schiffe an dem äußersten von Bartolommeo Diaz erreichten Punkt nach Nordosten direkt gegen den recht starken Agulhasstrom weiter. Es war gerade Weihnachten, weshalb das Land Natal (Weihnachten) genannt wurde. Um womöglich dem starken Gegenstrom zu entgehen, versuchte Vasco da Gama, weiter aufs Meer hinauszusteuern. Als aber nach dem Verlauf einiger Wochen Mangel an Trinkwasser eintrat, mußte er wieder Kurs nach dem Lande nehmen. An einer kleinen Flußmündung, genau nördlich des Limpopo, traf er auf einige ungewöhnlich gutgesinnte Eingeborene, weshalb das Land „Das Land der guten Leute" genannt wurde. Aber noch war

St. Gabriel, das Admiralsschiff Vasco da Gamas.
(Nach einer Rekonstruktion)

Ferdinand Magelhaens.

keine Spur einer höheren Kultur vorhanden. Inzwischen ging es weiter nach Norden, am Kap Corrientes und an Sofala vorbei, bis zu einer Flußmündung des Sambesideltas. Hier traf man „ein paar Herren" von einem anderen Typus als dem gewöhnlichen. „Sie waren sehr hochmütig," sagt das Tagebuch, „sie mißachteten alles, was wir ihnen gaben. Ein junger Mann ihres Gefolges war, nach dem, was wir verstehen konnten, aus einem entfernt liegenden Lande gekommen und hatte unlängst genau so große Schiffe gesehen wie die unsrigen. Das erfreute unsere Herzen, denn wir befanden uns offenbar in der Nähe des Zieles unserer Wünsche." Den Fluß nannte man „Fluß der guten Vorzeichen". Man näherte sich nun Gebieten, die unter arabischem Einfluß standen. Da man vermutlich in der nächsten Zeit allerlei Gefahren ausgesetzt sein würde, blieb Vasco hier für einen Monat liegen, um Reparaturen auszuführen und die notwendigen Verpflegungsmittel einzunehmen.

Mozambique war der erste Ort, an dem die Flotte wieder anlegte, nachdem sie am 24. Februar 1498 in See gestochen war. Wie die meisten der festen Besitzungen der Araber lag dieser Ort auf einer Insel in der Nähe des Festlandes. Vasco da Gama und seine Leute wurden anfangs von den „weißen Mauren", d. h. den Arabern dieses Gebietes, die noch keine Kenntnis von der Nationalität und der Religion der Fremden besaßen, gut empfangen. Der Scheich der Stadt stattete dem Admiralschiff einen Besuch ab. Dem Ersuchen Vasco da Gamas um zwei Lotsen für die weitere Seefahrt kam er bereitwilligst nach. Als aber schließlich doch bekannt wurde, daß die Gäste Portugiesen waren, hörte das gute Verhältnis sehr bald auf. Wie es natürlich ist, waren die Araber nicht sehr begeistert, ihren guten Handel von Konkurrenten bedroht zu sehen. Das Mißtrauen wuchs auf beiden Seiten; Scharmützel gehörten zur Tagesordnung, und um das Maß zu füllen, war das Wetter so ungünstig, daß die Flotte ziemlich bis Ende März liegenbleiben mußte.

Dann aber ging es in guter Fahrt nach Norden, und am 7. April ankerten die Schiffe vor einer neuen Araberfestung, Mombassa. Der Charakter des Besuches unterschied sich nicht wesentlich von dem vorigen. In einem unbewachten Augenblick gelang es dem Lotsen, in die Stadt zu entfliehen, wo man auf diese Weise beizeiten gewarnt wurde. Außer der eingeborenen Bevölkerung, den „Mauren" des Tagebuches, und den herrschenden Arabern, den „weißen Mauren", lernten die Portugiesen hier einen neuen Volksschlag, die Hindus, kennen, die in dem Tagebuch die „Christen" genannt werden. Es bestand, wie bereits erwähnt, im Westen die allgemein verbreitete Anschauung, daß sowohl die nichtmohammedanische Bevölkerung Äthiopiens als auch die Indiens christlich sein müsse. Es war darum das Bestreben Vasco da Gamas, einen „Christen", also einen Hindu, zu gewinnen, der als Lotse seine Schiffe über den Arabischen Meerbusen führen sollte. Aber er sah bald ein, daß er in Mombassa nichts auszurichten vermochte, und verließ darum diese Stadt bereits am 13. April. Am folgenden Tage traf man zwei Schiffe, deren Besatzung man ohne weiteres zu Gefangenen machte, um sie später eventuell als Geiseln benutzen zu können. Es wurde Vasco da Gama von diesen Leuten erklärt, daß in dem nahen Melinde vier Schiffe zu finden seien, die „indischen Christen" gehören sollten. Er konnte also hoffen, daß ihm dort sein Wunsch erfüllt werden würde. Diese Berechnung schlug nicht fehl. Zwar wurden die Portugiesen auch an diesem Ort mit Mißtrauen empfangen. Als aber Vasco da Gama seine edelmütige Gesinnung dadurch gezeigt hatte, daß er seine maurischen Gefangenen freigab, ging es sofort mit den Verhandlungen etwas besser, und es bedurfte nur eines schwachen Druckes, bis der Scheich gestattete, daß man einen „christlichen" Lotsen an Bord bekam.

Zu einem sehr günstigen Zeitpunkt verließ die Flotte Vasco da Gamas am 24. April Melinde. Der Südwestmonsun, der im Sommer über den Arabischen Meerbusen nach Indien

streicht, hatte gerade angefangen zu wehen, zwar noch nicht in seiner vollen Stärke, aber er füllte doch die Segel, und am 18. Mai, also nach Verlauf eines Monats, bekam man Land in Sicht. Man hatte die Lakkadiven nördlich umgangen und behielt nun einen südöstlichen Kurs bei, um Kalikut, den großen Lagerplatz für Gewürze, zu erreichen. Die Fahrt mußte der Gewitter und eines dichten Regens wegen, durch den man zeitweilig die Küste aus den Augen verlor, sehr vorsichtig ausgeführt werden. Am 20. Mai 1498 ankerten die Schiffe, einige Meilen in der See, ein Stück nördlich von Kalikut. Einige kleine Boote näherten sich sofort, um die Fremden nach ihrer Heimat zu fragen. Über das Weitere mag das Tagebuch selbst erzählen:

„Am nächsten Tage (21. Mai) kamen dieselben Boote wieder, worauf unser Admiral einen der Strafgefangenen nach Kalikut schickte. Er wurde sofort zu zwei Mauren aus Tunis geführt, die sowohl Kastilianisch als auch Genuesisch sprechen konnten. Das erste, was sie zu ihm sagten, war: Plagt euch denn der Teufel, was wollt ihr hier? Danach fragten sie ihn, was er, so weit von den Küsten des Heimatlandes entfernt, denn suche. Er antwortete, daß sie ausgezogen seien, um Christen zu finden und Gewürze zu holen. Sie antworteten: Warum schicken denn der König von Frankreich, der König von Kastilien oder der Signor von Venedig nicht seine Schiffe nach hier heraus? Er antwortete, daß das der König von Portugal nicht zuließe, — eine Antwort, die ihnen gefiel. Nach dieser Unterredung nahmen sie ihn mit sich in ihre Wohnungen und bewirteten ihn hier mit Weißbrot und Honig. Als er gegessen hatte, kehrte er, von einem der Mauren begleitet, wieder zum Schiff zurück. Dieser war kaum an Bord gelangt, als er ausrief: Meinen Glückwunsch, meinen Glückwunsch, viele Rubinen, viele Smaragde, ihr könnt Gott danken, daß er euch zu einem so reichen Lande geführt hat. Wir waren sehr erstaunt, ihn so sprechen zu hören, denn wir hatten nicht

erwartet, unsere Sprache in solcher Entfernung von den Küsten Portugals sprechen zu hören."

Die Episode ist in verschiedener Hinsicht interessant. Sie zeigt, daß die Mauren des Mittelmeerbeckens in den Handel mit Indien einbezogen waren. Sie wußten, daß ihre Stellung ungefährdet war; der Besuch eines einzelnen fremden Schiffes, noch dazu von dem kleinen Portugal, konnte ihnen keine Sorge verursachen. Erst recht konnte er ihnen nicht als Drohung erscheinen. Das mutige Auftreten des portugiesischen Strafgefangenen wirkte wie ein Theaterstück, bei dem man in die Hände klatschen muß. Dieser Gefangene hatte auf besonders gute Weise dem Ausdruck gegeben, was die Portugiesen suchten, nämlich „Christen und Gewürze", d. h. die Verbindung mit nichtmohammedanischer Bevölkerung und einen Handelsverkehr, um in den Besitz der kostbaren Erzeugnisse Indiens zu kommen.

Kalikut war der Mittelpunkt eines kleinen indischen Reiches, dessen Herrscher den Titel Samuraj trug (vielleicht = Beherrscher des Meeres; das zweite Wort der Zusammensetzung: raja = Herr). Vasco da Gama war sehr begierig, mit diesem Samuraj in Verbindung zu treten. Darum ließ er melden, daß er der Gesandte eines mächtigen Königs sei und daß er ihm Briefe und Grüße zu überbringen wünsche. Der Samuraj hielt sich zu dieser Zeit gerade außerhalb der Stadt auf, versprach aber, sofort aufzubrechen und die Fremden in Kalikut empfangen zu wollen, was er denn auch tat. Ein hoher Beamter erhielt den Auftrag, den Fremden seine Aufwartung zu machen. Die Flotte lag zu jener Zeit ein gutes Stück nördlich der Stadt vor Anker. Darum mußten Vasco da Gama und die dreizehn Mann, die er mit sich zur Audienz nahm, einen recht ansehnlichen Weg zu Fuß zurücklegen. Unter den dreizehn befand sich auch zum Glück der Verfasser des Tagebuches. Ihm verdanken wir es daher, daß wir die Schilderung eines Augenzeugen von den folgenden Begebenheiten besitzen.

Am 28. Mai brach man schon am frühen Morgen auf; Vasco da Gama wurde von dem indischen Zeremonienmeister in einem Tragstuhl geholt. Immer zahlreicher werdende Menschenmassen begleiteten den Aufzug, der sich langsam nach Süden bewegte. Als man die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, nahm man einen Aufenthalt, um eine Mahlzeit einzunehmen. „Aber unser Admiral wollte nichts essen", berichtet das Tagebuch. Er war wohl über die merkwürdige Begegnung, die ihm bevorstand, sehr beunruhigt. Als der Zug sich den ersten Häusern der Stadt näherte, stieß man auf einen großen Tempel, in dem die Portugiesen ihre Andacht zu halten wünschten. Die Architektur kam den westländischen Besuchern sicher etwas seltsam vor, worüber man sich auch nicht wundern kann. Dagegen fühlten sie sich sehr beruhigt, als sie eine Kapelle mit einem Bilde sahen, von „dem gesagt wurde, daß es die heilige Jungfrau darstelle" — vermutlich war es eine Szene aus dem Leben Krishnas, die hier abgebildet war. Den anderen Bildern des Tempels gegenüber mußten sie dagegen eine etwas vorsichtige Haltung einnehmen, denn „es waren viele andere Heilige auf die Wand gemalt, die Kronen auf dem Kopfe trugen. Sie waren auf die merkwürdigste Weise mit Zähnen, die ihnen einen ganzen Zoll aus dem Munde ragten, oder mit vier oder fünf Armen ausgerüstet."

In der Stadt drängten sich die Neugierigen in immer dichteren Scharen, selbst die Dächer waren mit Zuschauern voll besetzt. Als man endlich den Palast erreichte, fehlte bis zum Sonnenuntergang nur noch eine Stunde. In dem Audienzsaal saß der Samuraj, eifrig Betelnüsse kauend, auf einem Diwan, der mit grünem Samt bezogen war. Rechts von ihm stand ein Diener mit einer Schale, die dieses Genußmittel enthielt, während Seine Majestät selbst in der linken Hand einen Goldbecher hielt, in den sie hineinspuckte. Die Fremden mußten sich zu Tisch setzen, wo ihnen Früchte gereicht wurden. Vasco da Gama grüßte ehrerbietig. Als ihn aber der Samuraj aufforderte, sein Anliegen in der Gegenwart des Hofes vor-

zubringen, antwortete er, daß er dies lieber unter vier Augen zu tun wünsche, was ihm auch bewilligt wurde.

Da die Sonne inzwischen bereits untergegangen war, war das Zusammensein nur äußerst kurz. Der Samuraj sprach seinen Dank über den Besuch aus und erklärte, daß er der Freund und Bruder des fremden Monarchen sein wolle. Vasco da Gama nahm sodann Abschied und erhielt eine Wohnung angewiesen, wohin ihn die maurischen Hofbeamten des Samuraj begleiteten. Er hoffte, am nächsten Tage eine längere Unterredung mit dem indischen Herrscher erlangen zu können. Er ließ die Gaben holen, die er dem Samuraj zugedacht hatte: einige Hüte, ein Stück gestreiften Tuches, Korallenhalsbänder, sechs Waschschüsseln, eine Kiste Zucker, sowie einige Fässer mit Öl und Honig. Es muß zugegeben werden, daß die Geschenke nicht sehr glücklich gewählt waren. Der Beamte, der sie dem Herrscher überbringen sollte, lachte auch darüber und weigerte sich, sie in Empfang zu nehmen. „Selbst der ärmste Kaufmann aus Mekka oder aus jedem beliebigen Teile Indiens gab mehr. Wenn er ein Geschenk zu machen wünschte, so müßte es aus Gold sein, denn Dinge wie diese nähme der König überhaupt nicht in Empfang." Als unser Führer das hörte, wurde er sehr bekümmert und sagte, daß er kein Gold mitführe, daß er außerdem auch kein Kaufmann sei, sondern der Gesandte eines Königs. Der Beamte und seine Leute ließen jedoch nicht mit sich reden. Vasco da Gama bat sich jedoch auf jeden Fall eine neue Unterredung mit dem Samuraj aus, die ihm auch versprochen wurde. Aber den ganzen nächsten Tag mußte er vergebens warten.

Erst am Mittwoch, dem 30. Mai, „kehrten die Mauren zurück und führten den Führer zum Palast und uns mit ihm." Der Samuraj war dieses Mal nicht sonderlich gnädig gestimmt. Seine maurische Umgebung hatte ihn wahrscheinlich beeinflußt. Wenn die Fremden aus einem so reichen Lande

kämen, wie sie behaupteten, warum führten sie dann keine Geschenke mit sich? Hierauf antwortete Vasco da Gama, daß er gekommen sei, um Entdeckungen zu machen; später sollten andere Schiffe kommen, die mit den kostbarsten Herrlichkeiten beladen sein würden. „Der König fragte ihn dann, was er entdecken wolle, ob Steine oder Menschen? Und wenn er gekommen sei, um Menschen zu entdecken, warum er dann keine Geschenke mitgebracht hätte?" Dann kam die Rede auf die Briefe. Wenn da Gama wirklich solche Schriftstücke mit sich führte, dann könnte er sie auch vorzeigen. Dazu erklärte er sich auch bereit, aber zur Kontrolle wollte er einen Dolmetscher haben, „einen christlichen Mann, der Arabisch verstand." Das ließ sich ermöglichen, und die Stimmung scheint danach etwas freundlicher geworden zu sein. Der Samuraj fragte den fremden Gesandten nach den Erzeugnissen seines Heimatlandes, und ob er nicht einige Handelsartikel auf seinen Schiffen mit sich führe. Diese letzte Frage beantwortete Vasco da Gama bejahend und erklärte sich bereit, einen Teil derselben an Land bringen zu lassen; in der Zwischenzeit könnte ja ein Teil seiner Leute zur Sicherheit in der Stadt bleiben. Aber der Samuraj schlug dieses Angebot edelmütig ab. „Er könne ruhig seine Leute mit sich zurücknehmen, und dann könnten sie ja die Waren an Land bringen und sehen, sie auf die beste Weise zu verkaufen."

Von einer Ehrenwache begleitet, kehrten die Portugiesen zu ihren Schiffen zurück. Aber bald endete alles in Mißverständnissen und Schikanen. Die Mauren gingen sehr überlegen umher, sie spotteten über die Waren, die ans Land geschafft wurden, „und wenn sie jemandem von uns begegneten, spuckten sie auf den Boden und sagten: Portugal, Portugal". Vasco da Gama beklagte sich darüber bei dem Samuraj. Dieser antwortete, „daß die, welche sich so aufführten, keine guten Christen seien, und daß er dafür Sorge tragen würde, daß sie bestraft würden." Gleichzeitig versprach er, einige Kaufleute aus dem Inneren des Landes zu ihm zu schicken,

damit sie sich die Waren ansähen. Aber auch diese konnten an den Waren keinen Gefallen finden.

Die Zeit verging, und es wurde Hochsommer, ohne daß man auch nur das Geringste hätte ausrichten können. Vasco da Gama ließ dann nachfragen, ob er die Erlaubnis erhalten könne, seine Waren in die eigentliche Stadt Kalikut einführen zu dürfen. „Ja, es stände dem nichts im Wege". Die Besatzung des Schiffes erhielt also den Auftrag, zu je zwei Mann in die Stadt zu gehen und zu sehen, was sie verkaufen könnten. Vieles mußte beinahe verschenkt werden, aber im ganzen kam doch etwas Leben in den Handel; erst im August konnte man an die Heimreise denken.

Vasco da Gama gedachte, den Samuraj in höflicher Weise davon zu benachrichtigen. Daher ließ er durch eine Deputation mit Diego Diaz an der Spitze ein geringes Geschenk, das aus Goldschmuck bestand, überbringen und fragen, ob der indische Herrscher es vielleicht wünsche, einen Boten mit nach Portugal zu senden. Aber jetzt trat etwas ganz Unerwartetes ein. Der Samuraj zeigte sich „grausig schlechter Laune" und forderte eine größere Summe als Steuern. Er behauptete, daß das so Landessitte sei. Diogo Diaz versprach, Bescheid überbringen zu wollen. Als die Portugiesen in das Gebäude zurückkehrten, in dem sie ihr Warenlager hatten, sahen sie sich auf einmal bewacht. Es glückte jedoch Diaz, einen Negerknaben mit der Botschaft von dem, was geschehen war, zu dem Schiff zu schicken.

Das Tagebuch fährt dann fort: „Diese Neuigkeiten betrübten uns sehr, nicht allein, weil einige von den Unsrigen in Feindeshand gefallen waren, sondern weil auch die Abreise verzögert wurde. Es tat uns zugleich wehe, daß ein christlicher König, dem wir Vertrauen geschenkt hatten, uns zum Entgelt so viel Böses antun wollte. Aber wir verstanden doch vollständig, daß seine Schuld nicht so groß war, wie sie erscheinen konnte; denn es leuchtete ein, daß die Mauren in der Stadt uns verleumdet hatten. Diese waren Kaufleute aus

Mekka und anderen Orten, die uns sehr gut kannten. Sie hatten dem König erzählt, daß wir Diebe seien, und sofern wir anfangen würden, Schiffe in sein Land zu schicken, so würden niemals mehr Schiffe aus Mekka, Cambay oder Ormuz nach seinem Lande geschickt werden. Sie fügten hinzu, daß er diesen (nämlich den Handel mit Portugal) niemals gewinnen würde, da wir nichts zu geben hätten, sondern nur kämen, um zu rauben und zu plündern, wodurch auch sein Land sehr bald ruiniert sein würde. Sie boten dem König außerdem große Bestechungssummen an, wenn er uns ergreifen und totschlagen lassen würde, so daß wir niemals mehr nach Portugal zurückkehren könnten."

Vasco da Gama ließ sich jedoch nicht aus der Fassung bringen. Kleine Boote umfuhren beständig die Schiffe. Als auf diese Weise einmal eine Gesellschaft von 25 Personen an Bord kam, wurden sie alle zu Gefangenen gemacht. Sechs von ihnen „waren Personen von Rang". Vasco da Gama hatte also Geiseln. Als er dann die Anker lichten ließ und vor der Stadt auf und ab kreuzte, entstand in Kalikut eine große Unruhe. Der Samuraj ließ Diaz zu sich rufen und war nun viel milder gestimmt als das letzte Mal. Die Sache mit den Steuern, so erklärte er, beruhe auf einen Irrtum. Auch in anderen Punkten ließ er mit sich reden. Es glückte Diaz sogar, ihn zu bewegen, Vasco da Gama einen Brief an den König von Portugal mitzugeben, der „mit einem Eisenstift auf Palmblätter geschrieben war". Diego Diaz war ihm bei der Formulierung behilflich gewesen, weshalb ihm die gewöhnlichen orientalischen Sprachbilder fehlten. Er lautete schlecht und recht folgendermaßen:

„Vasco da Gama, ein Adliger von Deinem Hof, hat mein Reich besucht, was mich gefreut hat. In meinem Lande werden Kaneel, Gewürznelken, Ingwer, Pfeffer und edle Steine in großen Mengen gefunden. Was ich von Dir als Tausch erwünsche, sind Gold, Silber, Korallen und Scharlach."

Dann wurden Diaz und seine Kameraden zu den Schiffen hinausgeführt. Als Entgelt ließ Vasco da Gama die meisten seiner Gefangenen frei, behielt aber doch fünf bis sechs von

ihnen, die er erst auf freien Fuß setzen wollte, wenn man alle Handelswaren zurückerhalten hätte, die noch in Kalikut lagerten. Einen Teil derselben erhielt er auch zurück, aber nicht alle, weshalb er sich für berechtigt hielt, seine Gefangenen zurückzubehalten, die, wie das Tagebuch treuherzig meint, „von großem Nutzen für das friedliche Verhältnis, das zustande gebracht werden sollte, sein konnten".

Am 29. August lichtete die Flotte nun wirklich die Anker und nahm den Kurs nach Norden. An die siebzig Boote umschwärmten sie als drohende Eskorte, aber Vasco da Gama ließ die Kanonen spielen: zudem führte ein gewaltiges Gewitter die Schiffe rasch außer Seh- und Reichweite auf das Meer hinaus.

Das war der Abschied.

Die Heimreise verlief nicht ganz so glücklich wie die Ausreise. Die Jahreszeit war noch nicht so weit vorgeschritten, daß man aus dem Nordostmonsun des Winters Vorteil ziehen konnte. Die Schiffe mußten daher für einige Zeit in der Nähe der Küste liegenbleiben, um auf günstigeren Wind zu warten. Und als dann der Kurs am 5. Oktober endlich nach Südwesten genommen werden konnte, dauerte die Seefahrt über das Meer bis nach Ostafrika noch ziemlich drei Monate. Am schlimmsten war es, daß der Skorbut furchtbar unter der Mannschaft aufräumte; nicht weniger als einige dreißig starben, so daß sich auf jedem Schiff nur noch sieben bis acht Mann befanden, die kräftig genug waren, um die notwendigen Arbeiten an Bord vorzunehmen. Auch auf der Hinfahrt hatte man Anfälle von Skorbut gehabt; diese waren aber nicht so schlimm gewesen wie jetzt. Als man endlich die Küste Afrikas erreicht hatte, holte man sofort eine Menge Apfelsinen und andere Früchte an Bord, an denen die Kranken sich bald erfrischten. Da der Befehlshaber auf dem „St. Raphael", Paulo da Gama, vollkommen dienstunfähig geworden und die Besatzung außerdem so stark reduziert war, beschloß man, sein

Schiff zu opfern; es wurde verbrannt und die Mannschaft auf die übrigen Schiffe verteilt.

Nachdem die Expedition das Kap der guten Hoffnung umfahren hatte, ging es rasch mit günstigem Wind (Südostpassat) vorwärts, bis man in die Nähe der Kapverdischen Inseln gelangte. Hier schließt das Tagebuch plötzlich ab, so daß wir von dem, was sich seitdem ereignete, weniger gut unterrichtet sind. Wir wissen jedoch soviel, daß Vasco da Gama auf der Insel Santiago an Land ging und die Schiffe allein die Reise nach Lissabon fortsetzen ließ, während er sich eine Karavelle lieh, an deren Bord er seinen kranken Bruder bringen ließ, und nach den Azoren segelte. Kurz nach der Ankunft in Terceira starb Paulo da Gama.

Die „Berrio", die von Nicolao Coelho geführt wurde, kam am 10. Juli 1499 in Lissabon an, und kurze Zeit darauf langte auch der „St. Gabriel" an, während Vasco da Gama selbst erst gegen Ende August oder Anfang September zur Hauptstadt zurückgekehrt zu sein scheint. Die wirtschaftliche Ausbeute der Reise war gering, aber man verstand in Portugal dennoch vollauf ihren Wert zu würdigen. Die Teilnehmer wurden alle reichlich belohnt; Vasco da Gama wurde mit dem Titel Admiral in den Adelsstand erhoben und erhielt eine große, lebenslängliche Pension ausgesetzt.

Ende Juli 1499, nachdem der erste Bericht der Reise abgeliefert, aber ehe Vasco da Gama selbst zurückgekehrt war, schrieb König Manuel an seine Schwiegereltern, Ferdinand und Isabella von Aragonien und Kastilien, einen Brief, der interessant ist, weil er darlegt, wie man sich die religiösen und handelspolitischen Verhältnisse in Indien damals und in der Zukunft dachte. König Manuel spricht seine feste Hoffnung dahin aus, daß „die Christen, die die Entdecker fanden — wenn sie auch nicht besonders glaubensstark zu sein scheinen und keine übermäßig eingehende Kenntnis des Glaubens besitzen — doch viel für den Dienst Gottes und die Verherrlichung des heiligen Glaubens auszurichten

vermöchten, wenn sie nur erst bekehrt und in ihrem Glauben bestärkt würden. Ist das erreicht, dann ist es ein leichtes, die Mauren in diesem Lande zu beseitigen. Außerdem hoffen wir, daß der große Handel, der jetzt ganz in den Händen der Mauren liegt, mit Gottes Hilfe und als Folge unseres Verdienstes auf unsere Landsleute und unsere Schiffe übergehe, so daß die ganze Christenheit in diesem Teile Europas in großem Maße Zugang zu Gewürzen sowie Edelsteinen haben wird."

Nun gab es kein Zurück mehr; man rüstete mit Begeisterung, „die Mauren in diesen Ländern zu beseitigen", wie es in dem Briefe König Manuels heißt. Schon Anfang März 1500 wurde eine Flotte von dreizehn Schiffen unter dem Kommando Pedro Alvarez Cabrals von Lissabon abgeschickt. Er war sehr genau instruiert worden, damit er die bereits gemachten Erfahrungen voll ausnützen könnte. Leider war er nicht der Mann, die besonderes Feingefühl erfordernden indischen Angelegenheiten in die richtige Bahn zu lenken; er entbehrte jeder diplomatischen Gewandtheit, und es fehlte ihm vor allem die Fähigkeit, sich in die Sitten und das Denken der Bevölkerung hineinversetzen zu können.

Der erste Teil der Reise wurde dadurch bemerkenswert, daß man ein ganz neues Land entdeckte. Cabral hatte den Befehl erhalten, einen sehr stark westlichen Kurs in den Atlantischen Ozean hinaus einzuhalten, um einen möglichst geringen Teil des Rahmengürtels am Äquator passieren zu müssen. Dieser Befehl wurde von ihm mit dem Ergebnis befolgt, daß er unter dem 18. Grad südlicher Breite auf ein neues Land stieß, das er Santa Cruz nannte und das später den Namen Brasilien erhielt.

Auf der Höhe des Kaps der guten Hoffnung wurde die Flotte von einem Unglück betroffen, das leicht einen größeren Umfang hätte annehmen können, aber auch so verhängnisvoll genug sich auswirkte. Es war Windstille; die Schiffe hatten sämtliche Segel gehißt, um auch das geringste Lüftchen fangen zu können, als eine Sturmbö mit unerhörter Plötzlich-

keit aufsprang. Vier von den Schiffen kenterten und gingen mit Mann und Maus unter. Eines von ihnen wurde von Bartolommeo Diaz geführt, dessen Bestimmungsort diesmal Sofala war, wo er eine Kolonie zur Ausnutzung der reichen Goldminen, die sich im Lande befanden, gründen sollte.

Cabral erreichte Kalikut im Dezember. Sein Auftreten war im höchsten Grade unbeholfen. Der Samuraj, der doch nun die Fremden aus dem fernen Lande als unangenehme Gäste hätte kennen müssen, ließ sich durch die große Machtentfaltung blenden und schließlich die Erlaubnis zu der Errichtung einer portugiesischen Handelsniederlassung in der Stadt abringen. Aber es dauerte natürlich nicht lange, bis zwischen den Portugiesen und den maurischen Kaufleuten Reibungen entstanden. Den letzteren gelang es sogar, die Volksmassen derart aufzuhetzen, daß sie die Niederlassung stürmten und die anwesenden Portugiesen töteten. Cabral ließ zur Vergeltung die Stadt bombardieren. Dann segelte er nach der an derselben Küste, aber etwas südlicher gelegenen Stadt Cochin. Das war seine klügste Tat. Cochin rivalisierte nämlich mit Kalikut, und der dortige Raja gab bereitwillig die Erlaubnis zur Errichtung eines portugiesischen Handelsplatzes. Cabral durfte ungestört seine Ladung an Gewürzen aufnehmen und fuhr danach heimwärts. Er hatte jedoch zuvor einen kleinen Trupp Soldaten, die mit europäischem Kriegsmaterial ausgerüstet waren, zurückgelassen, damit sie den Handelsplatz sowie Cochin verteidigen sollten.

Eine kleine Expedition, die sich mit mustergültiger Schnelligkeit und Genauigkeit ihrer Aufgaben entledigte, hatte schon vor der Heimkehr Cabrals Lissabon auf dem Wege nach Indien verlassen. Ihr Leiter, Joao da Nova, vernahm an der Küste Ostafrikas, was in Kalikut vorgefallen war, und nahm daher den Kurs direkt nach Cochin, belud seine Schiffe mit Pfeffer und begab sich darauf wieder heimwärts. Auf dieser Reise wurden die kleinen Inseln Ascension und St. Helena im Atlantischen Ozean entdeckt. Sowohl die Expedition Cabrals wie

die da Novas hatten eine reiche Ausbeute ergeben; man hatte deutliche Beweise davon erhalten, daß es sich lohnte, in Indien die Kräfte etwas zu regen. Auf den Werften in Portugal herrschte daher große Betriebsamkeit.

Die nächste Flotte verließ Lissabon im Februar 1502. Sie wurde von dem Admiral Vasco da Gama selbst befehligt und bestand aus 15 Schiffen, während ein Geschwader von fünf Schiffen unter dem Kommando eines seiner Verwandten, Estevaos da Gama, später zu ihm stoßen sollte. Die Expedition nahm einen kurzen, aber ereignisreichen Verlauf. — Es war eine Expedition, die zu dem hitzigen Temperament des Admirals paßte. Zwei Teilnehmer an der Fahrt haben ihren Verlauf geschildert, ein Portugiese, der auf einem Schiff als Schreiber tätig war, Thomé Lopez, und ein dem Namen nach nicht bekannter Vlame, der als Lotse Dienst tat, d. h., er war ein mathematisch ausgebildeter Seemann. Seine Aufgabe war es, astronomische Ortsbestimmungen vorzunehmen und von neuen Küsten Karten anzufertigen.

Dieses Mal hatte Vasco da Gama auch Gelegenheit, in Sofala einen kurzen Aufenthalt zu nehmen, ohne daß er jedoch etwas von Bedeutung ausrichtete. Auf der Fahrt über den Arabischen Meerbusen begegnete man in der Nähe der Küste Vorderindiens einem maurischem Schiffe, das mit einer Schar Pilgern auf der Heimfahrt von Mekka war. Es wurde eine wehrlose Beute der Portugiesen. Als ein guter und eifriger Christ glaubte sich Vasco da Gama berechtigt, ja sogar verpflichtet, mit unerbittlicher Grausamkeit zu Werke zu gehen. Der vlämische Pilot erzählt: „Wir nahmen ein Mekkaschiff, an dessen Bord sich 380 Mann sowie viele Frauen und Kinder befanden, und wir raubten ihm mehr als 12 000 Dukaten und Waren im Werte von mindestens 10 000. Wir verbrannten das Schiff mit allen, die sich an Bord befanden, am 1. Oktober."

Selbst der eingeborenen indischen Bevölkerung gegenüber glaubte der Admiral nun nicht mehr Rücksichten irgendwelcher

Art nötig zu haben; er und seine Landsleute hatten bald eingesehen, daß es mit dem sogenannten „Christentum" der Eingeborenen nicht viel auf sich hatte. Gleich nachdem die Flotte am 30. Oktober Anker geworfen hatte, beeilte sich der Samuraj, Verhandlungen anzuknüpfen. Aber Vasco da Gama antwortete kurz und bündig: er verlange, daß alle Mauren aus der Stadt ausgewiesen würden. Um seine Macht zu demonstrieren, ließ er einen Teil der kleinen Boote einfangen, tötete die nichts Böses ahnende Besatzung und ließ die zerstückelten Glieder der Opfer auf Jollen dem Lande zutreiben. Nachdem er Kalikut mit einem neuen Bombardement bedacht hatte, meinte der Admiral, genug ausgerichtet zu haben, weshalb er seine Kiele nach Cochin richtete, dort eine Ladung Gewürze nahm und sich auf den Rückweg nach Portugal begab.

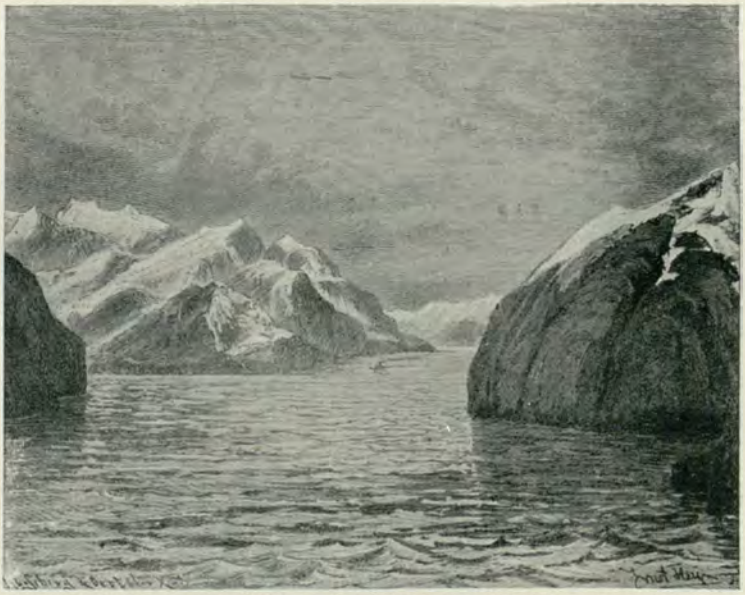
Mit aller wünschenswerten Deutlichkeit hatten die Portugiesen sowohl ihre Absichten wie auch ihre Methoden an den Tag gelegt. Die erschrockene indische Bevölkerung begehrte zuerst auf; die Mauren dagegen schienen die Gefahr noch nicht zu erkennen. Erst die verminderten Zolleinnahmen in Alexandria erregten die Aufmerksamkeit der Ägypter, und sie trafen alle Anstalten, um sich zur Wehr zu setzen. Die Portugiesen wiederum hatten eingesehen, daß es keinen Zweck hatte, wenn man einmal im Jahre eine Flotte ausschickte. Wenn sie wünschten, die draußen in Indien bereits gewonnene Stellung zu bewahren, durften die Handelsplätze keinesfalls unbeschützt daliegen. Eine Flotte mußte ständig dort stationiert sein und ein fliegendes Geschwader bereitgehalten werden, um zu jeder Zeit eingreifen zu können, wenn es erforderlich war. So wurde ein besonderes Gouverneursamt in Indien eingerichtet, wodurch die Arbeit der Portugiesen etwas mehr Zielbewußtsein bekam. Unter zwei aufeinanderfolgenden Gouverneuren, Francisco d'Almeida und Alfonso d'Albuquerque, wurde der Grund der Kolonialmacht Portugals gelegt. Hiervon ausführlicher zu berichten,

würde zuviel Platz beanspruchen. Wir müssen uns hier damit begnügen, einige der wichtigsten Geschehnisse zu erwähnen.

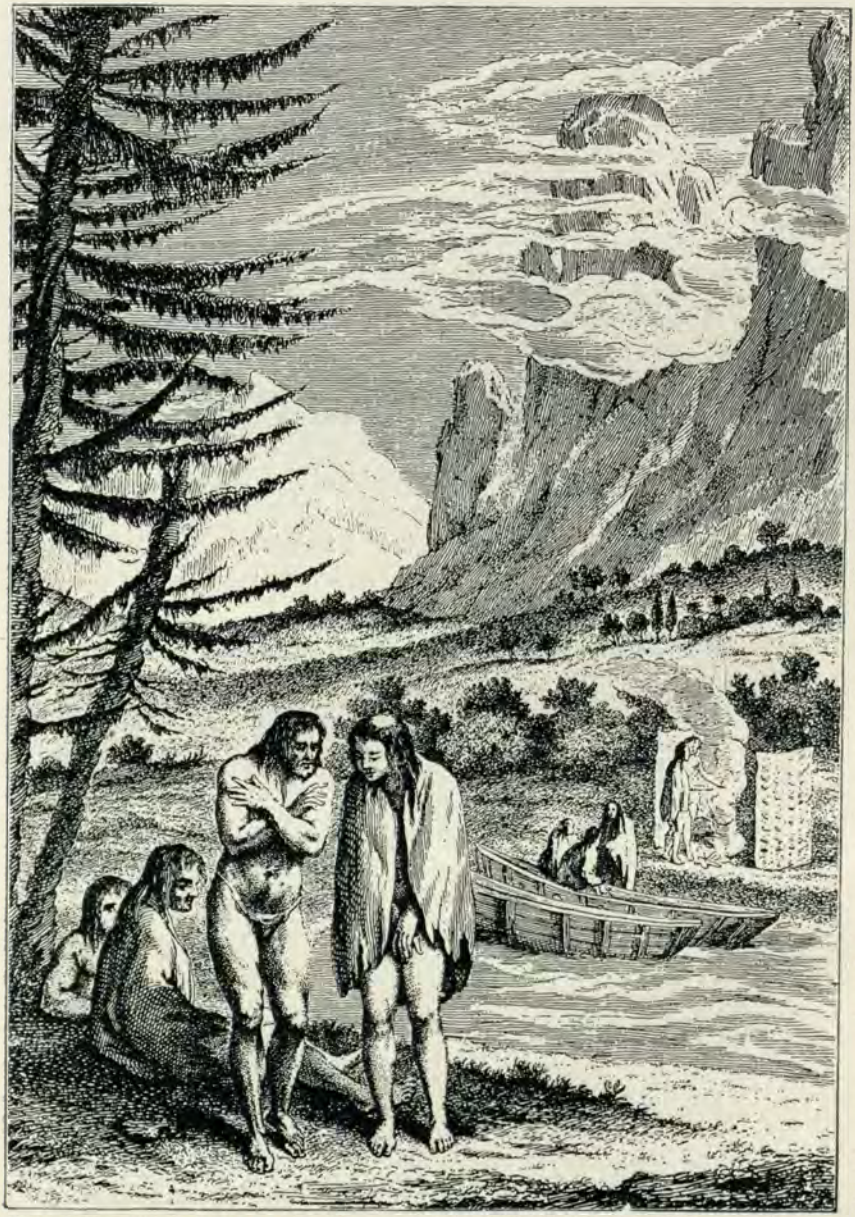
Der Samuraj rüstete sowohl zur See wie auch zu Lande, um die unwillkommenen Fremden zu verjagen, aber bei Cochin wurde sein Heer zurückgeschlagen, und nicht lange danach wurde seine Flotte bei Kananor nördlich von Kalikut (1506) vollständig zerstört. Eine ägyptische Flotte, die etwas später nach Indien entsandt wurde, hatte nach anfänglichen Erfolgen 1509 in der Seeschlacht bei Diu dasselbe Schicksal. Nun war sozusagen die Rodungsarbeit getan und der Weg für den eigentlichen Gründer des Reiches, Alfonso d'Albuquerque, gebahnt. Er bestimmte sofort den Hafen Goa, der sich in mohammedanischem Besitze befand, zum Sitz der Kolonialverwaltung; die Stadt wurde 1510 erobert und entwickelte sich zu der wertvollsten Besitzung der Portugiesen in Indien. Kurze Zeit danach wandte sich d'Albuquerque den entfernter liegenden indischen Meeresteilen zu, wo das gleichfalls mohammedanische Malakka erobert und im Jahre 1511 befestigt wurde. Dann richtete sich sein Bestreben darauf, die Einfahrtwege in das Rote Meer und in den Persischen Meerbusen zu versperren, so daß kein maurisches Schiff diese Stellen ohne das Einverständnis der Portugiesen passieren konnte. Um dies zu erreichen, war es nötig, daß man sowohl Aden wie Ormuz beherrschte. Sein Angriff auf Aden mißglückte vollständig, dagegen gelang es ihm, seine Pläne in Ormuz an der Einfahrt in den Persischen Meerbusen durchzuführen, und er überwachte persönlich den Bau einer portugiesischen Festung (1515). Aber die mit all diesen Unternehmungen verbundenen Anstrengungen zehrten an seinen Kräften. Das Schiff, das ihn nach Goa zurückbrachte, hatte kaum Anker geworfen, als er starb. Sein Tod wurde von allen, auch von den Eingeborenen, die ihn wegen seiner Strenge und seiner unbestechlichen Rechtschaffenheit bewundert hatten, aufrichtig betrauert.

Nach dem Tode d'Albuquerques ging die portugiesische

Magelhaens' Schiff Victoria.
(Nach einem alten Kupferstich)



Die Magelhaens-Straße.



Eingeborene an den Ufern der Magelhaens-Straße.

Kolonialherrschaft schnell wieder zurück. Alles stand im Zeichen der Auflösung, hoch und niedrig wandte in größerem oder kleinerem Umfange dasselbe Bestechungssystem an. Das ganze geistliche System mit seinen Priestern, Bischöfen, Mönchen, Inquisitionsgerichten und seinen inneren Zwistigkeiten trug in hohem Grade dazu bei, den Wohlstand innerhalb der Gebiete, die in der Reichweite der portugiesischen Waffen oder der Macht der Kirche lagen, zu vernichten. Der Goldhunger wurde allmählich die alles beherrschende Triebfeder. Einer der alten Geschichtsschreiber Portugals bekennt von seinen Landsleuten: „Sie kamen nach Indien mit dem Schwert in der einen und dem Kruzifix in der anderen Hand, aber sobald sie Gold fanden, warfen sie das Kruzifix fort und füllten sich die Taschen." Auf dem Meere riß immer mehr zügellose Räuberei ein.

Um dem Elend zu steuern, beschloß der junge König Johann III. endlich, einen Mann nach Indien zu schicken, zu dessen Strenge und Unbestechlichkeit er ein felsenfestes Vertrauen hegte. So kam es, daß der 65jährige Vasco da Gama im April 1524 zum dritten Male unter Segel ging. Er besaß nun den Titel eines Vizekönigs und hatte 14 Schiffe unter sich. Im September ankerte er vor Goa. Er begann sofort die Ordnung mit unerbittlicher Strenge wiederherzustellen. Der alte portugiesische Geschichtsschreiber berichtet hierüber unter anderem folgendes:

„Er (der Vizekönig) ließ gebieten, daß jeder, der sich im Besitze von königlichen Schießwaffen befand, diese dem Magazin zurückliefern sollte; und selbst wenn er sie irgendwo gestohlen hatte, sollte er ohne Strafe ausgehen, wenn es innerhalb eines Monats geschah; andernfalls müsse er seine Strafe, den Tod, empfangen. Auf diese Weise wurden viele Schießwaffen eingesammelt."

Ein Bruder des ehemaligen Gouverneurs versuchte, diesen mit dem schwachen Argument zu verteidigen, daß „er doch wenigstens keine der Festungen des Königs verkauft hätte".

— „Nein, in diesem Falle würde sein Kopf auch nicht dort sitzen, wo er jetzt sitzt", antwortete Vasco da Gama. Der Gouverneur, der sich auf einem Schiffe vor Cochin befand, erhielt jedoch den Befehl, sich nach Portugal zu begeben und sich dort freiwillig einem Gericht zu stellen. Er zögerte; Vasco da Gamas Gesundheit verschlechterte sich nämlich, und er rechnete mit der Möglichkeit, daß er den strengen Züchtiger überleben und dann selbst wieder die Zügel in die Hand bekommen würde. Aber Vasco da Gama befahl ihm, sich unverzüglich fortzubegeben, da er sonst sein Schiff versenken würde. Daß es ihm mit dieser Drohung Ernst war, wußte jeder, und der Gouverneur fügte sich.

Nicht wenig war es, was der Vizekönig auf diese Weise ausrichtete, aber seine Amtszeit sollte nur von kurzer Dauer sein. Er litt an einem bösartigen Halsgeschwür, dem er nach Verlauf von drei Monaten erlag.

Das war am 24. Dezember 1524. Seine letzte Reise war beendet. Es war ihm nicht gelungen, alles wieder in Gang zu bringen. Er hatte das traurige Schicksal, die von ihm mitbegründete Herrschaft bereits ihrem Untergang entgegengehen zu sehen.

Die entsetzten Beamten konnten nun wieder aufatmen — und die Auflösung konnte ungehindert ihren Fortgang nehmen. Äußere Feinde, die den Portugiesen ernsthaft gefährlich werden konnten, gab es anfangs nicht. Das Mameluckensultanat wurde 1517 gestürzt, und wenn auch die neuen Machthaber in Kairo, die Türken, den Versuch unternahmen, die Rechte zu behaupten, die sie in Indien zu haben glaubten, so war diese Gefahr doch nur vorübergehend. Schlimmer war die Gefahr, die von innen durch die immer mehr um sich greifende moralische Auflösung kam. Der Staatsorganismius trug die heilenden Kräfte, die nötig waren, nicht in sich. Der Sohn des berühmten Vasco da Gama, Estevao da Gama, wurde von 1538—1540 Gouverneur und regierte das Reich in lobenswerter Rechtschaffenheit, aber das war nur ein kleiner

Lichtpunkt in dem allgemeinen Verfall. Der letzte Vizekönig legte sein Amt 1581 nieder; kurze Zeit zuvor war Portugal an Spanien gefallen.

Die kleine Nation hatte ihre Rolle als Großmacht auf dem Meere ausgespielt. Wenn man auch nur mit Wehmut an den jähen und wenig ehrenvollen Abschluß denken kann, der diesem Unternehmen, das so prächtig begonnen hatte, zuteil wurde, so darf man doch nicht vergessen, von welcher weltpolitischen Bedeutung die Tat der Portugiesen war. Als die große Zeit der Veränderungen gekommen war und die mächtige Walstatt der Weltmeere sich den Europäern öffnete, waren die Portugiesen die Pioniere. Der Welthandel wurde in neue Bahnen geleitet; Italien, das bis jetzt im Vordergrund gestanden hatte, wenn von Wohlhabenheit und kultureller Entwicklung die Rede war, trat in den Hintergrund. Seine großen Handelsstädte verloren ihre Bedeutung, und an ihre Stelle traten die westeuropäischen Küstenstädte, zuerst Lissabon, dann Antwerpen, Amsterdam, Bristol und London.

Eine Rückkehr zu dem alten Zustand der Dinge war nicht mehr möglich. In den Städten, die von der neuen Zeit am härtesten betroffen wurden, in Alexandria und Venedig, erwog man die Möglichkeit, ein Mittel zu finden, das die trostlosen Aussichten zu bessern vermochte. Das Mittel zur Abhilfe lag auf der Hand: man mußte nur einen schiffbaren Weg zwischen der Landenge bei Suez schaffen; dann würden unzweifelhaft alle Waren des Ostens wieder über diesen Weg transportiert werden. Der Plan wurde mit großem Ernst diskutiert — aber es dauerte noch mehr als drei Jahrhunderte, ehe er verwirklicht wurde.

FERDINAND MAGELHAENS UND DIE ERSTE WELTUMSEGELUNG.

Magelhaens' erste Reisen.

Wenn man Geld in der Tasche hat, ist es heutzutage eine Kleinigkeit, eine Reise um die Welt zu unternehmen. Etwas anders lagen die Verhältnisse für den ersten Menschen, der sich auf eine solche Reise begab. Die erste Weltumsegelung ist eine der bedeutungsvollsten unter den vielen Entdeckungsreisen. Sie leitete eine neue Zeit in der Weltgeschichte ein.

Als Kolumbus Amerika entdeckte, glaubte er, nach Indien, dem Land der phantastischen Reichtümer, gekommen zu sein. Bereits im Mittelalter hatte man mit Indien in Verbindung gestanden und von dort Edelmetalle, Edelsteine und Gewürze geholt. Der Handelsweg ging über Suez durch das Rote Meer nach Vorderindien und von dort zu der Halbinsel Malakka, einem außerordentlich wichtigen Handelsplatz, wo die Waren von den Molukken und von China gesammelt wurden, um dann von den Arabern nach Westen transportiert zu werden. Dieser lange Transport auf dem Landwege und die vielen Zwischenhändler bewirkten jedoch, daß die Produkte des Ostens unverhältnismäßig verteuert wurden, ehe sie bis nach Europa gelangten.

Indien auf dem Seewege zu erreichen, war daher ein lange gehegter Wunsch in den europäischen Ländern. Man fing damit an, die Küsten Afrikas zu erforschen. 1486 umsegelte man zum ersten Male das Kap der guten Hoffnung, im Jahre darauf erreichte Vasco da Gama auf diesem Wege Indien, wohin in kurzer Zeit ein für die Portugiesen außergewöhnlich gewinnbringender Handel aufblühte.

Die Spanier hatten in ihrem Bestreben, auf dem westlichen Wege nach Indien zu gelangen, einen neuen Erdteil entdeckt, der ihnen zwar einen nicht unbedeutenden Reichtum in Form von Edelmetallen brachte, aber mit Indien konnte er sich, was die Naturerzeugnisse anbetraf, doch nicht messen. Das große Glück der Portugiesen auf den östlichen Wegen wurde daher von ihren Konkurrenten, den Spaniern, mit scheelen Augen betrachtet.

Als der Plan auftauchte, einen zweiten Seeweg nach Indien zu finden, darf es nicht verwundern, daß ihn die Spanier sofort begeistert unterstützten.

Ferdinand Magelhaens (Fernando de Magalhaes) ist der Mann, dem die Ehre gebührt, diesen kühnen Plan ausgedacht und realisiert zu haben. Wenn er auch in den Diensten des Königs von Spanien stand, als er die Tat ausführte, so war er doch ein Sohn Portugals. Er wurde um 1480 in Sabrosa in der Provinz Tras os Montes, einer öden Berggegend im nördlichen Portugal, geboren. Noch heute sind die Bewohner dieser Gegenden durch ihre Ausdauer, ihre zähe Beharrlichkeit und ihre altmodische Ehrlichkeit — Eigenschaften, die auch Magelhaens in hohem Maße besaß — bekannt. Er gehörte einem der adligen Geschlechter des Landes an. Bereits als junger Mensch verlor er seinen Vater und kam an den Hof zu Lissabon, wo er eine gute Erziehung genoß und darauf in den Dienst des Königs trat.

In der Jugend Magelhaens' führte der energische König Don Manuel von Portugal, der 1494 den Thron bestieg, sein Land zu einer Großmachtstellung empor, die allerdings nur von kurzer Dauer war. Die portugiesische Seemacht im Osten wuchs mit ungeheurer Geschwindigkeit. Es war eine an Ereignissen reiche Zeit; das Glück, das die kühnen Seefahrer Portugals begleitete, begeisterte das Volk und spornte zu neuen Taten an. Im Jahre 1500 wurde Brasilien von Cabral entdeckt, im folgenden Jahre fand J. da Nova St. Helena, und 1502 trat Vasco da Gama seine bedeutungsvolle

zweite Reise nach Indien an. 1503 erforschte Gonzalo eine bedeutende Strecke der Westküste Südamerikas, und im Jahre darauf segelten nicht weniger als drei Expeditionen nach den indischen Gewässern ab.

Die Vorbereitungen zu diesen Reisen spielten sich sozusagen unmittelbar vor den Augen des jungen Magelhaens ab. In den Docks arbeitete man mit rastlosem Eifer. Kaum war ein Schiff vom Stapel gelaufen, als es auch schon voll beladen auf bedeutungsvolle Reisen ausgesandt wurde. Immer mehr wußte man von den Reichtümern zu berichten, die in den fernen, fremden Ländern lagen und lockten. Es ist leicht zu verstehen, daß all dies auf einen phantasiereichen und abenteuerlustigen Jüngling wie Magelhaens einen mächtigen Eindruck machte. Lange konnte er sich nicht teilnahmlos verhalten. 1504 erhielt er gegen Schluß des Jahres von dem Könige die Erlaubnis, den Dienst bei Hofe zu verlassen. Mit einer Anzahl anderer junger Adliger meldete er sich als Freiwilliger, um dem Geschwader des neu ernannten Vizekönigs d'Almeida nach Indien zu folgen.

Jeder wußte, daß es eine schwere Aufgabe war, die den neuen Vizekönig und alle seine Begleiter in Indien erwartete. Der Abschied von der Heimat ging daher auch unter feierlichen kirchlichen Zeremonien vor sich. Die Kathedrale war gedrängt voll, als d'Almeida vor dem großen Altar die Knie beugte und der König selbst ihm die königliche Standarte überreichte, worauf er mit seinem zahlreichen Gefolge das heilige Abendmahl einnahm.

Die folgenden sieben Jahre, in denen Magelhaens in Indien diente, wurden ihm zu einer strengen, aber wertvollen Lehrzeit. Er machte sich mit der Kunst der Navigation in allen Einzelheiten bekannt und brachte es darin weiter als irgendeiner seiner Zeitgenossen. Er nahm an vielen kleinen und großen Seeschlachten gegen die Araber teil und zeichnete sich durch seinen Mut, seine Tapferkeit und seine Geistesgegenwart aus. Er war auch dabei, als d'Almeida jene Schlacht bei Kananor

(1508) gewann, die sich über zwei Tage ausdehnte, und auch als derselbe Anführer zwei Jahre später die mohammedanische Flotte bei Diu besiegte. In vielen Kämpfen wurde er verwundet.

Als der berühmte d'Albuquerque als Statthalter des Königs von Portugal in Indien der Nachfolger d'Almeidas wurde, setzte Magelhaens seine Dienste unter demselben fort. Mannigfaltig waren die Abenteuer und Strapazen, die er dadurch erlebte. Einmal — es war im Jahre 1510 — nahm er an einer Expedition nach Mozambique teil. In einer ziemlichen Entfernung von der indischen Küste liefen zwei Schiffe auf Riffe. Alle, die an Bord waren, retteten sich auf eine nahe Insel, aber beide Schiffe gingen unter. Es war jedoch gelungen, die Schiffsjollen zu bergen. Nun galt es, mit Hilfe derselben zu einem indischen Hafen zu gelangen. Aber die Boote konnten nur einen geringen Teil der Schiffbrüchigen aufnehmen. Die Befehlshaber und andere Personen von Rang machten Anspruch darauf, zuallererst mitzukommen. Jedoch weigerte sich die Besatzung, sie segeln zu lassen. da sie fürchtete, für immer auf der öden Insel gelassen zu werden. Da erbot sich Magelhaens, bei den Seeleuten zu bleiben, nachdem er zuvor den Abfahrenden einen Eid abgenommen hatte, so schnell wie möglich ein Schiff zum Entsatz zu schicken, was denn auch geschah. Der Chronist, der diesen für den Charakter Magelhaens' so bezeichnenden Zug erzählt, fügt hinzu: „Magelhaens bewies dadurch, daß er ein kluger und entschlußfähiger Mann und wohl geeignet war, große Taten auszuführen."

Von anderen bedeutungsvollen Unternehmungen, an denen Magelhaens teilnahm, muß die Expedition nach Malakka, einem der reichsten Handelsplätze des Orients, erwähnt werden. Die Eroberung dieses Knotenpunktes für den gesamten Handel mit dem fernen Osten hatte Folgen von großer Tragweite und trug viel dazu bei, die portugiesische Seemacht zu fördern. Francisco Serrano, der treue Freund Magelhaens', befand sich auch mit bei dieser Expedition. Aber er fuhr noch

weiter, bis zu den Molukken, wo er sich einige Jahre aufhielt. Von hier schrieb er wiederholt an Magelhaens nnd berichtete von den Reichtümern, die auf diesen Inseln zu finden seien, während er zugleich auf den großen Abstand hinwies, der sie von dem indischen Festlande trennte. Wahrscheinlich haben diese Mitteilungen dazu beigetragen, in dem Geiste Magelhaens' den Gedanken zu erwecken, daß bei einer Fahrt nach Westen diese Inseln erreicht werden müßten. Zudem schienen sie ihm auf derjenigen Seite der Halbkugel zu liegen, die nach dem Übereinkommen zwischen den Monarchen Portugals und Spaniens in Tordesillas zu Spanien gehörte. Diese Übereinkunft war 1494 von dem Papst Alexander VI. beglaubigt worden. Magelhaens schrieb an seinen Freund Serrano zurück, daß er sicher einmal kommen würde, um ihn zu besuchen, „wenn nicht über Portugal, so über Spanien".

Sieben lange Jahre hatte sich Magelhaens in Indien aufgehalten. Im Laufe dieser Zeit hatte er sich eine gründliche Kenntnis aller Handelsverbindungen und der politischen Verhältnisse im Osten angeeignet. In der Navigationskunst war er nicht weniger als Meister. Er hatte auch gelernt, wie man mit den Eingeborenen verfahren mußte, um bei einem Handel mit ihnen den größtmöglichen Erfolg zu erlangen. All das kam ihm später zugute, als er auszog, um die Großtat seines Lebens auszuführen. Er hatte auch gezeigt, daß er nicht ängstlich war, seine Meinung klar zu sagen, wenn er sich auch dadurch das Mißfallen seiner Vorgesetzten zuzog. So wird von ihm berichtet, daß er einmal im Kriegsrat vor dem Oberbefehlshaber d'Albuquerque seine Zweifel an der Zweckmäßigkeit eines Angriffes auf die Stadt Goa geäußert haben soll, was von diesem höchst ungnädig aufgenommen wurde.

Über die Heimreise Magelhaens' von Indien liegen keine näheren Berichte vor. Im Juni 1512 finden wir ihn jedoch in Portugal wieder, wo er sich einige Monate aufhielt, wahrscheinlich damit beschäftigt, Pläne für neue Seereisen nach

dem fernen Osten auszuarbeiten. Als der König von Portugal im folgenden Jahre 1513 eine Flotte von mehr als 400 Schiffen gegen die Mauren in Marokko schickte, die alte Vereinbarungen nicht eingehalten hatten, nahm Magelhaens an dem Kriegszuge teil. In einem Gefecht wurde er durch eine Lanze am Bein verletzt. Die Folge davon war eine nicht wieder zu behebende Steifheit des Beins.

Die Könige von Fez und Mequeniz eröffneten den Angriff mit einem mächtigen Heer, sie wurden aber geschlagen, und den Portugiesen fiel reiche Beute in die Hände. Magelhaens und ein anderer erprobter Mann erhielten den Auftrag, die Beute in Verwahrung zu nehmen. Sein schnelles Vorwärtskommen sowie sein selbständiges Auftreten hatten ihm jedoch viele Neider verschafft, die nun behaupteten, daß er einen Teil der Beute an die Mauren auf eigene Rechnung verkauft habe. Bei der Kenntnis, die wir von dem uneigennützigen Charakter Magelhaens' haben — in Indien hatte er nicht, wie so viele andere, Reichtümer gesammelt, sondern im Gegenteil nicht geringe Opfer von seinem eigenen Vermögen gebracht —, können wir ruhig annehmen, daß diese Anklage falsch war. Magelhaens war darüber aufs höchste erregt. Dabei beging er einen Fehler. Ohne den Oberbefehlshaber um Erlaubnis zu bitten, verließ er das Lager und begab sich nach Lissabon, um sich persönlich vor dem Könige zu verantworten. Dieser jedoch begegnete ihm sehr kurz angebunden und befahl ihm, so schnell wie möglich wieder nach dem Kriegsschauplatz zurückzukehren. Magelhaens gehorchte, aber eine Untersuchung kam niemals zustande, und daher erhielt er auch keine Genugtuung.

Ja, König Manuel schien nicht einmal die treuen Dienste, die er während seines siebenjährigen Aufenthaltes in Indien der Krone geleistet hatte, genügend würdigen zu wollen, denn er verstand sich auf keine Weise dazu, den Bitten Magelhaens' nachzugeben, als dieser um die Erlaubnis bat, seine Tauglichkeit dadurch beweisen zu dürfen, daß er eine Entdeckungsreise nach

Indien auf dem westlichen Wege unternähme, Unter diesen Verhältnissen war sich Magelhaens vollkommen klar, daß er von der Zukunft nicht viel zu erwarten hatte, solange König Manuel auf dem Throne saß.

Es kann nicht verwundern, daß ein Mann, der sich mit so kühnen Plänen trug wie Magelhaens, sich nicht darein finden wollte, für den Rest seines Lebens zur Untätigkeit verurteilt zu sein. Er war erst 37 Jahre alt, ein Mann in seinen besten Jahren, der geborene Führer und mit einem reichen Schatz an Erfahrungen auf allen Gebieten, die von seinen weitumfassenden Plänen berührt wurden. Diese aber mochte er nicht aufgeben, koste es, was es wolle. So dauerte es nicht lange, bis er einen Entschluß gefaßt hatte.

Sevilla war zu jener Zeit ein Mittelpunkt des westindischen Handels und die blühendste Hafenstadt Spaniens. Dorthin begab sich Magelhaens von Portugal aus. Er erreichte das Ziel seiner Reise am 20. Oktober 1517. Zu derselben Zeit wanderte auch einer seiner Freunde aus, der Astronom Ruy Faleiro, dem gegenüber Magelhaens mindestens teilweise seinen Plan erwähnt haben muß, daß er die Molukken erreichen wolle, indem er nach Westen segele. In Sevilla traf er verschiedene Landsleute, die wie er Portugal verlassen hatten, weil sie sich von König Manuel schlecht behandelt glaubten.

Von diesen muß zuallererst der Seemann Diego Barbosa erwähnt werden, der in Sevilla eine sehr einflußreiche Stellung erlangt hatte. Von ihm wurde Magelhaens mit großer Freundlichkeit empfangen. Er war sowohl mit dem Hofe wie mit den Verhältnissen im Osten vertraut und tat sein Möglichstes, um die Pläne Magelhaens' zu fördern. Dazu gab er ihm seine Tochter Beatrix zur Gemahlin. Die Hochzeit wurde gegen Ende des Jahres 1517 gefeiert. Duarte Barbosa, der Bruder der Braut, war kurze Zeit zuvor von einer langen Reise in die indischen Gewässer zurückgekehrt. Es ist also zu verstehen, daß es viele gemeinsame Interessen gab, die die beiden Familien Barbosa mit dem kühnen Seefahrer Magelhaens

verbanden. Sein Schwager Duarte begleitete ihn auch später auf seiner großen Reise und leistete ihm dabei wertvolle Dienste.

Als Magelhaens nach Spanien kam, war König Karl I. (bekannter unter dem Namen als Deutscher Kaiser Karl V.) gerade außerhalb seines Landes. Magelhaens wandte sich daher an den Indischen Rat in Sevilla (Casa de contrataction). Durch einflußreiche Fürsprache, z. B. von seiten Barbosas, gelang es ihm, den Rat für seine Pläne zu gewinnen. Eines seiner vornehmsten Mitglieder, Juan de Aranda, empfahl ihn an höheren Stellen als einen Mann, der dem spanischen Reich große Dienste sowohl leisten könne wie auch wolle.

Zu Anfang des Jahres 1518 hielt sich der Kaiser in Valladolid auf. Magelhaens begab sich sofort dorthin, um dem Monarchen seine Pläne zu unterbreiten. Obwohl der Monarch von vielen anderen und, nach der Meinung der meisten, weit wichtigeren Staatsangelegenheiten in Anspruch genommen war, gelang es Magelhaens dennoch, für sich und seinen Freund, den obenerwähnten Ruy Faleiro, eine Audienz zu erwirken. In dem Gefolge des Kaisers befanden sich nämlich weitsichtige Männer, die vollkommen verstanden, von welcher unübersehbaren wirtschaftlichen Bedeutung es für Spanien sein würde, eine direkte Verbindung mit den reichen Gewürzinseln herzustellen. Portugal hatte ja bereits bedeutende Vorteile aus dem Handel mit Indien gezogen, und nach Magelhaens' Ansicht gehörten die Molukken zu dem Gebiet, das nach dem Übereinkommen in Tordesillas den Spaniern offenstand.

Kaiser Karl folgte der Darstellung Magelhaens' mit außerordentlichem Interesse. Die Angelegenheit wurde erstaunlich schnell erledigt. Bereits im März unterschrieb der Kaiser das bedeutungsvolle Dokument, das Magelhaens fünf Schiffe, die für zwei Jahre ausgerüstet waren, mit einer Besatzung von im ganzen 234 Mann zusprach. Magelhaens sollte als Belohnung für seine Arbeit einen gewissen Anteil an der Beute

haben sowie näher angegebene Ehrentitel für sich selbst und seine Nachkommen.

Soweit war alles in Ordnung. Aber es waren doch noch große Hindernisse zu überwinden. Das Gerücht von der geplanten Expedition erreichte bald Portugal, wo man schon bereute, so kaltblütig das Angebot Magelhaens' abgeschlagen zu haben. Wiederholt versuchte man ihn zu überreden, nach Portugal zurückzukehren; aber nun war es zu spät. Er war an seine Abmachung mit dem Kaiser gebunden. Daher griff man in Portugal zu dem Mittel, alles zu versuchen, um ihm Hindernisse in den Weg zu legen. Ein Bischof soll sogar dem König vorgeschlagen haben, Magelhaens meuchlings ermorden zu lassen; dieser Vorschlag fand jedoch glücklicherweise keine Zustimmung. Dagegen erhielt der portugiesische Gesandte Alvaro da Costa den Auftrag, das Unternehmen nach Möglichkeit zu verhindern. Portugiesische Intrigen verursachten auch, daß die Vorbereitungen verschiedene Male unterbrochen werden mußten, und mit großer Genugtuung konnte der portugiesische Gesandte berichten, daß sich zwei von den für die Expedition gelieferten Schiffen in äußerst schlechtem Zustand befänden. Er selber würde es nicht wagen, auch nur bis zu den Kanarischen Inseln damit zu segeln.

Trotz der Maulwurfsarbeit der portugiesischen Regierung setzte Magelhaens seine Vorbereitungen unermüdlich fort. Schließlich wurde die Ausrüstung der Schiffe in dem Hafen von Sevilla ohne ernstliche Störungen auch zu Ende gebracht. Die Besatzung war sehr gemischt. Abenteuerlustige Männer der verschiedensten Nationen strömten herbei. Magelhaens wollte gerne möglichst viel zuverlässige Landsleute mit sich nehmen; daher zählt die Liste der Teilnehmer auch nicht weniger als 35 Portugiesen. Außer Spaniern gab es auch noch Italiener, Vlamen, Deutsche, Franzosen, Neger und Malaien sowie einen Sklaven, den Magelhaens aus Malakka mit nach Hause gebracht hatte, weil er ihn als Dolmetscher brauchte.

Von den Teilnehmern muß besonders der Italiener Francisco Pigafetti erwähnt werden, weil ihm die Nachwelt die sehr eingehenden Berichte über diese merkwürdige Fahrt zu verdanken hat. Er war ein italienischer Edelmann, der ganz zufällig gerade zu der Zeit nach Spanien gekommen war, als die Vorbereitungen getroffen wurden. Er begeisterte sich so für das Großartige und Neue des Unternehmens, daß er sich sofort als Freiwilliger meldete und auch angenommen wurde. Später erwies er sich als ausgezeichneter Reisekamerad, als zuverlässiger und scharfsinniger Beobachter und als treuer Waffenbruder. Er war auch einer der wenigen, die wohlbehalten zurückkehrten. Seine ausführlichen Tagebuchaufzeichnungen sind die beste Quelle für die vielfältigen Ereignisse und die zahlreichen Beobachtungen dieser ersten Weltreise.

Bei der Ausrüstung der Schiffe ging Magelhaens sehr sorgsam zu Werke. Er versah sich mit allen nautischen Hilfsmitteln, die der damaligen Zeit zur Verfügung standen. Die Waren, die er mitnahm, waren für den Tauschhandel mit den Eingeborenen bestimmt und bestanden zum größten Teil aus wertlosen europäischen Fabrikwaren und Schmuckgegenständen, z. B. Armbändern aus Kupfer und Messing, Messern, kleinen Spiegeln, „Kristallen", d. h. farbigen Glasstücken, Gürteln und Angelhaken.

Die Flotte Magelhaens' bestand, wie schon erwähnt, aus fünf Schiffen, von denen das größte 120 Tonnen faßte. Steuermann war sein Landsmann Gomez, der später durch selbständige Entdeckungsreisen längs der Ostküste Nordamerikas berühmt wurde.

Auf der „Trinidad", dem besten Schiff, führte er selbst das Kommando. Außerdem war sein treuer Schwager, Duarte Barbosa, an Bord der „Trinidad". Ein anderer Portugiese, Juan Serrano, ein Bruder des Freundes Magelhaens', der auf den Molukken weilte, führte das Schiff „Santiago". Die drei anderen Schiffe wurden von spanischen Kapitänen be-

fehligt, die ihrem Führer gegenüber alles andere als freundlich gesinnt waren, da sie ihn als einen Fremden betrachteten. Von diesen dreien hielt sich Juan de Cartagena wieder für etwas mehr als die anderen, da er durch einen Brief des Kaisers zum Stellvertreter des Führers ernannt worden war. Die Schiffe „Conception" und „Victoria" wurden von den Spaniern Quesado und Mendoza geführt, von denen der letztere bereits vor der Abreise wegen Ungehorsams eine ernste Zurechtweisung erhalten hatte.

Unmittelbar vor der Abreise fand in Sevilla in der Kirche Santa Maria de la Victoria ein feierlicher Abschiedsgottesdienst statt. Bei dieser Gelegenheit erhielt Magelhaens als Zeichen seiner Würde eine königliche Standarte überreicht. Er mußte einen Eid ablegen, daß er als treuer Untertan sein Bestes tun würde, um die Expedition zu einem glücklichen Abschluß zu bringen, eine Formalität, die sicher ganz überflüssig war. Ungleich notwendiger war das Gelöbnis der übrigen Befehlshaber und Offiziere, die schwuren, in allem den Befehlen Magelhaens' zu folgen und sich nach seinen Anordnungen zu richten. Leider zeigten später verschiedene durch ihre Handlungsweise, daß sie sich nicht sehr an den Eid kehrten, den sie abgelegt hatten.

Über den Atlantischen Ozean.

Am 10. August 1519 verließ das Geschwader Sevilla und segelte den Guadalquivir bis zur Hafenstadt San Lucar hinunter, wo man einige Tage Aufenthalt nahm, um sich zu verproviantieren. Am Morgen des 20. August wehte ein günstiger Wind. Magelhaens gab den Befehl, die Anker zu lichten, und mit vollen Segeln steuerte die Flotte in den Atlantischen Ozean hinaus. Die bemerkenswerte Reise, auf der die Rätsel des Ozeans endlich gelöst werden sollten, hatte ihren Anfang genommen.

Nach einer Fahrt von sechs Tagen erreichte man die Kanarischen Inseln und ging dort an Land, um Wasser und Holz einzunehmen. Hier wurde Magelhaens ein Brief ausgehändigt, den sein Schwiegervater Diego Barbosa mit einem Schnellsegler abgeschickt hatte und worin er seinen Schwiegersohn vor den spanischen Kapitänen warnte, die die Absicht haben sollten, eine Meuterei zu veranstalten und Magelhaens zu töten. Dieser antwortete jedoch unerschrocken, daß er das Werk, das er vor dem Kaiser übernommen hätte, durchzuführen gedenke, wenn es ihm auch das Leben koste.

Am 3. Oktober verließ das Geschwader die Kanarischen Inseln und nahm den Kurs nach Südwest; aber kaum waren sie auf offene See gelangt, als die Haßstimmung gegen Magelhaens bei einem der unruhigsten spanischen Kapitäne in einer Handlung von offensichtlichem Trotz zur Auslösung kam. Aber der willensstarke, entschlossene Magelhaens zeigte sich seiner Aufgabe gewachsen. Er ließ den aufsässigen Kapitän gefangensetzen und übergab das Kommando einem anderen.

Magelhaens segelte anfänglich ein Stück an der Küste Afrikas entlang und kam bis zur Sierra Leone, denn der Gegenwind wechselte mit Windstille ab. Danach folgten so heftig und so plötzlich Regen und Sturm, daß man zeitweilig ein Kentern fürchtete und sich mit der Notwendigkeit vertraut machte, im Notfalle die Mastbäume kappen zu müssen. Mehrmals gewahrte man jenes elektrische Phänomen, das heute unter dem Namen St.-Elms-Feuer bekannt ist. Damals war die Ursache der elektrischen Entladungen ganz unbekannt, und die Feuerzungen auf den Masten wurden als glückverheißende Zeichen des Himmels aufgefaßt, was in hohem Maße dazu beitrug, den Mut der bedrückten Seeleute zu stärken.

Nachdem man den Äquator passiert hatte, nahm man den Kurs auf Brasilien, und an dem Tage der hl. Lucia, am 13. Dezember, erreichte man die Bucht, an der jetzt Rio de Janeiro liegt. Nach dem Namen des Tages nannte man diesen Hafen

Santa Lucia. Hier stießen die Seefahrer zum ersten Male auf Eingeborene. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß Magelhaens und seine Leute besonders gut empfangen wurden. Der erwähnte Pigafetta berichtet, daß das Gebiet lange Zeit von Trockenheit heimgesucht worden war, daß aber an demselben Tage, an dem die Europäer landeten, ein labender und lange erwarteter Regen fiel. Die Eingeborenen setzten das sofort in Verbindung mit der Ankunft der Fremden und glaubten, daß die Weißen als eine Art von Sendboten des Himmels gekommen seien, um ihnen Erlösung zu bringen.

Daher war es nicht schwer, einen Tauschhandel zustande zu bringen. Die Fahrt über den Ozean hatte mehr als die berechnete Zeit in Anspruch genommen, und Magelhaens war zuletzt genötigt gewesen, die täglichen Rationen an Lebensmitteln einzuschränken. Nun beeilte man sich, das Versäumte nachzuholen, und verschaffte sich außerdem eine sehr nötig gewordene Aufbesserung des Proviantvorrates. Für einige Spiegel, Gürtel, kleine Bandenden und ähnlichen wohlfeilen Tand erhielt man einen wahren Reichtum an Lebensmitteln. Pigafetta erzählt, daß er für einen der Könige aus dem Kartenspiel ein halbes Dutzend Hühner erhielt, und doch waren auch die Eingeborenen zufrieden und fanden, daß sie dabei ein besonders gutes Geschäft abgeschlossen hätten.

Nach einem Aufenthalt von beinahe zwei Wochen in diesem gastfreundlichen Lande setzte man die Reise nach Süden fort, und am 10. Januar 1520 erreichte man die Mündung des La Plata. Magelhaens und seine Leute waren nicht die ersten Europäer, die in diese Gebiete kamen. Vier Jahre vorher war der Entdecker Diaz de Solis dort gewesen, war aber von den Indianern getötet worden. An der Mündung ist dieser riesige Fluß so breit wie eine Meeresbucht. Um sich davon zu überzeugen, daß sich hier keine Straße befand, die das Land durchschnitt, fuhr Magelhaens ein Stück den Fluß hinauf, bemerkte jedoch bald, daß er ständig im Süßwasser segelte, und nahm daher wieder seinen ursprünglichen Kurs

Magelhaens' Tod.
(Nach Jules Verne)

nach Süden auf. Er befand sich nun in vollkommen unbekannten Gewässern und untersuchte daher jede neue Bucht, die er traf, mit großer Genauigkeit, in der Hoffnung, die gesuchte Durchfahrt zu finden.

Es ging auf südlichere Breitengrade zu. Die kalte Jahreszeit stand vor der Tür. Die Kälte wurde mit jedem Tage unerträglicher. Ende März beschloß Magelhaens, sich nach einer passenden Stelle umzusehen, an der man überwintern konnte. Am 31. März fand man in der St. Julians-Bucht einen ganz guten Ankerplatz, weshalb auch Magelhaens bestimmte, daß hier bis auf weiteres Aufenthalt genommen werden sollte. In Anbetracht dessen, daß sie den ganzen langen Winter vor sich hatten, hielt er es für das richtigste, die täglichen Lebensmittelrationen der Besatzung zu verkleinern. Dieser Schritt weckte natürlich unter den Matrosen Unzufriedenheit, und die spanischen Kapitäne, von denen wir ja wissen, daß sie von Anfang an Magelhaens feindlich gesinnt waren, schürten nach bestem Vermögen das Feuer. Das Resultat war, daß man sich mit der Forderung an Magelhaens wendete, entweder die vollen Tagesrationen wiederzubekommen oder augenblicklich heimzukehren. Es schien ihnen höchst zweifelhaft, ob man jemals die Durchfahrt finden würde, die man suchte; vielleicht erstreckte sich das Land bis zum Südpol hinunter, und man lief die größte Gefahr, vor Kälte und Hunger umzukommen.

Magelhaens antwortete, wie es zu erwarten war, daß er vor dem Kaiser den Eid abgelegt habe, alles zu tun, was in seiner Macht stände, um die Reise durchzuführen, und daß er keineswegs gewillt sei, bereits jetzt die Hoffnung aufzugeben. An der Stelle, an der sie sich jetzt befänden, litten sie keine Not, und wenn der Frühling käme und ein weiteres Vordringen möglich machte, würde es sicher nicht mehr lange dauern, bis die gesuchte Durchfahrt gefunden worden sei. Er hoffe, auch bei seinen Leuten den Mut und die Ausdauer wiederzufinden, die seit jeher die an Ehren reiche spanische Nation ausgezeichnet hätten. Schließlich müßten sie auch daran denken,

daß jedem, der dazu beigetragen hätte, die Expedition zu einem glücklichen Abschluß zu bringen, eine reiche Belohnung von dem Monarchen erwarte.

Die Besatzung gab sich denn auch damit zufrieden, und Magelhaens hoffte, daß die Gefahr für dieses Mal abgewendet sei. Die spanischen Kapitäne schmiedeten jedoch weiter an ihren verräterischen Plänen. Sie versuchten, die Besatzung davon zu überzeugen, daß Magelhaens die Absicht habe, alle an Bord befindlichen Spanier zu töten, um sich dann nach Portugal zu begeben. Und um Ostern machten die Aufrührer in einer Nacht sich zu Herren von drei Schiffen, unter denen sich auch das größte, „Santo Antonio", befand, auf welchem man den gefesselten Juan de Cartagena befreite. Magelhaens befand sich in einer mehr als verzweifelten Lage, aber mit Mut und Entschlossenheit gelang es ihm, sich aus der Klemme zu ziehen.

Von der Besatzung seines Schiffes wählte er sechs zuverlässige und unerschrockene Leute aus und schickte sie, mit dem treuen Espinoza an der Spitze, gut bewaffnet und mit sehr genauen Verhaltungsmaßregeln an Bord der „Victoria", die von dem Rebellen Mendoza kommandiert wurde. Als sie an Bord des Schiffes gekommen waren, überbrachte Espinoza seinen Befehl, der dahin ging, daß Mendoza sich unverzüglich auf die „Trinidad" zu begeben habe, wo der Oberbefehlshaber mit ihm zu sprechen wünsche. Aber Mendoza schüttelte nur mit dem Kopf und schmunzelte freundlich, als wolle er sagen: „Nein, so leicht lasse ich mich doch nicht in die Falle locken." Im nächsten Augenblick lag er sterbend auf dem Deck, von dem Dolche Expinozas in die Kehle getroffen. Gleichzeitig wurde das Schiff von fünfzehn Mann geentert, an deren Spitze der Schwager Magelhaens', Duarte Barbosa, stand. Die Besatzung ergab sich danach ohne weiteres Blutvergießen und gelobte Magelhaens Treue. Durch einen schnellen Streich wurden dann die anderen rebellischen Schiffe zurückerobert, was um so leichter war, als die Besatzung sich

so gut wie passiv verhielt. Queseda wurde ohne Schonung hingerichtet. Cartagena und einige andere der Verschworenen wurden streng gefangengehalten und später, als die Schiffe die St.-Julians-Bucht verließen, an Land gebracht und am Ufer zurückgelassen. Die Disziplin war wiederhergestellt. Magelhaens hatte gezeigt, daß mit ihm nicht zu spaßen war, und seitdem wagte es niemand mehr, sich ihm zu widersetzen.

In der folgenden Zeit tat Magelhaens alles, um die Besatzungen in voller Beschäftigung zu erhalten. Mehrere Schiffe mußten notwendig repariert werden. Das wurde nun gründlich ausgeführt. Ende April wurde Serrano mit einem kleineren Schiffe nach Süden geschickt, um die Küste näher zu untersuchen. Nachdem er den Fluß passiert hatte, der später den Namen Santa Cruz erhielt, wurde er jedoch von einem gewaltigen Sturm überrascht, der das Schiff an die Küste trieb, wo es strandete und vollkommen zerstört wurde. Wie durch ein Wunder wurden alle, die sich an Bord befanden, gerettet, aber sie befanden sich an einer öden und ungastlichen Küste, und es blieb ihnen kein anderer Ausweg, als zu versuchen, zu Lande zu ihren Kameraden an der St.-Julians-Bucht zurückzukehren. Ein breiter Fluß versperrte ihnen jedoch bald den Weg. Auf einem Floß, das man in aller Eile aus einigen Planken zusammengezimmert hatte, gelang es zweien von ihnen, über den Fluß zu setzen und nach vielen Mühen und Beschwerden das Geschwader wieder zu erreichen. Magelhaens schickte sofort eine Hilfsexpedition aus, um die übrigen zu holen. Als diese schließlich zu ihren Kameraden an Bord der Schiffe zurückgebracht wurden, waren sie dermaßen von Hunger und Kälte mitgenommen, daß sie kaum wiederzuerkennen waren.

Zwei Monate lag Magelhaens mit seinen Schiffen in der St.-Julians-Bucht, ohne daß sich Eingeborene gezeigt hatten. Gleich nach seiner Ankunft hatte er vier Mann ausgeschickt, um das Land zu erkunden und mit den Eingeborenen freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Diese vier

marschierten auch ein gutes Stück in das Land hinein und bestiegen einen Berg, von dem sie eine ausgedehnte Aussicht hatten, aber da sie weder Wasser noch Lebensmittel irgendwelcher Art finden konnten, kehrten sie sehr schnell zurück und berichteten, daß das Land vollkommen öde und unbewohnt zu sein scheine.

Wie sie später erfahren sollten, war dies jedoch nicht der Fall. Pigafetta gibt eine äußerst interessante Schilderung ihrer ersten Begegnung mit den Patagoniern, den Bewohnern dieses Landes, deren ungewöhnliche Körpergröße den kleinen Südeuropäern mächtig imponierte. Die lebhafte Phantasie Pigafettas hat ihm sicher einen Streich gespielt, wenn er von ihnen als den reinen Riesen spricht, aber in der Hauptsache stimmt seine Schilderung wohl mit der Wirklichkeit überein. Wir wollen hören, was der italienische Chronist zu berichten weiß:

„Eines Tages zeigte sich am Ufer plötzlich ein Mann von riesenhafter Größe. Er stand und tanzte, sang und warf sich Sand auf den Kopf. Unser Kapitän schickte darauf einen Matrosen an Land und befahl ihm, die Zeichen und Gebärden des anderen zum Zeichen der Freundschaft und der friedlichen Absichten nachzuahmen. Der Riese verstand ihn und kam mit zu einer kleinen Insel, wo schon der Kapitän und mehrere andere warteten. Er zeigte alle Anzeichen der Verwunderung, uns zu sehen, und reckte einen Finger nach oben, als wolle er andeuten, daß er glaube, wir seien vom Himmel gekommen. Dieser Mann war so groß, daß wir ihm nur bis zur Mitte reichten, doch war er von ziemlich schöner Gestalt. Er hatte ein breites Gesicht, das um die Augen mit roten und gelben Ringen, auf den Wangen aber mit zwei Flecken in Herzform bemalt war. Sein dünnes Haar war von weißer Farbe. Seine Kleider waren aus Häuten zusammengenäht, die von einem Tiere stammten, das in diesem Lande, wie wir später Gelegenheit hatten zu beobachten, sehr häufig

vorkommt*). Dieses Tier hat einen Kopf und Ohren wie ein Maulesel, einen Körper wie ein Kamel und Beine wie ein Hirsch. Das Tier hat einen Schwanz wie ein Pferd und wiehert auch wie ein solches. An Stelle von Schuhen hatte der Mann auch seine Füße mit den Fellen dieser Tiere umwickelt. In der Hand hielt er einen kurzen und kräftigen Bogen, zu dem er Pfeile trug, die wie die unsrigen aus Rohr mit einer Feder an dem einen Ende bestanden, aber sie trugen eine Spitze aus Feuerstein anstatt aus Eisen.

Der Kapitän gab dem Riesen zu essen und zu trinken. Unter anderen kleinen Dingen zeigten wir ihm auch einen Spiegel. Da er keinen Begriff von einem solchen Ding hatte und darin zum ersten Male sein Bild sah, fuhr er erschrocken zurück und warf dabei vier von uns, die hinter ihm standen, um. Wir gaben ihm einige Gürtel, einen kleinen Kamm, einen Spiegel und einige Glasperlen. Dann setzten wir ihn wieder an Land und ließen ihn von einigen Soldaten begleiten. Einer der Begleiter des Riesen hatte nicht mit an Bord folgen wollen, aber als er nun den anderen zurückkehren sah, eilte er zu der Stelle, wo sich die anderen befanden. Als die Unsrigen die Küste erreichten, war dort bereits eine ganze Schar versammelt, und sie fingen an zu tanzen und zu singen, während sie mit dem Finger nach dem Himmel zeigten und ein Mehl aus Pflanzenwurzeln vorzeigten, das sie in Lehmgefäßen aufbewahrten und das ihnen sicher zur Nahrung diente.

Sechs Tage später sahen einige unserer Leute, die gerade dabei waren, Bäume zu fällen, einen anderen Riesen, der wie der erste gekleidet und auch in derselben Weise mit Bogen und Pfeilen ausgerüstet war. Während er sich den Männern näherte, schlug er sich auf den Kopf und auf den Körper und erhob die Hände gen Himmel. Die Matrosen machten seine Bewegungen nach. Als der Kapitän davon hörte, schickte

*) Hiermit wird auf das Guanako hingedeutet, das zu der Familie der Lamas gehört und noch heute in Patagonien gefunden wird.

er ein Boot an Land, um den Mann zu der kleinen Insel holen zu lassen, die in dem Hafen liegt. Dieser Mann war noch größer und von noch schönerem Wuchs und trug auch ein ruhigeres Wesen zur Schau. Doch hüpfte und sprang er vor Freude so kräftig, daß seine Füße in dem Sande mehrere Fuß tiefe Zeichen hinterließen. Er blieb einige Tage bei uns. Wir lehrten ihn, die Worte Jesus, Pater noster und mehrere andere auszusprechen, und er sprach sie uns nach, aber mit sehr starker Stimme. Wir tauften ihn und nannten ihn Johannes. Der Kapitän gab ihm ein Hemd, eine Weste, ein Paar Hosen, einen Spiegel, einen Kamm, Gürtel und mehrere andere kleine Dinge. Dann zog er zu den Seinen zurück und schien mit uns äußerst zufrieden zu sein. Am nächsten Tage kehrte er zurück und verehrte dem Kapitän eines der oben erwähnten großen Tiere. Dann erhielt er noch weitere Gaben und gab uns dafür andere Geschenke. Nach diesem Tage aber kam er nicht mehr."

Südlich um Amerika.

Ende August fing das Wetter an milder zu werden. Magelhaens sehnte sich danach, nach Süden zu kommen, und beschloß, unter Segel zu gehen. Er hatte nur noch vier Schiffe — die „Santiago" war ja verlorengegangen —, aber jetzt unter dem Kommando von Kapitänen, denen er völlig vertrauen konnte. Einer von ihnen war sein Vetter, ein anderer Duarte Barbosa, sein Schwager. Leider geriet die Flotte bald in einen Sturm, und in der St.-Cruz-Bucht mußte man einen Aufenthalt von mehreren Wochen nehmen, um die Schiffe zu reparieren. Erst am 18. Oktober war man in der Lage, die Reise nach Süden fortzusetzen. Aber nun war Magelhaens auch der Durchfahrt, die er suchte, näher, als er selbst ahnte. Eine Fahrt von drei Tagen führte ihn zu der Straße, die später seinen Namen tragen sollte. Am 21. Oktober wurde eine Landenge erreicht, die man nach dem Kalendertag Ursula die Landzunge der

11 000 Jungfrauen nannte. Hinter derselben wurde man einen tiefen Einschnitt in die Küste gewahr. Das Flaggschiff führte, aber bald sah Magelhaens ein, daß es ratsamer sei, zwei von den anderen Schiffen auszusenden, damit sie die Bucht vorerst näher untersuchten. Ein kräftiger Sturm trieb sie gegen das Land. Die Männer auf den Schiffen glaubten sich bereits verloren und dem Tode nahe, als sich plötzlich eine Öffnung zeigte, durch die sie hindurchschlüpfen konnten. Sie fuhren nun weiter und kamen durch eine ganze Reihe schmaler und breiter Sunde bis zu einer großen Mündung, die in den Ozean hinausführte.

Das Ziel ihrer Erkundungsfahrt war damit erreicht, und sie kehrten zurück, um Magelhaens die freudige Nachricht zu überbringen. Zwei lange Tage hatte dieser mit verständlicher Spannung auf ihre Rückkehr gewartet. Man kann sich nun leicht seine Freude vorstellen, als die Schiffe mit wehenden Wimpeln und festlichen Kanonenschüssen auftauchten. Magelhaens rief nun seine Kapitäne und Lotsen zusammen und fragte sie, ob sie der Meinung seien, daß man jetzt umkehren und nach Hause segeln oder ob man die Reise nach dem Westen fortsetzen sollte. Eine hoffnungsvolle Stimmung beherrschte alle, da der Sommer mit seinem milden Wetter bevorstand. Allein sie ahnten nicht, daß der längste Teil der Reise noch vor ihnen lag. Wie hätten sie sich nun dazu entschließen können, mit leeren Händen heimzukehren, da sie glaubten, die Reichtümer und Herrlichkeiten der berühmten Gewürzinseln beinahe in Reichweite zu haben. Mit einer einzigen Ausnahme stimmten daher alle dafür, daß die Reise fortgesetzt würde. Dieser einzige, der anderer Meinung war, war der Lotse Gomez. Er hielt ihnen vor, daß sie nur noch für drei Monate Proviant hätten, daß man nicht wissen könnte, wie lang der Weg vor ihnen sei, und daß es möglicherweise den gewissen Tod aller der an Bord Befindlichen bedeuten würde, wenn die Schiffe durch Sturm oder Windstille aufgehalten würden.

Magelhaens entschied die Sache so, wie es zu erwarten war. Er teilte ihnen mit, daß er die Aufgabe, mit der ihn der Kaiser betraut hatte, fortzuführen und zu vollenden gedenke, wenn man auch dazu genötigt sein würde, das Leder, das die Enden der Taue verkleidete, aufzuessen. Alle Schiffe steuerten darauf in die Straße hinein. Das Land auf beiden Seiten zeichnete sich durch eine großartige, aber öde Natur mit hohen schneebedeckten Bergen aus. Auf der südlichen Seite nahm man mehrmals mächtige Feuersäulen wahr. Nach diesen gab Magelhaens dem Lande den Namen Feuerland. Einige meinten, daß es den nördlichsten Teil eines großen Kontinents bilde, aber Magelhaens gab seiner festen Überzeugung Ausdruck, daß es nur eine Ansammlung von Inseln sei, was sich auch später als richtig herausstellte.

Kap Froward heißt jetzt die südlichste Spitze des amerikanischen Festlandes. Dort biegt die Straße jäh nach Nordwesten ab. Der südliche Teil wird von mehreren Inseln begrenzt, zwischen denen man natürlich eine Anzahl von Wasserwegen findet, unter denen es schwierig war, den richtigen zu wählen. Einer verlief in südlicher Richtung. Der Sicherheit wegen schickte Magelhaens die beiden Schiffe „Conception" und „Santo Antonio" diesen Weg, während er selber im Nordwesten suchte. Die anderen hatten Befehl, binnen drei Tagen wieder zurückzusein.

Nun traf Magelhaens das ernsteste Mißgeschick seiner Reise. Der Lotse Gomez war mit an Bord des „Santo Antonio". Wie erwähnt, war er der einzige, der für eine Rückkehr nach Spanien gestimmt hatte. Dieser Rat war nicht allein von der Vorsicht diktiert worden. Gomez hatte sich selbst mit dem Gedanken getragen, eine Expedition nach den amerikanischen Gewässern zu unternehmen, fühlte sich aber von Magelhaens beiseitegedrängt und nährte deshalb insgeheim einen großen Haß gegen diesen. Als der „Santo Antonio" von dem übrigen Geschwader getrennt worden war, benutzte er die Gelegenheit, um seinen lange gehegten Plan in die

Tat umzusetzen. Mit Hilfe einiger Mitverschworenen überrumpelte er Mesquita, den Kapitän des Schiffes, der der Vetter Magelhaens und diesem treu ergeben war. Mesquita wurde gefangengesetzt, und die „Santo Antonio" kehrte nach Spanien zurück.

Verschiedene Tage wartete Magelhaens auf den „Santo Antonio" und schickte sogar die „Victoria" bis zu dem Eingang der Straße zurück, um Nachforschungen anzustellen; als aber dieses Schiff unverrichteter Sache zurückkehrte, blieb ihm kein anderer Ausweg übrig, als die Reise mit den drei übriggebliebenen Schiffen fortzusetzen. Ohne Zweifel empfand er es als einen harten Schlag, daß er gerade jetzt, wo er seinen ersten wirklichen Sieg errungen hatte, einem neuen Verrat begegnen mußte. Der Verlust des „Santo Antonio" führte auch eine fühlbare Verminderung der Handelswaren und des Proviantes herbei; außerdem gingen während der Nachforschungen viel kostbare Zeit und besonders Proviant verloren.

Aber wenn auch die Aufgabe nun noch schwerer geworden war, so verlor doch Magelhaens nicht den Mut. Während er auf die ausgeschickten Schiffe wartete, ließ er ein Boot in die Straße nach Nordwesten einfahren. Nach Verlauf einiger Tage kehrte es mit der erfreulichen Nachricht zurück, daß bei einer gewissen Landspitze die Straße ihr Ende erreicht habe und daß dahinter das mächtige Meer läge. Am 28. November 1520 passierte er „diese mit Sehnsucht erwartete Landspitze", wie er sie nannte (das jetzige Kap Piller). Vor seinen Augen breitete sich die gewaltige Fläche des Stillen Ozeans aus.

Die Straße, nach der vor ihm so viele vergebens gesucht, hatte also Magelhaens gefunden und durchsegelt. Wenn man die Zeit abrechnet, die mit dem Warten und der Suche nach dem „Santo Antonio" verging, so hatte diese Durchfahrt nicht mehr als zwölf Tage beansprucht, was an und für sich eine Seemannstat von Rang darstellt. Als Beispiel kann erwähnt werden, daß die nächsten Nachfolger Magelhaens' eine bedeu-

tend längere Zeit dazu gebrauchten, einer von ihnen nicht weniger als vier Monate.

Der Stille Ozean.

Voll schönster Erwartungen steuerte Magelhaens nun in das Meer hinaus, das nur von einer schwachen südöstlichen Brise gekräuselt wurde. Zu Anfang hielt er einen fast genau nördlichen Kurs ein, um so bald wie möglich in mildere Gebiete zu kommen. Die Zeit der Stürme war vorbei. Ein günstiger Passat füllte die Segel, und die Schiffe schossen in guter Fahrt vorwärts. Im Vergleich zu den Schwierigkeiten, mit denen sie bisher zu kämpfen gehabt hatten, schien es den Seefahrern, daß sich die Reise jetzt zu einer einzigen Lustreise gestaltete, und sie nannten das Meer den Stillen Ozean, ein Name, den es bis heute behalten hat.

Am 16. Dezember änderte Magelhaens den Kurs und steuerte nun nach Nordwesten in der Richtung auf das verheißene Ziel, die Molukken, zu, die er innerhalb kurzer Zeit zu erreichen hoffte. Aber ein Tag verging nach dem anderen, und die Tage wurden zu Wochen, ohne daß sich die Szenerie veränderte: Auf allen Seiten und an jedem Tage ein Meer, das ohne Grenzen zu sein schien, und darüber wölbte sich ein tiefblauer Himmel. Erst am 24. Januar, nach einer Fahrt von beinahe zwei Monaten, bekam man eine kleine Insel mit einigen Bäumen am Horizont in Sicht. Sofort hielt man darauf zu, aber zu ihrer großen Enttäuschung entdeckten Magelhaens und seine Leute, daß die Insel unbewohnt war und sich sozusagen lotrecht aus dem Meere erhob, so daß man keinen Ankerplatz finden konnte. Sie nannten die Insel San Paolo. Es blieb also nichts anderes übrig, als den alten Kurs wiederaufzunehmen und weiterzufahren. Elf Tage danach meldete der Ausguck auf dem ersten Schiff aufs neue „Land in Sicht". Es war eine zweite Insel, gleichfalls un-

bewohnt. Hier ging man an Land, fand aber weder Wasser noch Früchte irgendwelcher Art. Dagegen fand man Haie im Überfluß und nannte die Insel darum die Haiinsel. Man nimmt an, daß es die Insel war, die jetzt den Namen Flint führt.

Wieder mußte man den Kurs in das offene Meer hinaus nehmen, und man tat es mit Gefühlen, die alles andere als freudig waren. Die täglichen Lebensmittelrationen waren kleiner und kleiner geworden, und der Rest, der noch übrig war, befand sich in jämmerlichem Zustande. Pigafetta schreibt darüber: „Wir aßen es doch, jedes bißchen, das übrig war: Schiffszwieback, der in Wirklichkeit keiner war, sondern eine übelriechende mit Maden überfüllte Masse. Wir litten in einem solchen Maße Not, daß wir das Leder, das um die Taue gewickelt war, verzehrten. Sonne und Wind hatten es sehr hart gemacht, und wir mußten es daher erst aufweichen, indem wir es vier oder fünf Tage in Salzwasser liegen ließen. Danach schnitten wir es in Stücke und kochten diese in Asche. Einige versuchten sogar, Sägespäne zu essen. Ratten wurden als ein Leckerbissen betrachtet, und der, der eine Ratte fing, konnte sie jederzeit für einen halben Dukaten eintauschen."

Es dauerte daher auch nicht lange, bis sich die Folgen dieser Entbehrungen zeigten. Skorbut und andere Krankheiten breiteten sich unter der Mannschaft aus, viele erlagen ihrem Leiden, und ihre Kameraden mußten ihre Leichen in die Wogen des Stillen Ozeans versenken. Aber immer weiter, immer weiter mit unverändertem Kurse setzte die kleine Flotte die Reise mit günstigem Wind fort. Wie eifrig hielten sie Tag für Tag Ausschau, diese armen Seeleute, um einen Schimmer von Land zu entdecken. Es war, als ob die gewaltige Meereswüste niemals ein Ende nehmen wollte. Den Äquator hatte man bereits vor einem Monat passiert. Endlich, am 6. März, tauchten einige Inseln am Horizont auf.

Magelhaens steuerte sofort darauf zu, und zu seiner großen Freude entdeckte er, daß sie bewohnt waren, weshalb er erwarten konnte, daß sie dort sowohl Wasser wie auch Lebens-

mittel erhalten würden. Der Empfang gestaltete sich jedoch ganz anders, als er es erwartete. Die Eingeborenen ruderten den Schiffen in ihren Kanoes entgegen, ohne die geringsten Anzeichen von Furcht zu zeigen, und kletterten an Bord. Sie zeigten sich ziemlich aufdringlich und stahlen alle losen Gegenstände, in deren Nähe sie kamen. Zuletzt stahlen sie sogar eine Jolle des Admiralschiffes, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre es zu einem Handgemenge gekommen. Darum ließ Magelhaens einige Kanonen abfeuern, und der Krach schlug die Wilden in die Flucht.

Am nächsten Tage ging Magelhaens mit fünfzig bis sechzig bewaffneten Männern selbst an Land, um die gestohlene Jolle und Lebensmittel zu holen. Die Wilden hatten sich auf einem kleinem Hügel versammelt und empfingen die Fremden mit Steinwürfen. Mit einigen Gewehrsalven wurden sie jedoch in den Wald gejagt, und die Seeleute brachen in ihre Stadt ein und nahmen alles, was sie an Lebensmitteln fanden. Es gelang auch, die Jolle wieder mit zurückzubringen. Dem größten Mangel an Lebensmitteln war nun abgeholfen, aber Magelhaens konnte unmöglich bei der feindseligen Haltung der Eingeborenen hier an einen Aufenthalt für die Kranken und Geschwächten unter der Besatzung denken. Es blieb ihm darum kein anderer Ausweg, als wieder weiterzusegeln. Die Inseln, deren Bevölkerung ihn durch ihre diebische Aufdringlichkeit belästigt hatte, nannte er die „Diebsinseln" (Ladronen), wie sie noch heutigen Tages heißen.

Die drei Schiffe setzten nun die Fahrt mit einem genau westlichen Kurse fort. Der Gesundheitszustand auf den Schiffen besserte sich zusehends dank den Früchten und dem Gemüse, die man erbeutet hatte. Nach der Fahrt von einer Woche lief man die Philippinen an, die Magelhaens nach dem Namen des Kalendertages den St.-Lazarus-Archipel nannte. Zusammen mit seinen Leuten ging er an Land, wo ein Zelt für die Kranken aufgeschlagen wurde. Zwei Tage danach, es war am 18. März, kam ein Boot mit Eingeborenen von der nahen Insel Sulasan

auf Besuch. Diese zeigten sich von sehr freundlicher Gesinnung und brachten willkommene Gaben mit, Fisch, Früchte und Palmwein. Magelhaens war außerordentlich froh über diesen freundlichen Empfang und machte ihnen verschiedene Geschenke, wie Spiegel, rote Mützen, Gürtel u. ä. Die Freundschaft wurde durch einen Besuch besiegelt, den die Eingeborenen auf den Schiffen abstatteten, auf denen sie Magelhaens selbst herumführte. Als aber Magelhaens eine Kanone abfeuern ließ, waren sie so erschrocken, daß sie ins Meer springen wollten. Einige Tage später kamen sie zurück und brachten riesige Mengen Lebensmittel mit, darunter auch Bananen, mit denen die Spanier hier zum ersten Male Bekanntschaft machten. Pigafetta beschreibt sie als „einen Fuß lange Feigen". Auch Kokosnüsse befanden sich unter den Geschenken, und diese waren besonders willkommen, da die Kokosnußmilch ein ausgezeichnetes Mittel gegen Skorbut ist. Magelhaens ging jeden Tag selbst an Land, um nach den Kranken zu sehen. Er freute sich darüber, daß sie dank der Pflanzenkost und der Ruhe bald ganz geheilt sein würden.

Am 25. März lichtete die Flotte die Anker und segelte weiter zu einer größeren Insel in derselben Inselgruppe, zu der Insel Mazzaba. Der König der Insel kam selbst mit acht seiner vornehmsten Leute den Fremden in einem Boot entgegen. Nun konnte Magelhaens den malaiischen Sklaven gebrauchen, den er von Malakka mit sich genommen hatte, denn dieser sprach eine Sprache, die die Eingeborenen verstanden, so daß er als Dolmetscher dienen konnte. Kolambu — so hieß der König auf Mazzaba — brachte verschiedene Geschenke mit und erhielt dafür von Magelhaens eine türkische Weste aus rotem und gelbem Tuch und eine Mütze aus Scharlach, während seine Begleiter Messer und Spiegel bekamen. Dann wurden sie auf den europäischen Schiffen herumgeführt, und es wurden auch einige Kanonenschüsse abgefeuert, was natürlich auf diese Naturmenschen einen großen Eindruck machte.

„Dann", erzählt Pigafetta, „ließ Magelhaens einen von uns sich mit seiner Rüstung bekleiden und befahl drei anderen, ihn mit Schwert und Dolchen anzugreifen, um dem König zu zeigen, daß ein Mann, der so ausgerüstet war, unverwundbar sei, was diesen über die Maßen verwunderte." Der König lud darauf Magelhaens ein, einige von seinen Leuten an Land zu schicken, damit er ihnen sein Reich zeigen könne. Pigafetta befand sich unter diesen. Er spricht in sehr anerkennenden Worten von dem gastfreien Empfang, der ihnen zuteil wurde. Was sie namentlich interessierte, waren die vielen Goldsachen, die sie bei dem König sahen. Sie taten einige Fragen wegen des Vorkommens von Gold, und er erzählte ihnen, „daß auf der Insel Goldklumpen so groß wie Nüsse gefunden würden; man gewinne sie, indem man den Sand, in dem sie vorkämen, sorgfältig siebe. Alle Gefäße und ein Teil der Ausschmückung seines Hauses seien aus diesem Metall angefertigt." Die Abgesandten wurden mit vielen eigentümlichen Gerichten bewirtet. Pigafetta beklagt sich in scherzhafter Weise, daß er es nicht habe umgehen können, Fleisch zu essen, obgleich es Karfreitag war.

Am Osterfeiertag wurde eine feierliche Messe auf dem Lande abgehalten, worauf sich Magelhaens mit seinen Schiffen zu der Insel Zebu begab, die einige Tagereisen weiter nach Westen liegt; dort hoffte er Gelegenheit zu finden, seinen Tauschhandel noch weiter zu betreiben. Der König der Insel wollte sich jedoch zu Anfang nicht darauf einlassen, ohne daß die Fremden Steuer bezahlten; aber nachdem ihn der Dolmetscher darüber aufgeklärt hatte, daß der König von Spanien, dessen Untergebene sie seien, einer der mächtigsten Herrscher der Erde sei, der niemandem Tribut bezahlte, verzichtete er bereitwillig auf die Erfüllung seines Wunsches und schloß sogar mit dem König von Spanien eine Art Bündnis ab. Magelhaens verstand es bald, den Inselkönig für sich zu gewinnen, und ein lebhafter Tauschhandel kam in Gang, bei dem man für zahlreiche Kleinigkeiten eine nicht geringe Menge Gold und Lebensmittel der verschiedensten Art einhandelte.

Magelhaens war ein frommer Katholik, dem es sehr darum zu tun war, auf seiner Entdeckungsreise möglichst viele Heiden für den christlichen Glauben und die alleinseligmachende Kirche zu gewinnen. Als er mit den Eingeborenen auf vertrauterem Fuße stand, benutzte er die Gelegenheit, um mit ihnen über den Gott der Christen und die Ohnmacht ihrer eigenen Götter zu sprechen. Die vielen feierlichen Zeremonien, die den Gottesdienst begleiteten, der im Beisein des Volkes abgehalten wurde, machten sicher auch einen mächtigen Eindruck auf sie. Jedenfalls verbrannten der König und viele seiner Männer ihre Götzen und erklärten sich bereit, zum Christentum überzutreten. In verkürzter Form sei hier die Schilderung Pigafettas von dem feierlichen Akt der Taufe angeführt:

„Am Sonnabend, dem 13. April, wurde auf dem Markt eine Tribüne errichtet, die mit Tuch und Palmblättern geschmückt war, damit man auf ihr die Taufe vornehmen konnte. Am folgenden Morgen, dem Sonntag, gingen wir, an Zahl vierundzwanzig, an Land, außerdem waren zwei in vollem Harnisch, die voranschritten und die königliche Standarte trugen. Als sich der Kapitän (Magelhaens) und der König begegneten, umarmten sie einander. Danach stiegen wir fröhlichen Mutes auf die Tribüne, wo sich der Kapitän und der König auf Stühle setzten, die mit rotem und violettem Sammet überzogen waren, während die vornehmsten Häuptlinge auf Kissen und die anderen auf Matten Platz nahmen.

Dann sprach der Kapitän mit Hilfe eines Dolmetschers zu dem König und bat ihn, Gott zu danken, daß er ihn hatte Christ werden lassen. Das sollte ihm außer vielen anderen Vorteilen auch den bringen, daß er seine Feinde leichter überwinden könne. Der König antwortete, daß er sehr zufrieden sei, ein Christ geworden zu sein, und daß er sich gerne des erwähnten Vorteils bedienen wollte, um sich bei einigen seiner Häuptlinge, die ihm bis dahin nicht hatten gehorchen wollen, Respekt zu verschaffen. Darauf rief der Kapitän diese zu sich

und zwang sie unter Androhung der Todesstrafe, dem König sofort Gehorsam zu geloben. Dann wurde mitten auf dem Markte ein großes Kreuz angebracht, und der Kapitän befahl allen denen, die darin eingewilligt hatten, sich bekehren zu lassen, daß sie ihre Götzen vernichten und an deren Stelle ein Kreuz anbringen sollten, das sie jeden Tag anzubeten hätten, indem sie morgens und abends davor niederknieten. Er lehrte sie auch, das Zeichen des Kreuzes zu machen, und befahl ihnen, ihre Bekehrung durch gute Taten zu bekräftigen.

Dann nahm der Kapitän den König bei der Hand und führte ihn vorn auf die Tribüne, wo er zugleich mit denen, die bei ihm waren, getauft wurde. In der Taufe erhielt er nach dem Kaiser den Namen Don Carlos. Vor der Messe wurden 500 Eingeborene getauft. Später am Tage ging der Priester mit vielen von uns an Land, um die Königin und viele andere Frauen zu taufen. Wir benutzten dieselbe Tribüne, wo die Königin auf einem Kissen Platz nahm, während die anderen sich um sie herum auf Matten niederließen. Während der Priester sich für die Taufhandlung vorbereitete, zeigte ich (Pigafetta) ihr eine kleine Statuette, die die Mutter Gottes mit dem Jesuskind auf dem Arm darstellte. Weinend bat sie uns, getauft zu werden. Sie wurde mit ihrem ganzen Gefolge getauft. Nach der Mutter des Kaisers erhielt sie den Namen Johanna. Wir tauften an diesem einen Tage ungefähr 800 Männer, Frauen und Kinder. Die Königin bat mich darum, die Statuette mit dem Jesuskind behalten zu dürfen, um sie an Stelle ihrer Götzen zu besitzen, und ich gab ihr dieselbe."

Pigafetta fügt hinzu, daß nach dem Verlauf einer Woche fast die ganze Bevölkerung der Insel getauft war. Es ist selbstverständlich, daß es mit dem Christentum dieser Menschen nicht viel auf sich haben konnte, aber die Missionsgeschichte jener Zeit weist viele Fälle ähnlichen Vorgehens auf. Übrigens war Magelhaens auch bestrebt, in der darauffolgenden Zeit den Eingeborenen die christliche Lehre, so gut er vermochte, auszulegen. Er versprach auch dem König, mit einer so großen

Streitmacht zurückzukehren, daß er den Zebuherrscher zu dem mächtigsten König in allen umliegenden Ländern machen könne. Dadurch hoffte er in diesem einen warmen Anhänger des spanischen Reiches zu gewinnen.

Magelhaens' Tod.

Auch die umliegenden Inseln wollte Magelhaens unter die spanische Oberhoheit bringen. Bald schien sich ihm eine Gelegenheit dazu zu bieten. Auf der in der Nähe liegenden Insel Mactan stritten zwei Häuptlinge um die Macht. Der eine von ihnen wandte sich an Magelhaens mit der Bitte um Hilfe, indem er als Gegenleistung versprach, zum Christentum überzutreten und ein treuer spanischer Untertan werden zu wollen.

Mehrere Männer, die Magelhaens nahestanden, unter ihnen der treue Serrano, rieten ab, sich in die Streitigkeiten der Inselstämme zu mischen und sich in unnötige Kämpfe einzulassen. Aber Magelhaens baute auf seine harnischgekleideten Leute und meinte, daß es für sie eine leichte Sache sein müßte, eine Schar Wilder zu besiegen. Es erschien ihm auch wünschenswert, jetzt schon die Herrschaft Spaniens auf der ganzen Inselgruppe zu befestigen.

Am 26. April segelten drei Schiffsboote unter dem Kommando Magelhaens' selbst nach der Insel Mactan ab. Die kleine Schar Europäer zählte sechzig Mann, die alle gut mit Harnisch, Helm und Schießwaffen bewaffnet waren. Ehe Magelhaens zum Angriff schritt, bot er den Bewohnern unter der Bedingung Frieden an, daß sie sich dem christlichen Könige unterwerfen und die Oberhoheit Spaniens anerkennen sollten; aber er erhielt eine ablehnende Antwort. Im Tagesgrauen des 27. April begann der Kampf. Das Wasser bei der Insel war sehr flach, weshalb Magelhaens mit seinen Leuten ans Land waten mußte. Hier begegnete ihnen der Feind. Es waren ungefähr 1500 Wilde, die in drei Gruppen geteilt waren und nun sowohl

von vorne wie auch von den Seiten angriffen. Die Europäer feuerten von weitem ihre Gewehre ab, aber mit nur sehr geringer Wirkung; denn die Eingeborenen waren so klug, sich hinter den Büschen und dem Gesträuch des Ufers zu verstecken. Bald wurde die kleine Schar Magelhaens' mit einem Stein- und Pfeilregen überschüttet.

Es dauerte nicht lange, bis sich die Eingeborenen darüber klar waren, daß der Harnisch den Körper beschütze, daher richteten sie ihre Speere hauptsächlich gegen Kopf, Arme und Beine. Zu spät sah Magelhaens ein, daß er die Stärke des Feindes unterschätzt hatte. Inzwischen waren einige seiner Leute in die Stadt eingedrungen und hatten einen Teil der Hütten angezündet; aber dies machte die Eingeborenen nur noch erbitterter, und sie griffen mit verdoppelter Heftigkeit an. Es blieb Magelhaens nichts anderes übrig, als seinen Leuten den Befehl zum Rückzug zu den Booten zu geben. Anfangs ging dieser in Ruhe und Ordnung vor sich; aber bald befand sich die kleine Schar in wilder Flucht. Nur ein halbes Dutzend Männer blieb zurück und schloß sich an ihren Führer an. Magelhaens' prächtige Kleidung machte ihn als Anführer leicht kenntlich. Kaum hatten die Eingeborenen dies begriffen, als sie ihre Lanzen und Wurfgeschosse hauptsächlich gegen ihn richteten. Selbst in dieser Stunde der äußersten Gefahr dachte Magelhaens zuerst an seine Mannschaft. Er allein erhielt den Kampf aufrecht, um den Leuten Gelegenheit zu geben, in die Boote zurückzugelangen.

Plötzlich wurde Magelhaens von einer Lanze ins Gesicht getroffen, und schon waren auch die Feinde dicht bei ihm. Er selbst hatte einen Augenblick vorher seine Lanze verloren. Als er nun sein Schwert ziehen wollte, wurde er am rechten Arm verwundet. Als die Feinde sahen, daß er wehrlos sei, stürzten sie sich, ohne einen Augenblick zu zögern, auf ihn und durchbohrten ihn mit ihren Spießen. Außer Magelhaens wurden sieben Mann der Besatzung der Flotte getötet. Die Eingeborenen weigerten sich hartnäckig, den Leichnam

Magelhaens' auszuliefern, und seine Leute bekamen daher keine Gelegenheit, ihrem berühmten Führer die letzte Ehre zu erweisen. An der Stelle, wo der Kampf stattfand, hat man später einen Gedenkstein errichtet, aber den dauerhaftesten Gedenkstein hat er sich doch selbst durch seine allbekannte Tat errichtet.

Von seinen treuen Reisekameraden und Untergebenen wurde Magelhaens die größte Ergebenheit, vereint mit Bewunderung und tiefster Ehrerbietung, entgegengebracht. Pigafetta schreibt von ihm: „Er war in jeder Hinsicht vollkommen und bewies im größten Unglück eine unerschütterliche Standhaftigkeit. Auf dem Meere draußen unterwarf er sich, ebenso wie die Matrosen es auch mußten, den größten Entbehrungen. Er war in größerem Maß als irgend jemand im Lesen und Zeichnen von Seekarten bewandert und auch vollkommen mit jeder Navigation vertraut."

Er fiel, gerade als er vor dem Ziel seiner schönsten Träume stand. Die Reise zu beenden, verursachte nun keine Schwierigkeiten mehr; denn bald kam man in bekannte Gewässer. Unter seiner Führerschaft und dank seiner einzig dastehenden Ausdauer und Willensstärke waren alle die Entdeckungen der Reise gemacht worden. Das, was er unter den ungünstigsten Verhältnissen ausgeführt hatte, war nichts weniger als eine Großtat, die ihn in die vorderste Reihe der Entdeckungsreisenden aller Zeiten stellt.

Auch im Charakter war Magelhaens ein Mann von großem Format. Kein Schandfleck haftet auf seinem Namen. In einer Zeit, die so voll war von bösen und selbstischen Taten, bewies er eine aufopfernde Uneigennützigkeit. Seine letzten Gedanken galten nicht seiner eigenen Sicherheit, sondern der seiner Leute.

Mit Recht muß er daher eine der größten und edelsten Persönlichkeiten seiner Zeit genannt werden.

DIE HEIMREISE NACH SPANIEN.

Die Molukken werden erreicht.

Der König von Zebu hatte sich zum Christentum bekannt und war zu Magelhaens in ein freundschaftliches Verhältnis getreten. Daher kehrten die Spanier nach dem verhängnisvollen Kampf bei Mactan wieder zu seiner Insel zurück. Ihre erste Aufgabe war nun, jemanden zu finden, der nach Magelhaens die Führung übernehmen konnte. Da man niemanden für geeignet hielt, den verantwortungsvollen Posten allein auszufüllen, einigte man sich dahin, das Kommando zwischen Duarte Barbosa, dem Schwager Magelhaens', und seinem Freunde Juan Serrano, die beide erprobte und taugliche Seeleute waren, zu teilen.

Vor dem Angriff auf Mactan hatte Magelhaens auf Zebu einen provisorischen Laden eröffnen lassen, wo ein sehr vorteilhafter Tauschhandel stattfand. Dieser Laden wurde nun abgerissen und die Waren an Bord geführt. Diese Handlung erwies sich jedoch bald als ein Mißgriff, da die Eingeborenen darin ein Zeichen der Furcht sahen. Das Ansehen der Europäer hatte nach dem Ausgang des Kampfes auf Mactan einen schlimmen Stoß erlitten. Der König von Zebu fing bereits langsam an, darüber nachzudenken, wie er sich der Fremden wieder entledigen könnte. Da kam der Sklave Magelhaens', der als Dolmetscher gedient hatte zu ihm, und bot seine Hilfe für die Ausführung eines verräterischen Anschlags an, der den König in den Besitz der Schiffe samt allen ihren Schätzen setzen sollte. Der König war davon ganz entzückt und ging sofort auf den Vorschlag ein.

Einige Tage später schickte der König von Zebu an die beiden Oberbefehlshaber einen Boten, mit der Einladung, mit

ihren höchsten Offizieren an Land zu kommen, um ein Geschenk in Empfang zu nehmen. Ohne einen Verrat zu ahnen, kamen sie in Begleitung von 26 Mann der Aufforderung nach. Keiner von ihnen kam mit dem Leben davon, alle wurden verräterisch hingeschlachtet. Als die an Bord Gebliebenen merkten, was geschehen war, segelten sie so schnell wie möglich von der Insel fort und legten bei Bohol, einer anderen Insel an, wo sie in Sicherheit waren. Hier trafen sie die nötigen Vorbereitungen zur Heimkehr. Die Zahl der Besatzung war jetzt so stark vermindert, daß man nicht länger drei Schiffe bemannen konnte. Eines war außerdem sehr stark von der Fahrt mitgenommen. Man brachte daher das Wertvollste der Ladung auf die beiden anderen Schiffe hinüber, und die „Conception" wurde verbrannt.

Unter denen, die dem Blutbad auf Zebu entgangen waren, befanden sich auch zwei Vertrauensmänner Magelhaens', Juan Carvalho und Espinoza. Von diesen wurde nun der erstere zum Oberbefehlshaber und Kapitän auf der „Trinidad" gewählt, während Espinoza zum Kapitän auf der „Victoria" ernannt wurde. An einem der ersten Tage des Monats Mai waren alle Vorbereitungen beendet, und man stach in See, um das begehrte Ziel, die Molukken, zu erreichen. Auf dem Wege dahin lief man die fruchtbare Insel Paloan an, wo man sich mit Schweinen, Ziegen, Hühnern, Bananen und Zuckerrohr u. a. m. versorgte und sich, im ganzen genommen, wie Pigafetta sagt, wie in einem verzauberten Lande vorkam. Von Paloan ging die Reise nach Borneo weiter, wo die Oberbefehlshaber und ihre rangnächsten Untergebenen in einer feierlichen Audienz mit vielen Zeremonien von dem mächtigen Fürsten oder dem Rajah, wie er genannt wurde, empfangen wurden. Geschenke wurden ausgetauscht, und alles war eitel Freude und Freundschaft.

Aber auch hier lauerte Verrat. Schon am nächsten Morgen früh wurden die spanischen Schiffe umringt. Aber ihre Besatzungen waren auf der Hut. Die Artillerie bewies die Über-

legenheit der europäischen Waffen; die Schiffe verließen den ungastlichen Hafen und stachen in See. Den Teil der Besatzung, der an Land zurückbehalten worden war, überließ Carvalho ohne weiteres seinem Schicksal. Kurze Zeit danach stellte es sich heraus, daß Carvalho Bestechungsgelder angenommen hatte. Dadurch machte er sich unwürdig, den ihm anvertrauten hohen Posten zu bekleiden. Er wurde abgesetzt, und das Kommando auf der „Victoria" wurde von Sebastian del Cano übernommen.

Die Reise nach den Molukken wurde jedoch noch weiter dadurch verzögert, daß man auf einer kleinen Insel an der Nordspitze von Borneo landen und die Schiffe einer gründlichen Überholung unterwerfen mußte, die nicht weniger als sechs Wochen in Anspruch nahm. Am 6. November 1521 sahen die Spanier endlich am Horizont einige Inseln auftauchen. Sie hatten jetzt einen Lotsen an Bord, der die Gewässer kannte, und dieser Mann erklärte, daß die Inseln vor ihnen die Molukken seien.

Nach den Mühen und harten Strapazen zweier Jahre war man nun endlich an das begehrte Ziel gelangt. Der große Gedanke Magelhaens', die Molukken dadurch zu erreichen, daß man nach Westen segelte, war verwirklicht. Man kann leicht die Freude verstehen, die an Bord der Schiffe herrschte und in einem dröhnenden Kanonensalut Ausdruck fand.

Zu den Molukken wurden zu jener Zeit nur die fünf kleinen Inseln gerechnet, von denen besonders Tidor und Ternate genannt werden müssen. Die Molukken waren außerordentlich reich an Produkten, die im Abendlande hoch geschätzt wurden. Besonders die Gewürznelken waren eine begehrte Handelsware. Die Spanier landeten auf der Insel Tidor und wurden von dem König freundlich empfangen, der sofort mit ihnen ein Bündnis schloß, und die Oberhoheit des spanischen Königs anerkannte. Bald war ein für die Europäer überaus vorteilhafter Tauschhandel im Gange. Der König bewies seine Bereitwilligkeit unter anderem dadurch,

daß er von einer nahe liegenden Insel eine Ladung Gewürznelken herbeischaffen ließ, da diese Ware im Augenblick auf der Insel Tidor nicht vorrätig war.

Einige Jahre vorher hatten die Portugiesen auf dem näheren Seewege an der Südspitze Afrikas vorbei diese Inseln erreicht und auf Ternate eine Handelsniederlassung errichtet. Unsere Seefahrer waren indessen überzeugt, daß sie sich in dem Spanien zuerkannten Gebiet befanden. Sie sahen aber voraus, daß über diese Frage ein Streit entstehen würde, was auch wirklich eintraf. Sie versuchten jedoch, die spanische Herrschaft über diese Inseln nach Möglichkeit zu sichern.

Am 18. Dezember waren beide Schiffe, vollbeladen mit kostbaren Gewürzen, zur Heimfahrt gerüstet. Im letzten Augenblick zeigte sich an der „Trinidad" ein Leck. Als dieses ausgebessert war, beschloß man, für die Heimreise getrennte Wege zu wählen. Die „Trinidad" segelte daher östlich in den Stillen Ozean hinaus; das Schiff war jedoch so mitgenommen, daß es nicht sehr weit kam und wieder nach den Molukken zurückkehren mußte. Hier fiel es jedoch in die Hände der Portugiesen. Die Ladung wurde beschlagnahmt, und die Besatzung sollte gefangen nach Hause geschickt werden. Sie wurde jedoch auf lange Zeit an sehr ungesunden Stellen zurückgehalten, wo Krankheiten so furchtbar in ihren Reihen wüteten, daß nur vier von ihnen, unter diesen der Kapitän Espinoza, wieder heimkehrten.

Dagegen verlief die Heimreise für die „Victoria", die von Juan del Cano geführt wurde, glücklicher, wenn auch nicht ohne Gefahren und Unfälle. Die Besatzung bestand nun aus ungefähr 60 Mann, darunter einigen Eingeborenen von den Molukken. Del Cano wollte um das Kap der guten Hoffnung fahren und nahm darum einen südlichen Kurs. Auf diesem Wege besuchte man verschiedene Inseln. Bereits auf Timor mußte man einen längeren Aufenthalt nehmen, um das Schiff zu reparieren und Proviant einzunehmen. Am 11. Februar lichtete man die Anker, und die Fahrt über den Indischen

Ozean begann. Um Begegnungen mit portugiesischen Schiffen zu vermeiden, hielt man einen etwas südlicheren Kurs ein, als es sonst auf den Reisen nach Südafrika der Fall war.

Es wurde eine beschwerliche Reise, besonders da der Proviant zur Neige ging. Als man nur noch Wasser und Reis hatte, verlangten einige Matrosen, daß man die afrikanische Küste aufsuchen sollte. Aber del Cano widersetzte sich diesem Verlangen, solange wie es ging, da er fürchtete, im Falle des Nachgebens eine leichte Beute der Portugiesen zu werden, die die ganze Küste besetzt hielten. Nach einem harten Kampf mit ungünstigen Winden passierte das Schiff das Kap der guten Hoffnung ungefähr am 6. Mai. Aber bald danach brachen unter der Besatzung Skorbut und andere Krankheiten aus, an denen mehr als 25 Mann starben.

Nun gab es keinen anderen Ausweg, als an der nächsten Küste Hilfe zu suchen, selbst auf der Gefahr hin, in die Hände der Portugiesen zu fallen. Am 9. Juli ankerte die „Victoria" bei Santiago auf einer der Kapverdischen Inseln. Den dort befindlichen Portugiesen gegenüber gab man an, daß das Schiff aus Amerika käme. Aber einige Matrosen, die die Erlaubnis erhalten hatten, an Land zu gehen, konnten über die vielen Abenteuer, die sie erlebt hatten, nicht schweigen. Und da sie zugleich versuchten, Gewürze zu verkaufen, war das Geheimnis vollkommen verraten. Die Portugiesen wollten das Schiff beschlagnahmen und behielten die Matrosen an Land zurück. Als del Cano deren Ausbleiben bemerkte, schöpfte er Verdacht und fuhr ohne sie schleunigst ab.

Bei der Ankunft in Santiago machten unsere Seefahrer eine Entdeckung, die sie höchlichst verwunderte. Sie selbst nahmen an, daß es Mittwoch sei, aber die Portugiesen behaupteten mit Bestimmtheit, es wäre Donnerstag. Pigafetta schreibt darüber: „Wir konnten unmöglich annehmen, daß wir uns um einen Tag geirrt haben sollten. Ich selbst war einer von denen, die darüber am meisten erstaunt waren, denn ich war

auf der ganzen Reise bei guter Gesundheit gewesen, hatte tagtäglich mein Tagebuch geführt und auch beständig darin die Wochentage angeführt. Später erfuhren wir, daß der Unterschied nicht ein Fehler in unserer Berechnung war, sondern allein davon herrührte, daß wir rund um die Erde von Osten nach Westen gesegelt waren, indem wir dem Laufe der Sonne folgten. Infolgedessen hatten wir Tag und Nacht einmal weniger gehabt als diejenigen, die ununterbrochen an derselben Stelle geblieben waren."

Die dreizehn Matrosen, die in Santiago zurückgelassen werden mußten, wurden kurze Zeit darauf von den Portugiesen heimgeschickt, ohne daß sie irgendwelchen Schaden erlitten hatten. Die Besatzung der „Victoria" war nun so klein, daß man nur mit der allergrößten Mühe das Schiff manövrieren konnte. Der an Bord genommene frische Vorrat hatte jedoch den Gesundheitszustand gebessert. Zudem war die Leidenszeit vorbei.

Am 6. September 1522 wurde die sehnsuchtsvoll erwartete Küste der Heimat mit Jubelrufen begrüßt. An demselben Tage ging die „Victoria" in der Hafenstadt San Lucar vor Anker, und am 8. September lag das Schiff auf der Reede von Sevilla. Die erste Weltumsegelung war vollbracht. Beinahe drei Jahre waren seit der Zeit vergangen, als Magelhaens mit fünf Schiffen und ungefähr 250 Mann Besatzung die Heimat verlassen hatte. Von dem stolzen Geschwader war nur noch ein hart mitgenommenes Schiff mit 18 Mann an Bord übrig. Wieviel Anstrengungen, Kämpfe und Leiden hatten diese Männer hinter sich — aber das große Ziel war erreicht! Als die Besatzung des Schiffes in feierlicher Prozession zur Kirche schritt, um Gott für den Erfolg zu danken, wurde ihr von einer großen Menge bewundernd zugejubelt.

Ein erhebender Tag war es auch, als die tapferen Seeleute mit del Cano an der Spitze in einer feierlichen Audienz vom Kaiser empfangen wurden. Magelhaens selbst war es nicht vergönnt gewesen, den Siegeslohn zu empfangen. Ihm ge-

bührte jedoch zuallererst die Ehre. Er hatte den kühnen Entschluß gefaßt und auch die eigentlichen Entdeckungen durchgeführt. Andererseits war es natürlich, daß der Mann, der bei der Heimkehr das Kommando führte, eine würdige Belohnung erhielt. Juan Sebastian del Cano wurde in den Adelsstand erhoben, und es wurde ihm ein Wappen verliehen, das für seine Nachkommen in späteren Zeiten von der großen Tat Zeugnis ablegen sollte. Auf dem Schild war nämlich eine Erdkugel mit der Inschrift abgebildet: „Primus circumdedesti me" (Du bist der erste, der mich umsegelt hat). Außerdem wurde ihm eine jährliche Pension von 500 Dukaten zuerkannt. Die übrigen Teilnehmer erhielten zur Belohnung Pensionen und Geschenke.

Ein Mann, der besonderen Grund hatte, sich über die glückliche Heimkehr der „Victoria" zu freuen, war Mesquita, der Freund Magelhaens', der damals gefangengesetzt worden war, als der Lotse Gomez sich durch einen Handstreich des Schiffes bemächtigte, um die Expedition zu verlassen und von der Magelhaensstraße nach Hause zu segeln. Als das Schiff in Spanien ankam, wurde er weiter gefangengehalten. Man wollte die Heimkehr der übrigen Expedition abwarten, zu welcher Zeit dann eine Untersuchung angestellt werden sollte. Nun wurde Mesquita natürlich sogleich losgelassen und erhielt seinen Anteil an den kaiserlichen Belohnungen. Außer anderen Geschenken erhielt jeder Teilnehmer an der Fahrt einen gewissen Teil der mitgebrachten Gewürze, und es stand ihm frei, sie auf eigene Rechnung zu verkaufen.

Welchen großen Wert eine Ladung Gewürze zu jener Zeit hatte, geht am besten aus der Tatsache hervor, daß der Verkauf der Ladung, die die „Victoria" heimbrachte, einen so reichen Gewinn ergab, daß nicht nur alle Unkosten, die mit der Expedition verbunden waren, dadurch gedeckt wurden, sondern daß sich sogar noch ein ansehnlicher Überschuß ergab. Wie oben erwähnt, führte die „Victoria" auch einige Eingeborenen von den Molukken mit sich. Einige Jahre

später, als die nächste Handelsexpedition abgeschickt wurde, erhielten sie die Erlaubnis, zurückzukehren, bis auf einen, der zuviel in den Läden herumspioniert und die Preise der Gewürze ausgekundschaftet hatte. Die Behörden fürchteten nämlich, daß der Einkaufspreis ganz bedeutend steigen würde, wenn man draußen im Osten erfuhr, wie übermäßig hoch man im Abendland Gewürze bezahlte.

Der neue Weg, den Magelhaens durch seine kühne Weltumsegelung entdeckt hatte, wurde in der folgenden Zeit aus recht natürlichen Gründen nicht viel als Handelsweg benutzt. Der alte Weg an dem Kap der guten Hoffnung vorbei war sowohl kürzer als auch gefahrloser. Die erste Weltumsegelung hatte ihre Bedeutung in rein geographischer Hinsicht. Sie ergab nämlich den besten Beweis für die Kugelgestalt der Erde, und man erhielt davon Kenntnis, wie erhebliche Teile der Erdoberfläche vom Meer eingenommen werden. Erst mit dieser Tat war das Rätsel der Ozeane endlich gelöst.

UNSERE ERSTE KENNTNIS DES FERNEN OSTENS.

Das christliche Abendland, dessen Macht und Einfluß sich jetzt über die ganze Ostfeste der Erde und darüber hinaus erstreckte, war in den ersten Jahrhunderten seiner Geschichte weit davon entfernt, seine kommende Größe zu ahnen. Hatte es doch kaum von manchem abseitsliegenden Winkel der Erde Kenntnis. Nach und nach wurde der Gesichtskreis wohl etwas erweitert; man erforschte die am nächsten liegenden Länder jenseits des Mittelmeeres, aber die ausgedehnten Gebiete, die dahinter lagen, verloren sich noch in undurchdringlicher Finsternis.

Es ist jedoch interessant, zum Beispiel mit dem deutschen Forscher Kretschmer zu beobachten, wie man schon damals, als der geographische Horizont noch am engsten war, versucht hat, sich auf dem Wege der Reflexion ein abgeschlossenes Weltbild zu schaffen. Der menschliche Gedanke weigert sich, seine Grenzen anzuerkennen, er strebt danach, sich einen allumfassenden Überblick über die Dinge zu verschaffen; daher hatte selbst das Mittelalter seine Theorien von dem Bau und der Ausdehnung der bewohnten Erde. Während über die einzelnen Länder auf der Erde die unklarsten und phantastischsten Vorstellungen herrschten, glaubte man doch, von den Landmassen in ihrer Gesamtheit, ihrer Ausdehnung und ihrer Lage ein schematisch richtiges Bild zu besitzen. Gewöhnlich nahm dieses Bild Formen an, die an mathematische Regeln gebunden waren. Auf den Erdkarten des frühesten Mittelalters ist die Erde oft als ein gleichseitiges Viereck oder als Kreis abgebildet, worin die drei Erdteile Europa, Asien und Afrika jeder in der Gestalt eines Rechtecks eingezeichnet sind. Da Jerusalem gewöhnlich zum Mittelpunkt

des Erdbildes gemacht wurde, sah man sich genötigt, die Ausdehnung Europas nach Westen genau so groß zu machen wie die östliche Asiens. Ein ähnlich regelmäßiger Erdaufbau begegnet uns in den Spekulationen der indischen Philosophen, nach denen die bewohnte Erde von einem Kreis umschlossen wird, auf dessen Peripherie vier Städte mit vergoldeten Schlössern liegen, Lanka, Romaka, Jamakota und Siddhapur*).

Solche Gebilde der Spekulation umzustürzen, war der mehr empirischen Wissenschaft in Verbindung mit der größeren praktischen Erfahrung vorbehalten. Diese beginnt im Abendland viel früher, als wir gewöhnlich geneigt sind anzunehmen. Das dreizehnte und die erste Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts bilden in vieler Hinsicht eine Glanzzeit in der Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen. In diesem Zeitabschnitt erhielt das christliche Europa zum ersten Male wirkliche Kenntnis von dem fernen Asien. Abendländische Reisende drangen bis in die zentralsten Gegenden des großen Kontinents vor und besuchten manche gut versteckte und schwer zugängliche Stadt**), die für die Europäer bis in unsere Tage hinein verschlossen gewesen sind. Das gewaltige Vordringen der Mongolen lenkte die Blicke Europas zu dieser frühen Zeit auf Zentralasien und machte es damals leichter zugänglich, als es früher oder später der Fall gewesen ist. Als die Khane der Mongolei ihre Macht vom Dnjepr, dem Schwarzen Meer und dem Mittelmeer bis hinaus an den Stillen Ozean ausdehnten, wurde das Wissen des mittelalterlichen Europas so erweitert, daß es auch diese gewaltigen Landgebiete umfaßte, von denen man früher nur die verschwommensten Vorstellungen gehabt hatte.

Wie ein seltsames Märchen muß es für diese mittelalterlichen Reisenden gewesen sein, unter unsicheren und un-

*) Von den drei ersteren nimmt man an, daß sie Ceylon, Rom und Japan bezeichnen sollen. Die vierte, die gegenüber von Ceylon liegen sollte, ist nicht definiert. Siehe Hylander: „Indoeuropeers och semiters föreställningar om östasiens öar."

**) Z. B. Lhassa, das im vierzehnten Jahrhundert von dem Franziskanerpater Odoric von Pordenone besucht wurde.

bekannten Verhältnissen die Gegenden zu durchstreifen, von deren wirklicher Ausdehnung man auch nicht die geringste Ahnung hatte, die im Gegenteil von Sagen und Berichten mit jeder Art von mystischen Geheimnissen ausgestattet worden waren. Die heimgekehrten Reisenden wußten auch viel von den ausgestandenen Beschwerden und Gefahren zu berichten. Am eigentümlichsten von allen diesen Berichten und beinahe symbolisch für das geheimnisvolle Grauen, das diese mystischen und fremden Gegenden umgab, ist die Erzählung von dem „Tal der Gefahren". In einer der Bergketten des westlichen Tibets hatte ein europäischer Reisender einen Paß passiert, der von den Sarazenen als der gefährlichste von allen Pässen bezeichnet wurde. Von den Klippen erreichten wunderliche Töne sein Ohr; es klang wie dumpfe, unsichtbare Trommeln. An dem ganzen sieben oder acht Meilen langen Weg lagen tote Körper, und von der Klippe stierte ein aus Stein ausgehauenes Gesicht „sehr groß und grauenerregend" auf den erschrockenen Wanderer hernieder. Dort, wo das Tal aufhörte, kam er an einen Berg aus Sand, auf dem kleine Haufen von Silberstücken, ähnlich wie Fischschuppen, lagen. Er nahm einige von ihnen auf, aber warf sie wieder fort, mit dem Gedanken, daß sie womöglich als Falle dort lägen. Und so kam er zur großen Verwunderung der Sarazenen unbeschadet hindurch. — Diese Schilderung ist, wie unheimlich und phantastisch sie auch lautet, sicher in ihren Hauptzügen richtig, nach dem, was der englische Asienkenner Yule erklärt hat. In dem Passe von Hindukusch, sagt er, findet man Felsskulpturen von übernatürlicher Größe. Seltsame Laute — wie das Tönen großer Trommeln, vielleicht vom Brausen des Windes in den Felsen hervorgerufen — sind auch von anderen Reisenden beobachtet worden; die toten Körper sind sicherlich die Opfer zahlreicher Räuberbanden gewesen, die hier in diesen Gegenden hausten.

Wenn auch die Erzählung von dem mit Gefahren erfüllten Tal im großen und ganzen richtig ist, so klingt sie doch in

unseren Ohren, wahrscheinlich wegen ihres naiven Tones, wie ein Märchen, das man den Reisen des Sindbad aus „Tausendundeiner Nacht" entnommen hat. In Wirklichkeit finden wir in den alten Sagen, sowohl des Abend- wie des Morgenlandes, Ausdrücke und Gedanken, die die Reste des Denkens einer früheren Zeit darstellen. Genau so formlos und fließend wie in den Märchen ist einmal die Kenntnis der Menschen von der Erde gewesen. Wenn der Prinz oder der Ritter den Bescheid bekommt, sich „über die sieben Meere" oder „in das Land hinter den sieben Bergen" zu begeben, so scheint das wohl, vom geographischen Gesichtspunkt betrachtet, eine recht dunkle und unzulängliche Ortsbestimmung. Aber genau so unklar sind die geographischen Begriffe des frühesten Mittelalters gewesen, und sie wurden um so unklarer, je mehr sie abseits liegende Gegenden betrafen. Der Ausdruck „hinter den sieben Meeren" kommt in einem so feierlichen Aktenstück vor, wie es der Brief des Großkhans der Mongolen an den Papst darstellt. Dieser Brief fängt folgendermaßen an:

„Im Namen des allmächtigen Gottes! Der Kaiser aller Kaiser befiehlt: Wir senden unseren Gesandten, Andreas den Franken, mit fünfzehn anderen zu dem Papst, dem Herrn der Christen im Lande der Franken, hinter den sieben Meeren, dort wo die Sonne untergeht." (In der Fortsetzung drückt der Khan seine Hoffnung über eine zukünftige lebhafte Verbindung zwischen den beiden Ländern aus und bittet den Papst um seinen Segen sowie um „Pferde und nützliche Gegenstände aus dem Lande des Sonnenuntergangs".) Man hat versucht auszurechnen, auf welche Gewässer mit dem Ausdruck „die sieben Meere" hingedeutet wird, und hat angenommen, daß es der Aralsee, das Kaspische Meer, das Asowsche Meer, das Marmarameer, das Ägäische Meer und das Mittelmeer seien. Aber Yule trifft wohl das Richtige, wenn er sagt, daß der Ausdruck eine damals allgemein gebräuchliche Redensart sei, die einen sehr großen Abstand bezeichnen

sollte, und daß der Khan also, von seinem Gesichtspunkt aus betrachtet, meinte, daß der Papst „jenseits aller Ehre und allen Rechtes" wohne. Nichtsdestoweniger hatten der Osten und der Westen zu der Zeit, als der Brief geschrieben wurde, annähernd hundert Jahre in verhältnismäßig lebhafter und direkter Verbindung gestanden.

Diejenigen, die den ersten Schritt zu einer friedlichen Annäherung zwischen dem Westen und dem fernen Osten machten, waren nicht die Mongolen, sondern die Europäer, und dieses Interesse des Westens für den Orient entsprang nicht irgendwelcher Begierde oder Gewinnsucht, auch nicht einem objektiven Forschungsdrang, sondern recht und schlecht der Furcht. Durch das Vordringen der Mongolen aufgeschreckt, mahnte der uralte Instinkt der Selbsterhaltung die Völker des Westens, diese Gefahr näher kennenzulernen, diese Feinde, die so plötzlich aus unbekannten Fernen herangewälzt kamen. Wer sie waren, wußte man nicht, aber ihr Auftreten erweckte eine Anzahl verwirrender Sagen von einem Volk zum Leben, das seit den ältesten Zeiten im Innern Asiens eingeschlossen gewesen sein sollte. Auf mittelalterlichen Karten findet man häufig eine Mauer, die einen Teil dieses Erdteiles abschneidet. Hinter der Scheidelinie steht geschrieben: „Volk, das von Alexander von Makedonien eingeschlossen wurde". Die Geschichte Alexanders des Großen war auf die eine oder die andere Weise mit den Gerüchten von der Aufführung der chinesischen Mauer vermengt worden, die ja auch tatsächlich in der Absicht gebaut wurde, die mongolischen Horden auszuschließen — doch nicht vom Westen, sondern im Gegenteil vom Osten. Das eingeschlossene Volk nannte man „Gog und Magog", welches Volk nach dem Buch der Offenbarung an den vier Ecken der Welt wohnen und — indem man sich auf ein Wort Hesekiels stützte — auf Gottes Befehl eingesperrt gewesen sein sollte. Eine englische Chronik von 1240 berichtet von den Mongolen: „Außer ihrer eigenen Sprache, die kein Mensch

sprechen konnte, verstanden sie keine andere; denn vor dieser Zeit gab es keinen Weg zu ihnen, und sie selbst waren niemals herausgekommen." „Es sei dieses das Volk," sagt die Chronik weiter, „das Alexander von Makedonien in die kaspischen Felsen einzusperren versuchte, indem er die Felsblöcke mit Erde zusammenkittete. Als er sah, daß diese Arbeit menschliche Kräfte übersteige, rief er den Gott Israels zu Hilfe, und die Gipfel der Berge wuchsen zusammen, und es entstand eine undurchdringliche und unwegsame Gegend." Aber nun hatten sie ihre Gefängnismauern durchbrochen und stürmten über die Erde; der Westen aber war vom Entsetzen geschlagen. In Rußland, Polen und Ungarn waren die christlichen Ritterheere von den Barbaren besiegt worden, und wenn sich diese auch für Augenblicke von den beiden letzterwähnten Ländern zurückgezogen hatten, so konnte man doch zu jeder Zeit eine neue Sturmflut erwarten. Der Deutsche Kaiser schrieb an den König von England: „Ein barbarisches Volk ist aus den Ländern des Südens gekommen und hat die Länder des Nordens unter seine Gewalt gebracht." Und da die Mongolen „Tartaren" (eigentlich „Tataren") genannt wurden, so wurde von ihnen obendrein behauptet, daß sie aus dem Innern des Totenreiches, aus dem Tartarus, kämen.

Diese Wesen unter solchen Verhältnissen in ihrem eigenen Lande aufzusuchen, mußte darum eine nicht gerade verlockende Aufgabe sein. Und doch sehen wir, daß die Länder des Westens wieder und wieder in den folgenden Jahren Sendboten an die Herrscher der Tataren abschicken. Man trug sich nämlich mit der Hoffnung, diese wilden Scharen zum Christentum bekehren und damit ihre Feindseligkeit abwehren zu können. Als es sich später zeigte, daß die Mongolen gar nicht die Absicht hatten, das ganze Abendland zu erobern, setzten die Missionare trotzdem ihre Reisen fort, und ihrer Spur folgten die Kaufleute. (Zu diesen letzteren gehörten die hervorragendsten und am besten bekannten

aller mittelalterlichen Entdeckungsreisenden, von denen wir noch später in diesem Kapitel hören werden.) Die ersten Reisenden waren jedoch Diener der Kirche, hauptsächlich Mönche aus dem Orden des hl. Franziskus. Die übliche Vorstellung von den Bettelmönchen, daß sie Menschen ohne Kenntnisse, dürftig und fanatisch wären, hält bei diesen Pionieren nicht Stich. Unter ihnen fand man Männer, die vollkommen die Bildung jener Zeit beherrschten — und das will nicht so wenig bedeuten, wie wir gewöhnlich geneigt sind zu glauben —, und was ihren Fanatismus anbelangt, so waren einige von ihnen wohl vielleicht halb wahnwitzige Verkünder des Glaubens, die „den verdammten Sarazenen" gegenüber auf die herausforderndste Weise auftraten und alles taten, um diese gegen sich aufzustacheln, um sich selbst die Märtyrerkrone zu verdienen; aber man konnte unter den Mönchen auch solche finden, die menschlicher eingestellt waren und die recht oft den lockenden Heiligenschein vergaßen, um sich über die Wunder und Herrlichkeiten der irdischen Reiche zu erfreuen, was wir aus ihren lebhaften und frischen Reiseberichten ersehen können.

1245 wurde der erste Bote Europas von dem Papst an den Großkhan abgeschickt. Es war ein italienischer Franziskanermönch namens Johannes de Plano Carpini. Er nahm seinen Weg durch Polen und Südrußland, wo er sich schon in dem Gebiet der „Goldenen Horde" befand, und zwar in dem westlichen Teil des mongolischen Reiches, in dem er an der unteren Wolga das Lager des ersten mongolischen Khans erreichte. Von dort reiste er, beständig von mongolischen Führern geleitet, weiter nach Osten, nördlich um das Kaspische Meer und den Aralsee, dann nach Südosten, an den Ufern des Sir Darja entlang, und dann nach Nordosten durch wilde Bergpässe im Hochlande Zentralasiens nach der eigentlichen Mongolei, wo der Großkhan in seinem Hauptlager, in der Nähe von Karakorum südlich des Bajkalsees, residierte. Nachdem er den Brief des Heiligen Vaters überbracht und

eine ganz nichtssagende Antwort darauf erhalten hatte, begab er sich auf demselben Wege, den er gekommen war, zurück und fand sich zwei und ein halbes Jahr nach seiner Abreise wieder beim Papste ein. Kurze Zeit darauf starb er an den Folgen der Leiden und Entbehrungen, die er auf seiner Reise hatte durchmachen müssen. Aber er hatte doch vor seinem Tode noch seine Erlebnisse in dem Buch „Historia Mongolarum" niederlegen können, in dem er eine ausführliche und ganz vortreffliche Schilderung des mongolischen Volkes gibt, so wie er es sah, mit seinen Sitten und Gebräuchen und seiner Staatsordnung.

Plano Carpini ist, soweit man weiß, der erste Abendländer, der die Reise quer durch Zentralasien ausgeführt hat. Besser als er ist jedoch ein anderer Reisender, Wilhelm von Ruysbroeck oder Rubruk, bekannt geworden. Er war ein Franziskanermönch aus Französisch-Flandern, der einige Jahre später ungefähr denselben Weg gereist ist und uns ebenfalls eine Beschreibung seiner Reise hinterlassen hat. Die Schilderung Rubruks ist ausführlicher und vollständiger als die seines Vorgängers, und sie wird von den Forschern der Gegenwart als eine außergewöhnlich gute Arbeit gerühmt, die von einem klaren Urteil, einer scharfen Beobachtungsgabe, Gewissenhaftigkeit und Darstellungskunst zeugt.

Rubruk befand sich im Gefolge Ludwigs des Heiligen von Frankreich auf dessen unglücklichem Kreuzzuge nach Ägypten und während seines Aufenthaltes in Syrien, wo er mit mehreren Personen zusammenkam, die in Karakorum gewesen waren. Ihre Berichte reizten ihn, selbst die heidnischen Länder im Innern Asiens zu besuchen, um dort für die Ausbreitung des Christentums zu wirken. Mit einem Briefe König Ludwigs an den Großkhan versehen, reiste Rubruk am 7. Mai 1253 in der Gesellschaft eines Ordensbruders und dreier Diener von Konstantinopel ab, von denen der eine ihm in seiner Eigenschaft als Dolmetscher folgte, sich aber leider später in dieser Eigenschaft als ganz untauglich erwies. Von dem

Verlauf dieser Reise wissen wir dank den sorgfältigen Berichten Rubruks sehr genau Bescheid; nur an einigen Punkten sind seine Kommentare irreführend, aber im großen und ganzen kann man seinen Reiseweg durchaus genau verfolgen. Die Reise ging von Konstantinopel über das Schwarze Meer nach der Krim, zu der dort gelegenen Stadt Soldaia, dem jetzigen Sudak, das ein Knotenpunkt für den Handel und ein Treffpunkt der Kaufleute aus Konstantinopel, der Türkei und Rußland war. Als die kleine Gesellschaft, die auf Pferden ritt und deren Bagage auf Ochsenwagen mitgeführt wurde, in nordwestlicher Richtung über die Krim auf dem Wege war, begegnete sie dort auf den Steppen den ersten herumstreifenden Scharen der Tataren oder Mongolen. (Rubruk berichtet, daß der Name „Tatar" ursprünglich nur die Bezeichnung für einen einzigen der mongolischen Stämme war.) „Und als ich mich unter ihnen befand, verstand ich vollkommen, daß ich zu einem gänzlich anders gearteten Volke gekommen war." Diese erste Begegnung mit den Mongolen war übrigens in keiner Weise angenehm. Sie drängten sich um die Fremden und begannen sie auf die aufdringlichste Weise anzubetteln. Und als sie entdeckten, daß einer der Wagen so leckere Sachen wie Früchte, Wein und Zwieback enthielt (alles für Geschenke an den Großkhan Sartak berechnet, dem die Reise Rubruks hauptsächlich galt), äußerten sie den Wunsch, von den Leckerbissen kosten zu dürfen. „Als sie eine Flasche Wein erhalten hatten, verlangten sie noch eine weitere, indem sie sagten, daß ein Mann nicht mit einem Beine in ein Haus gehe; aber wir gaben ihnen unter dem Vorwand nicht mehr, daß wir selber nicht soviel hätten." Sie baten um alles, was sie sahen, und wenn sie eine Abweisung erhielten, wurden sie grob. Sie waren offenbar der Auffassung, daß jeder Mensch einer fremden Rasse die Verpflichtung hätte, ihnen alles zu geben, was er besaß. Sie betrachteten sich selbst als die Herren der Menschheit. Sowohl Rubruk wie Carpini berichten von dem Hochmut der Tataren, der von ihrer plötzlichen Erhöhung

herrührte. Aus dem Nichts gekommen, sahen sie sich jetzt auf einmal als die Herrscher über einen Erdteil. Als Rubruk bei einer anderen Gelegenheit ihnen erklärte, daß er nicht gekommen sei, um Frieden zu bitten, wollten sie ihm nicht glauben; denn „sie meinten, daß die ganze Welt mit ihnen Frieden zu schließen wünsche".

Hier wie auch überall im folgenden, wo Rubruk zitiert wird, wird J. Charpentiers Übersetzung des lateinischen Originals angewendet. Bei der Darstellung ist übrigens sowohl von den Kommentaren Charpentiers wie auch von denen Schmidts Gebrauch gemacht worden.

Von der ganzen Lebensart der Mongolen, ihren Sitten und Gebräuchen gibt Rubruk eine ausführliche und malerische Schilderung. Was ihm vor allen Dingen eigentümlich vorkam, war das Nomadenleben. „Nirgends haben sie eine feste Wohnung, und sie wissen auch nicht, wo sie das nächste Mal bleiben werden." Dieses Volk, das durch seine Eroberungen Herr einiger der fruchtbarsten Gegenden des Festlandes, z. B. des Landes der Schwarzen Erde in Rußland und des herrlichen Westturkestan, geworden war, schien dennoch nicht gewillt, seine Lebensweise zu ändern, Äcker zu bebauen und sich einen festen Wohnplatz zu schaffen. In dem ganzen weitausgedehnten Reiche traf man die Mongolen nur in den Steppen an. Ließen sie sich einmal für längere Zeit in reicheren Gegenden nieder, so pflegten sie die Städte abzubrennen, um sich Spielraum und Weiden für ihre großen Herden zu schaffen. In den bebauten Gegenden, die verschont blieben, hatten die Mongolen Landbesitz, von wo sie sich ständig Korn und Wein zuschicken ließen, aber sie hielten sich niemals auf ihren Höfen auf. Sogar die Khane hielten an der Lebensweise ihrer Väter fest. Obwohl sie sich in dem prächtigen Kiew oder in einer der schönen Städte Westturkestans hätten ihre Residenz wählen können, so zogen sie es doch vor, mit ihrem Lager auf der Steppe herumzuziehen, indem sie im Sommer kühlere Gegenden aufsuchten, im Winter aber stets

nach Süden zogen. Als Rubruk zum ersten Male ein solches Häuptlingslager sah, schien es ihm, als komme ihm eine große Stadt entgegengewandert. Er beschreibt die großen Zelte aus Teppichen, in den schönsten Farben bestickt, die unzähligen Packwagen und die mächtigen Hürden mit Pferden, Rindern und Schafen. An der Spitze des Zuges wurden einige Wagen geführt, die von Zauberern bewacht wurden. Auf ihnen waren Bilder der Toten aus Tuch angebracht. In den Zelten befanden sich die ebenfalls aus Tuch angefertigten Hausgötter. Die Schilderung Rubruks stimmt fast in allen Punkten mit den Beschreibungen überein, die moderne Reisende gegeben haben. Wenn man nur die Weltherrschergebärden und den märchenhaften Reichtum abzieht, so sind Lebensweise und Sitten dieses Volkes noch heute dieselben, wie sie es im 13. Jahrhundert waren. Noch heute haben sie, trotz des Einflusses des Buddhismus, ihre uralte Religion, die teils auf Wahrsagekunst und teils auf Naturanbetung beruht, beibehalten. Man wird sie noch jetzt Opfer nach allen vier Himmelsrichtungen darbringen sehen können, wie es Rubruk beschrieben, wobei ein Diener inmitten des Trinkgelages das Zelt mit einer Trinkschale verläßt und „dreimal nach Süden spritzt, indem er jedesmal tief in die Knie sinkt, — dies, um das Feuer, dann nach Westen, um die Luft, schließlich nach Osten, um das Wasser zu ehren; nach Norden spritzt man für die Toten". Damals wie jetzt haben die reichsten unter ihnen mehrere Frauen, von denen jedoch eine die vornehmste und angesehener ist als die übrigen. Und was die Schilderung des täglichen Lebens in einem Mongolenlager mit seinen vielen verschiedenen Arbeiten und der Verteilung der Arbeit anbetrifft, so kann sie noch heutigen Tages gelten. „Es ist die Arbeit der Frauen, die Wagen zu fahren, die Zelte abzubrechen, Butter zu kirnen und Grut zu bereiten (eine Art Käse), die Häute zu bearbeiten und sie zusammenzunähen." Die Männer dagegen zimmerten Wagen, bewachten die Pferde und bereiteten Kumyß u. a. m. Kumyß war —

und ist es noch heute — das Nationalgetränk der Mongolen. Es wird aus saurer gebutterter Stutenmilch hergestellt, ist leicht berauschend und überaus wohlschmeckend. An anderen Getränken kannte man Met, der aus Honig bereitet wurde, Wein aus Reis oder Hirse und Bouillon. Eine Tasse von der letzteren mußte oft für vierundzwanzig Stunden als Nahrung dienen. Die Mongolen waren gewöhnt, sehr sparsam zu leben, weil es oft schwierig war, Nahrung zu beschaffen. So waren sie auch sehr genaue Rechner, sobald von Nahrungsmitteln die Rede war, und Carpini berichtet, daß es als strafbar, ja als sehr verwerflich betrachtet wurde, auch den kleinsten Bissen verkommen zu lassen. War auch manchmal die Nahrung knapp, so fehlte es in diesen trockenen regenarmen Steppengegenden noch mehr an Wasser. Dieser Umstand erklärt den ungeheuren Schmutz bei den Eingeborenen, der Rubruk immer wieder abstieß. Sich zu waschen war — und ist es übrigens noch heute — ein unbekannter Begriff für die Mongolen. Ihre Kleider wuschen sie ebenfalls niemals. Die Unsauberkeit beruhte jedoch nicht auf mangelnder Eitelkeit; denn die Mongolen waren sonst sehr sorgfältig in ihrem Äußeren und kleideten sich, so gut sie konnten. Außer Pelz verwendeten sie auch Wolle, Baumwolle, Seide und Goldmoiré; die Frauen trugen einen hohen Kopfputz, der mit Pfauenfedern und kostbaren Steinen geschmückt war. Sowohl Männer wie Frauen rasierten teilweise ihren Kopf, und die übriggebliebenen Haare wurden entweder zu einem Büschel zusammengebunden oder in kleine Zöpfe geflochten.

Es scheint übrigens, daß Rubruk mit diesen Menschen, deren Lebensweise er eine Zeitlang zu der seinigen machen mußte, gut ausgekommen ist. Sie bestürmten ihn mit naiven Fragen über die Welt da draußen. Er versuchte, soweit es ihm möglich war, ihre Fragen zu beantworten. Nur wenn sie ihn fragten, ob in Frankreich viel Pferde und viele Rinder zu finden seien, „gerade als wollten sie sofort dahin aufbrechen, um das eine wie das andere zu holen", fiel es ihm schwer,

seinen Unwillen zu verbergen, und er antwortete kurz und ausweichend. Von dem Ozean, den sie niemals gesehen hatten, erzählte er ihnen, daß er ohne Ende, ohne Ufer sei. Aber das konnten sie nicht verstehen. Es ging ihnen genau wie uns, wenn wir versuchen, uns die Unendlichkeit des Weltraumes vorzustellen.

Wie bereits erwähnt, machte Rubruk die Bekanntschaft der Tataren auf den Steppen im Inneren der Krim. Nachdem die Reisenden die Landenge passiert hatten, die die Krim mit dem Festland verbindet, wo die Mongolen übrigens eine Art von Zollstation für das Salz errichtet hatten, das von den Salzseen der Krim nach Rußland geführt wurde, ging die Reise nach Osten über die Steppe, „die weite Steppe, die einem Meer gleicht". „Da fand man keine Wälder, keine Berge, keine Steine, nur vorzügliche Weiden." Rubruk schildert mit malerischen Worten die verschwenderische Pracht, die der Landschaft ihr Gepräge gab, wo nichts die endlose Gleichförmigkeit unterbrach — nichts als die Gräber der Komanen, große Erdhügel, die mit aus Stein gehauenen Bildern geschmückt waren, das einzige Andenken an ein Volk, das kurze Zeit zuvor von den Tataren vertrieben worden war. In der Ferne schimmerte das Asowsche Meer, das Rubruk für eine Fortsetzung des Dons hielt und das ja auch tatsächlich nichts weiter als dessen Mündung ist. Er berichtet hier näher von dem Don, den er für die Grenze zwischen Europa und Asien hält, und von der Wolga, von der er behauptet, sie sei der größte Fluß, den er jemals gesehen habe, viermal so breit wie die Seine und sehr tief. Hinsichtlich des Kaspischen Meeres bestätigt er die Beobachtung Carpinis, daß es ein Binnenmeer sei und nicht, wie man früher angenommen hatte, ein Einschnitt des Nordmeeres.

Nach und nach verwandelte sich die Steppe in bebautes Land. Man befand sich in dem Gebiete der Schwarzen Erde. Zwischen dem Don und der Wolga konnte man die russischen Erntearbeiter damit beschäftigt sehen, den Roggen einzu-

fahren. Äcker wechselten hier mit Wäldern ab. In der Nähe der Wolga stieß Rubruk auf das Lager des Häuptlings Sartak, eines Freundes des Großkhans, von dem behauptet wurde, daß er sich zum Christentum bekehrt habe. Wenn das auch auf einem Mißverständnis beruhte, so empfing er die Fremden doch einigermaßen freundlich und schickte sie weiter zu seinem Vater Batu, dem Herrn der Goldenen Horde. Dessen Lager befand sich auf dem östlichen Ufer der Wolga und glich beinahe in allem einer großen Stadt, die sich langsam flußabwärts bewegt. Von der Größe des Lagers kann man sich am besten einen Begriff machen, wenn man hört, daß jede der 26 Frauen Batus ein großes Zelt und mehrere kleinere besaß samt 200 Packwagen. Als der Khan seine Audienz abhielt, saß er in seinem Zelt auf einem vergoldeten Stuhl, umgeben von seinem Hof und seinen Dienern. Er wurde mit großer Ehrfurcht und unter Beachtung einer genau vorgeschriebenen Etikette behandelt. Rubruk versuchte auch hier wie bei jeder sich bietenden Gelegenheit, für die Sache des Christentums zu sprechen, aber all seine Bemühungen waren wegen der Untauglichkeit seines Dolmetschers vergeblich. Batu erklärte, daß er nicht die Berechtigung habe, Rubruk zu erlauben, sich als Missionar im Lande aufzuhalten, sondern daß diese Frage dem Großkhan, Mangu Khan, vorgelegt werden müsse, Rubruk möge daher persönlich zu ihm reisen, um ihm seine Aufwartung in seinem Lager im Heimatlande des mongolischen Stammes im Innern Asiens zu machen. Der Mongole, der dazu ausersehen wurde, die Fremden zu dem Oberhaupt des Reiches zu führen, schilderte die bevorstehende Reise folgendermaßen: „Ich soll euch zu Mangu Khan führen. Das ist eine Reise von vier Monaten. Die Kälte ist so groß, daß Steine und Bäume zerbrechen. Denkt gut darüber nach, ob ihr es aushalten könnt. Wenn nicht, dann würde ich euch auf dem Wege zurücklassen." Als ihm Rubruk vorhielt, daß sie auf Befehl seines Herrn reisten und daß es darum seine Pflicht sei, für sie einzustehen, antwortete er nur: „Es

wird schon gehen." Er versorgte sie mit warmer Kleidung aus Pelz und Tuch, und dann wurde die Reise nach Osten angetreten. Am 16. September verließen sie das Lager Batus. Auf den guten Pferden ging es schnell vorwärts. Rubruk erzählt, daß diese manchmal zwei- bis dreimal am Tage gegen andere ausgewechselt wurden. Sie legten täglich eine Strecke zurück, die so lang war wie die Entfernung zwischen Paris und Orleans, ja häufig sogar noch länger. Das ist sicher etwas übertrieben. Wir begegnen hier einem Irrtum, der später dadurch große Bedeutung erlangen sollte, daß er Anlaß gab zu folgenschweren Fehlberechnungen über die Ausdehnung des Kontinents von Westen nach Osten.

Die Reise ging nun wieder über Steppen nördlich um das Kaspische Meer und den Aralsee. Zwölf Tagereisen von der Wolga entfernt, erreichte man den Ural, aber noch 35 Tage sollte die ermüdende und anstrengende Reise in genau östlicher Richtung über endlose, dürre und waldarme Gebiete führen. Ganz vereinzelt stieß man auf einen kleinen Fluß mit Bäumen an den Ufern; aber gewöhnlich fand man kein anderes Brennholz als vereinzelte Dornenbüschel und getrocknete Tierexkremente. Wegen der Schwierigkeit, ein Feuer anzuzünden, mußte man das Fleisch halbroh essen. Weit schlimmer als dies war der Wassermangel, obwohl das Innere Asiens damals wasserreicher war als zu unseren Tagen, nach Rubruk erschien es auch dichter bevölkert, als es jetzt ist. Die umherstreifenden Nomadenscharen traten allmählich immer seltener auf. Der Winter stand vor der Tür, die Herden mußten weiter nach Süden geführt werden. An dem kleinen nördlichen Weg, den man für Kuriere gebaut hatte und dem die kleine Karawane folgte, wurden die Stationen, die man in entsprechender Entfernung voneinander errichtet hatte, um die Pferde auszuwechseln, immer seltener, denn auch die Besatzung dieser Stationen war dem tiefsten Instinkt der Nomaden gefolgt und nach Süden gezogen. Schließlich

sahen sich die Reisenden deshalb genötigt, einen südlicheren Weg, zwischen dem Aral- und dem Balkaschsee, einzuschlagen. Nach dem Verlaufe von sieben Tagen kam man in bestelltes Land mit kleinen Städten. Diese lagen an einem Fluß, dessen Wasser durch Kanäle auf die angrenzenden Äcker geleitet wurde. Hier wurde Wein gebaut, aber trotzdem war das Klima so rauh, daß der Fluß schon im Anfang November zugefroren war. Der Fluß (es ist der Talas) kam von einer hohen Bergkette im Süden (Alatau). Rubruk nannte sie den Kaukasus, von welcher Bergkette er, in Übereinstimmung mit den Gelehrten des Altertums, annahm, daß sie sich quer durch den ganzen Kontinent von Westen nach Osten bis ganz hinauf zum Ozean erstreckte. An der Nordseite dieser Berge wurde nun die Reise nach Osten fortgesetzt, um dann nach Norden und Nordosten über ein Hochland zu gehen, wo man den Fluß Ili, der in den Balkaschsee mündet, überschritt. Man war nun auf die große Heerstraße gekommen, der die Mongolen folgten, als sie auszogen, um das südliche Westturkestan und Persien zu erobern. Nachdem man noch eine Bergkette überschritten hatte, kam man an eine „herrliche Ebene", mit hohen Bergen im Süden (Dsungarisch Alatau) und einem großen See, dem Balkasch, im Norden. In der Ebene lag eine Handelsstadt, die von den Mongolen verschont worden war und noch von vielen Kaufleuten besucht wurde. Sie hieß Cailac und lag unmittelbar westlich des jetzigen Kopal. In dieser Stadt sah Rubruk zum ersten Male buddhistische Tempel und Priester.

Der Balkasch und der Ala-kul, die beiden Seen, die die nördlichste Grenze der Ebene bildeten, wurden von Rubruk als ein einziger großer See betrachtet. So wurden sie auch auf den alten chinesischen Karten abgebildet, und nach der Meinung einiger Geographen spricht vieles für die Richtigkeit der Annahme Rubruks, nämlich daß noch in geschichtlicher Zeit wirklich eine Verbindung zwischen den beiden Seen bestanden hat.

Es war jetzt Ende November. Das furchtbare Winterklima der Hochebene machte sich ernstlich bemerkbar. Der schneidende Wind, der vom Südosten durch das Tal weht und dieses vom Schnee reinfegt, war so heftig, daß der Ala-kul „genau so wild" erschien „wie ein Ozean". Durch die schmale Talöffnung, wo der Wind oft zusammengepreßt wird und zum Sturm anwächst, der gewaltige Schnee- und Sandmassen mit sich führt, durch die „Dsungarische Pforte", den Ausgangspunkt der Mongolen, als sie durch die Bergpässe vorwärtsstürmten und die Länder im Westen überschwemmten, ging nun der Weg zu der Hochebene jenseits der Berge. Im Norden dieser Hochebene erhoben sich gewaltige mit Schnee bedeckte Berge, und Schnee bedeckte auch die Erde, soweit das Auge reichen konnte. Neue Bergpässe mußten bezwungen werden, und der Führer forderte Rubruk und seine Mönche auf zu beten, da diese Pässe der Aufenthalt böser Geister seien. Es war eine furchtbare Reise, und den Abendländern entfloh sicher ein Seufzer der Erleichterung, als sie endlich, nachdem sie noch zwei Bergketten überschritten hatten, den Altai und die Changaigebirge, gegen Weihnachten das Lager des Großkhans in der Nähe von Karakorum erreichten.

Die Stadt Karakorum, die zur Zeit Rubruks neu angelegt worden war, lag im Süden des Baikalsees am Flusse Orkhon, wo ihre Ruinen gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts von einem russischen Entdeckungsreisenden entdeckt wurden. Der Besuch Rubruks fiel gerade in die kurze Glanzzeit der Stadt, die aufhörte, als der Großkhan seine Residenz nach China verlegte, nach dem einzigen Lande, das seine Liebe zu den weiten Steppen seiner Väter überwinden konnte. China war aber zur Zeit Rubruks noch nicht vollständig erobert. Der Khan lebte noch auf die Art seiner Väter, indem er mit seinem Lager in der Nähe der Stadt umherstreifte, in der er sich nur für kurze Zeit des Jahres aufhielt. Und selbst, wenn sich die Mongolen innerhalb der Mauern Karakorums befanden, wohnten sie in Zelten. Nur der Khan und seine

vornehmsten Männer hatten in der Stadt ihre Paläste. Außer den Palästen waren dort keine anderen Gebäude zu finden als einige buddhistische Tempel, einige Moscheen, eine nestorianische Kirche sowie die Wohnhäuser in den mohammedanischen und chinesischen Fremdenquartieren. Das Ganze wurde von einem Erdwall umgeben. (Karakorum: der schwarze Wall.) Der Palast des Khans war von einer Ziegelsteinmauer umgeben. Das Innere erinnerte mit seinen zwei Säulengängen sehr an eine alte Kirche. Innerhalb der großen Pforte stand ein silberner Brunnen mit Goldverzierungen. Bei besonders feierlichen Gelegenheiten sprudelten aus diesem Wein, Kumyß, Honig- und Reismet. Er war für den Khan von einem französischen Goldschmied angefertigt worden, den man nach dem Eroberungszug in das östliche Europa als Gefangenen nach Karakorum geführt hatte.

Den ganzen Winter, den Frühling über bis weit in den Sommer hinein hielt sich Rubruk an dem Hofe Mangus in Karakorum oder in der Nähe desselben auf. Für die Fremden war es ein langer Winter. Noch im Mai hatte es nicht ein einziges Mal getaut, wenn auch der Frost allmählich mit der vorrückenden Jahreszeit abnahm.

Die Kälte war so gewaltig, berichtet Rubruk, daß ein Wohnen in der Stadt, wenn sie in einer dem Winde geöffneten Ebene gelegen hätte, unmöglich gewesen wäre. Glücklicherweise war es bis weit in den April hinein fast windstill. Trotzdem geschah es, daß Tiere erfroren und daß selbst Menschen ihr Leben lassen mußten; denn wenn die Kälte allzu streng zu werden drohte, so wählten die Zauberer einige Personen aus, die das schlimme Wetter verursacht haben sollten, und diese wurden dann ohne weiteres vor das Lager geführt und dort getötet. Mit welchem Entsetzen muß der Sohn „des milden Frankreich" dieses unheimliche Land mit seinem beißenden, ununterbrochenen Frost betrachtet haben! Und doch hatte der Weg, der ihn in dieses Reich des Winters

geführt hatte, nur zu einem geringen Teil nördliche Richtung gehabt; man war vorwiegend nach Osten gereist. In Wirklichkeit befand er sich noch auf dem Breitengrad von Paris*). Seine Erfahrungen stimmten darum schlecht mit dem überein, was er bis dahin über die klimatischen Verhältnisse auf der Erde gelernt hatte; denn nach der Wissenschaft der alten Welt war das Klima eines Landes einzig und allein von seinem Abstand vom Äquator abhängig. Daß auch andere Faktoren in diesen Verhältnissen eine Rolle spielen, davon erbrachten diese Reisen nach Asien zuerst den Beweis; denn hier wurden Europäer zum ersten Male mit dem absoluten Festlandklima mit seinen scharfen Gegensätzen zwischen Wärme und Kälte bekannt. War das Land im Winter auch gleich der Urheimat der Kälte, so glaubten sich doch die Reisenden, die im Sommer über die Steppen Zentralasiens reisten, oft in weit südlichere Breitengrade versetzt. Ein abendländischer Mönch, der im vierzehnten Jahrhundert durch die Wüste Gobi im Nordwesten Chinas reiste, behauptete später, daß er die heiße Zone passiert hätte, d. h. den warmen Gürtel um den Äquator. Seine Auffassung war von den Gesichtspunkten der antiken Klimalehre aus verständlich, die zu revidieren man sich indessen doch mit den jetzt gewonnenen Erfahrungen genötigt sah.

Wie kalt und ungastlich Karakorum auch scheinen mochte, so war es doch zu jener Zeit der Treffpunkt für Menschen aus allen Gegenden Asiens. Hier sah man Boten aus Korea und der Mandschurei, vom griechischen Kaiser aus Nicäa, vom türkischen Sultan, dem Kalifen in Bagdad und von vielen anderen abendländischen Herrschern. Sie alle wünschten zu unterhandeln, Geschenke zu überbringen und Steuern zu bezahlen. Ein indischer Sultan hatte dem Khan ein Geschenk überreichen lassen, das aus acht dressierten Leoparden bestand. Armenische Mönche, buddhistische und nestorianische Priester folgten dem Hof beständig, und alle hatten die Er-

*) Die Ruinen Karakorums liegen auf 47° 15' nördlicher Breite, also etwas südlicher als Paris.

laubnis, frei zu wirken und ihre Religion zu predigen. In Karakorum waren chinesische Ärzte und Handwerker und mohammedanische Kaufleute zu finden. Rubruk begegnete sogar etlichen Abendländern, sowohl Männern als Frauen, aus Ungarn, Deutschland und Frankreich, die hierher als Gefangene geführt worden waren.

In diesem bunten Menschengewirr versuchte Rubruk, sich nach bestem Vermögen über die Länder Asiens und seine Völker zu unterrichten. Bereits auf der Reise hatte er sich über die vielen verschiedenen Stämme Rußlands und Zentralasiens, von den Ruthenen bis zu den Tibetanern, Aufklärung verschafft. In Karakorum hörte er von den Kirgisen, einem Volk im Norden, reden, die damals ihren Aufenthaltsort in den Ebenen um den Jenissei hatten, und von den „Orengai", wahrscheinlich den Tungusen, von denen er berichten hörte, „daß sie unter ihren Füßen große polierte Scheiben hätten und mit einer solchen Geschwindigkeit über Schnee und Eis führen, daß sie sowohl Vögel wie auch Wild fingen". Die alte Sage von seltsam beschaffenen Fabelmenschen im nördlichen Asien hatte Rubruk jedoch nirgends bestätigt gefunden. Er zweifelte daher stark an ihrer Glaubwürdigkeit, entgegen allen Versicherungen früherer Schriftsteller, daß diese Berichte auf glaubwürdigen Aussagen beruhten. Dagegen weiß er viel von einem Land im Osten, „dem großen Cathay", zu erzählen. Dieses Land, so sagt Rubruk, besitzt viele Provinzen und prächtige Städte, und er hätte viele tüchtige Ärzte und besonders taugliche Handwerker von dort gesehen. Auch von ihrer Schriftsprache hatte er Proben gesehen und erfahren, daß jedes Zeichen für sich ein ganzes Wort bedeute. Aber die bedeutungsvollste Erklärung, die er zu bringen weiß, ist doch die, daß dieser reiche und hochkultivierte Staat im Osten das letzte Land des Kontinents sei und am Meere liege. „Cathay liegt am Ozean!" Bereits jetzt konnte das Abendland anfangen, sich einen Begriff über die Ausdehnung des ganzen Kontinents zu verschaffen.

Trotz seinen eifrigen Untersuchungen in diesen und ähnlichen Fragen vergaß Rubruk keineswegs seinen ursprünglichen Auftrag in Karakorum. Er fand mehrere Male bei dem Khan Zutritt, aber es gelang ihm doch nicht, die Erlaubnis zu einem dauernden Aufenthalt im Lande zu bekommen und seine Lehre verkünden zu dürfen. Als es ihm endlich klar war, daß Mangu nicht gewillt war, von seinem Beschluß abzuweichen, erbat er sich die Erlaubnis, die Heimreise im Sommer vornehmen zu dürfen, da er die großen Anstrengungen einer Winterreise nur schwer ertragen konnte.

Von seiner Rückreise gibt er in seinem Buch nur einen sehr kurzgefaßten Bericht. Die Reise, die in der warmen Jahreszeit weiter nördlich und in gerader Linie vorgenommen werden konnte, ging beinahe in genau westlicher Richtung über die unendliche Steppe. Im Laufe der zwei Monate, die sie dauerte, machte man nicht länger als einen einzigen Tag Rast. Im September erreichte man die Wolga, dann ging die Reise an diesem Fluß bis zur Mündung entlang, von dort an der Westküste des Kaspischen Meeres vorbei bis nach Armenien und Kleinasien und über Cypern nach Syrien, wo Rubruk den König Ludwig anzutreffen hoffte. Da dieser jedoch längst nach Europa zurückgekehrt war, mußte Rubruk, der für einige Zeit in St. Jean d'Arc aufgehalten wurde, sich damit begnügen, den König schriftlich von seiner Reise zu unterrichten. Dadurch entstand seine Reiseschilderung. Sie wurde unmittelbar nach Abschluß der Reise niedergeschrieben, während alle Eindrücke noch frisch und lebendig waren.

Weder Rubruk noch sein Vorgänger Carpini hatten das erreicht, was sie mit ihren Reisen bezweckten. Das, was sie für das Christentum ausrichteten, war ganz ohne Bedeutung. Zwar hatte Rubruk auf seiner langen Reise einige Menschen taufen können, er hatte auch Gelegenheit, Worte des Trostes zu den gefangenen Christen zu sprechen, aber diese und ähnliche kleine Dinge waren doch nicht mit dem zu vergleichen, was hätte ausgerichtet werden können. Doch waren seine und

Carpinis Reisen von großem Nutzen, wenn auch von ganz anderer Art, als beide es sich gedacht hatten. Der Sache zu dienen, die ihnen am nächsten am Herzen lag, gelang ihnen zwar nicht, aber sie erweiterten doch ganz bedeutend die geographischen Kenntnisse ihrer Landsleute. Sie gaben den Forschern ihrer Zeit, unter anderen auch dem berühmten Roger Bacon, Stoff zu sehr bedeutungsvollen Seiten ihrer wissenschaftlichen Arbeiten. Wenn auch ihre Namen als Entdecker vor dem ihres großen Nachfolgers Marco Polo verblichen, so muß man sich doch ihrer als derjenigen erinnern, die dem Abendlande die ersten Kenntnisse von dem Fernen Osten verschafften.

In der Vorstellung der Zeit begann nun das alte Weltbild sich erheblich zu erweitern. Es war nicht länger möglich, daran festzuhalten, daß Jerusalem der Mittelpunkt des Kontinents sei. Doch ist es eigentümlich zu sehen, wie träge und widerwillig die alte Auffassung der neuen Platz machte. Die Ausdehnung Asiens nach Osten — dies einzuräumen sah man sich endlich genötigt — ist weit größer als die Europas nach Westen; aber nichtsdestoweniger ist Jerusalem der Mittelpunkt der Erde, so hieß es, wenn man die Bevölkerungsdichte in Betracht zieht, denn die westlichen, in der Ausdehnung viel kleineren Länder sind viel dichter bevölkert als die gewaltigen Weiten des Ostens. Aber auch diese letzte Illusion sollte Europa nicht behalten dürfen. Sie sollte von den Nachfolgern Rubruks und Carpinis schonungslos vernichtet werden, von denen, die dem Abendland Botschaft brachten von dem von Rubruk erwähnten Land und der Volksdichte und den Millionenstädten in „dem großen Cathay".

WIE AFRIKA ENTDECKT WURDE.

Im Jahre 1924 bereiste ein englischer Entdeckungsreisender, Major Radclyffe Dugmore, im anglo-ägyptischen Sudan das ausgedehnte Gebiet, das sich von der Grenze Ägyptens am zweiten Nilkatarakt nach Süden bis nach Abessinien, Uganda und dem Kongostaat erstreckt.

Dieser Entdeckungsreisende betrat keine unbekannten Pfade, er reiste ausschließlich in bereits auf den Karten verzeichneten Ländern. In Wirklichkeit bereiste er auch nicht den Sudan als Geograph, sondern um sich von dem Lande einen Gesamteindruck zu verschaffen. Dabei kam er dazu, sich mit dem interessanten Kapitel der Geschichte des Sudans nach dem Weltkriege, das von seiner Besiedelung handelt, zu beschäftigen. Mr. Dugmore erreichte die Gegenden um den Mittellauf des Nil zu einem für diesen Teil der Erde bedeutungsvollen Zeitpunkt. Er hatte Gelegenheit, die mächtigen Wasseranlagen, die seine Landsleute geplant hatten und die auszuführen sie gerade am Blauen Nil im Begriffe standen, zu besichtigen und genau zu studieren. Mr. Dugmores Studien und seine Nahaufnahmen von dem großen Sennardamm verdienen, daß er und seine Arbeit „The vast Sudan" in allen Kreisen bekannt werden. Von dem Sennardamm nimmt man an, daß er ein Areal von nahezu 150 000 Hektar wird bewässern können. Die Baumwolle, die in nicht zu ferner Zeit von diesen Gegenden auf der neuen Eisenbahnlinie nach Port Sudan am Roten Meer verfrachtet werden soll, wird von der feinsten Qualität sein. Den großen Dammbauten sind andere Kolonisationsarbeiten gefolgt. Port Sudan, das bis vor wenigen Jahren ein kleiner unbedeutender Flecken war, ist jetzt zu

einer wirklichen Stadt im modernen europäischen Sinne herangewachsen. Das gleiche ist der Fall bei zahlreichen Städten am Nil, die von der Kolonisationsarbeit berührt werden. Es ist daher keine Übertreibung, die Einweihung des Sennardamms als einen Wendepunkt in der Geschichte Afrikas zu bezeichnen. Wenn man von Südafrika und Ägypten absieht, die in dieser Beziehung eine Ausnahmestellung einnehmen, muß man feststellen, daß bisher keine sonderlich großen Kapitalien in Afrika festgelegt worden sind. Man ist gegen das Land in einer Weise verfahren, die man nur als Raubbau bezeichnen kann, und man hat es nicht der Mühe wert gefunden, irgendwelche gründlichen Vorbereitungen zu treffen. Nach allem zu urteilen, ist jedoch jetzt eine neue Zeit im Anzuge. Die moderne Technik hält überall ihren Einzug, es gibt kein neues Land zu entdecken, ungeheure Kapitalien werden aufs Spiel gesetzt, um die zugänglichen Nutzflächen bis zum äußersten auszunutzen. Die Einweihung des Sennardammes bedeutet, wie gesagt, einen Wendepunkt. Die Wirkungen seiner Vollendung hat man bereits in den verschiedensten Gegenden Afrikas spüren können. In der westlichen Sahara besitzen die Franzosen ähnliche Möglichkeiten wie die Engländer im Sudan. Von dem Beispiel bei Sennar angespornt, haben sie nun angefangen, Kanäle und Dämme am Niger zu bauen. Aber die bemerkenswerte Tat am Blauen Nil hat mehr als gereizt und angespornt. Major Dugmore, der die Anzahl der an diesem Bau beschäftigten Arbeiter mit ungefähr 20 000 angibt, berichtet, wie er von einem seltsamen Gefühl ergriffen wurde, als er von der Höhe eines bereits fertiggestellten Teiles des Dammes hinabblickte und sah, welch wimmelndes Leben dort unten in der Tiefe von dreißig Metern entfaltet wurde, wo die Kräne lärmten, Sprengungen dröhnten und sich weiße, braune und schwarze Menschen untereinander vermischten in einem fieberhaft erhitzten Tempo. Der Anblick dieses menschlichen Ameisenhaufens tief im Innern Afrikas, an einer Stelle, wo wenige Jahre vorher die große Stille nur von dem

Flug eines einsamen Vogels unter dem Himmelsgewölbe oder dem Heulen der Schakale in der Nacht gestört wurde, machte auf den europäischen Reisenden einen tiefen und sonderbaren Eindruck. Nicht ohne Stolz berichtet er, wie er tief unten auf dem Grunde der Schleuse die britischen Ingenieure von den griechischen und arabischen Vorarbeitern und den großen Massen brauner und schwarzer Arbeiter unterscheiden konnte. Vielleicht ist es dies Bild, das er vor sich sieht, wenn er die Summe seiner Erlebnisse und Erfahrungen im Sudan zieht und seine feste Überzeugung in dem Schluß ausspricht, daß die eingeborene Bevölkerung den weißen Mann nicht mehr entbehren kann. Die großen Kolonisationsarbeiten wären niemals zustande gebracht worden, hätten die Europäer nicht die Initiative ergriffen und die Arbeit geleitet. Die Erfahrungen, die man in dieser Beziehung bereits gesammelt hat, ergeben einen vollständig ausreichenden Beweis. Es ist nicht richtig, Afrika den Erdteil der Schwarzen zu nennen. Er ist in ebenso hohem Maße der Erdteil der Weißen. Es ist möglich, daß die Millionen gelber und brauner Menschen Asiens dem weißen Mann Treue und Gefolgschaft zu kündigen wünschen, aber Afrika hat — wenn man Ägypten und Abessinien ausnimmt — nicht ein Beispiel eines wirklich organisierten Staates, der von Eingeborenen gebildet wurde, aufweisen können. Für Europa ist Afrika geradezu das einzige Stück Zukunft, das ihm seit der Entdeckung Amerikas zugefallen ist.

Afrika verfügt über unschätzbare Reichtümer. Wie man die gewaltigen Wassermassen des Nil besiegte und in den Dienst der Menschen stellte, so werden auch in nicht zu ferner Zukunft die Wasser des Niger eingedämmt und über große Flächen geleitet werden. Die elektrische Kraft, die man aus den Wasserfällen des Kongo und Sambesi gewinnen kann, liegt noch unerschlossen da. Mit ganz wenigen Ausnahmen wird der Boden dieses gewaltigen Erdteils, der dreimal so groß ist wie Europa, genau so bebaut sein wie in der Zeit un-

mittelbar vor der Geburt Christi. Viel besser steht es auch nicht mit der Viehzucht und dem Obstbau. Große Teile Zentralafrikas, die noch von der Malaria heimgesucht werden, sollen im zwanzigsten Jahrhundert in die Zivilisation einbezogen werden; verbesserte Transportmöglichkeiten sollen den Transport von dort erleichtern und die Preise der Produkte aus diesem in Hinsicht des Transportes stiefmütterlich behandelten Gegenden verbilligen. Wir werden an einer anderen Stelle und in anderem Zusammenhang bei den hier angedeuteten Zukunftsmöglichkeiten verweilen. Um uns kurz zu fassen: Afrika, der solange unbeachtete Erdteil, hält im Zeichen der Kolonisationsarbeiten seinen Einzug in den Welthaushalt. Afrika ist das Zukunftsland des zwanzigsten Jahrhunderts, sowohl für die weiße wie auch für die schwarze Rasse. Aber warum hat sich Afrika mit seinen unermeßlichen Vorräten denn solange von den großen Handelswegen ferngehalten? Warum beginnt es erst in den allerletzten Jahren, im internationalen Warenaustausch eine Rolle zu spielen? Wir wollen im folgenden versuchen, hierauf zu antworten.

Vertieft man sich in die Chroniken der Afrikaforschung, so wird man schnell auf bestimmte Umstände stoßen, die ständig und von Anfang an den Entdeckern Schwierigkeiten in den Weg gelegt haben. Und studiert man die Geschichte Afrikas genauer, so wird man daraus beinahe schließen können, welche Aufgaben die Zukunft stellen wird, welche Schwierigkeiten überwunden werden müssen und an welchen Punkten der weiße Organisator mit aller Macht eingreifen muß, um die Eroberung zu Ende zu bringen.

Die Entdeckungsreisen im Altertum.

Bereits in vorgeschichtlicher Zeit sind sicherlich Eroberer aus den Mittelmeerländern an die Küste Afrikas hinüber-

gelangt und haben hier kleine Siedlungen gegründet. Aber noch vor dieser Zeit ist das Niltal bereits bewohnt gewesen. Von der Wüste beschützt und dem Fingerzeig des Nil für die zeitgerechte Bestellung der Erde folgend, legte die ägyptische Flußkultur schon in einem sehr frühen Stadium den Grund zu der später geschichtlich bekannten und aufgezeichneten Entwicklung. Durch Ägypten wurde der afrikanische Kontinent von Anfang an und in stark hervortretender Weise ein bahnbrechender Faktor für alle Kulturen. Aber dabei blieb es auch. Die Nilkultur hatte keine Expansionskraft. Nach Westen legte die Wüste Eroberungszügen größeren Stiles Hindernisse in den Weg — wenn überhaupt etwas zu finden war, was zu erobern gewesen wäre. Nach Süden dehnte sich Ägypten, je höher die Kultur des Landes sich entwickelte, aus, und die Macht der Pharaonen wuchs, bis es unter der 18. Dynastie (1580—1350 v. Chr.) bis zu dem großen Nilknie und unter der 19. Dynastie (1350—1167 v. Chr.) bis zum Nebenfluß Atbara reichte. Weiter erstreckte sich die Macht der Pharaonen nicht. Zwar kann man auf Grabinschriften von erfolgreichen Plünderungszügen in den Sudan lesen, von wo man mit Sklaven, Gold, Straußenfedern, Elfenbein und Ebenholz zurückkehrte; aber einen Drang zur Ausdehnung im eigentlichen Sinne kannte man nicht. Der Sklavenhandel — die Methode jener Zeit, um die Bedürfnisse des Arbeitsmarktes zu befriedigen — hatte die Aufmerksamkeit wesentlich nach Osten gelenkt, und der Bedarf an Luxus brauchte sich nicht mit besonders weitläufigen Unternehmungen zu plagen. Den Bedarf an Gold und Weihrauch ließen die Pharaonen durch Reisen in das umstrittene Goldland Punt herbeischaffen, das die Forscher der Gegenwart gewöhnlich nach Südarabien verlegen. Alles in allem lag für Ägypten, das sich selbst versorgte, kein zwingender Grund vor, sich mit der Geographie des inneren Afrika zu beschäftigen. Und Entdeckungsreisen an den Küsten entlang oder in das Innere des Landes, die nicht von wirtschaftlichen Notwendigkeiten bedingt

waren, sondern nur rein wissenschaftlichen Zielen dienten, zu unternehmen, das konnte den Ägyptern niemals einfallen. Aus strategischen Gründen, nämlich um die Verteidigung auszubauen, hatten die Pharaonen ständig eine Schar Späher im Niltal postiert, die den Fluß nach Süden erforschen sollten, aber viel weiter als bis zu dem mit Schilf bewachsenen und schwer durchdringlichen Sumpfgebiete bei Faschoda haben diese wohl sicherlich ihre Erkundungen nicht ausgedehnt.

Die Pharaonen waren nicht uninteressiert an Meerreisen. Ihre Schiffe unternahmen regelmäßige Reisen nach Punt, weshalb wir annehmen müssen, daß sie sowohl einigermaßen seetüchtig wie auch stark gebaut waren. Aber für längere Reisen über das Meer fehlte ihnen jeglicher Antrieb. Nicht einmal die Erzählungen gescheiterter Seeleute, die von den Ländern und Inseln im Osten kamen, konnten die Nilkultur aus ihrer Schale herauslocken. Aus dieser ägyptischen Finsternis strahlt uns ein einziges klares und helles Licht entgegen — der Pharao Necho aus der 26. Dynastie. Necho war ein plänereicher und weitblickender Herrscher, der unter anderem seinen Weitblick durch die Anfänge einer großen Kanalanlage bewies, die das Rote Meer mit dem Nil verbinden sollte. Nach dem griechischen Geschichtsschreiber Herodot soll dieser Pharao um 600 v. Chr. phönizischen Seeleuten die Aufgabe übertragen haben, um Afrika herumzusegeln. Wegen einer beunruhigenden Antwort des Orakels soll Necho im letzten Augenblick die Einweihung des erwähnten Kanals abgesagt haben; dafür aber wollte er versuchen, mit den Arabern in Verbindung zu kommen, indem er um Afrika segelte. Die Phönizier steuerten auf das Rote Meer hinaus, und als es Herbst wurde, gingen sie an einer Stelle der Ostküste an Land. Sie besäten die Erde und warteten, bis die Saat reif war. Dann fuhren sie weiter und gelangten endlich durch die Straße von Gibraltar nach Ägypten zurück. Wenn diese Reise wirklich unternommen wurde, dann stehen wir vor einer ebenso kühnen Tat, wie sie die Fahrt des Kolumbus

nach Amerika oder die Weltumsegelung Magelhaens' darstellen. Herodot, der seine Erzählung auf Unterredungen stützt, die er mit Priestern im Tempel Meroes gehabt hat, zweifelt nicht daran, daß die Reise stattgefunden hat. Das einzige, was dem weitgereisten Griechen Kopfzerbrechen verursacht, ist die Behauptung der Seeleute, daß sie die Sonne auf der rechten Seite hatten, während sie im Mittelmeer daran gewöhnt waren, sie auf der linken Seite zu haben. Mit der Kenntnis, die wir heutzutage von der südlichen Halbkugel besitzen, können wir nicht einsehen, was an dieser Behauptung merkwürdig ist — sie muß eher als Beweis für die Richtigkeit der Erzählung aufgefaßt werden. Kaum hundert Jahre nach dem Tode Nechos wurde Ägypten von den Persern erobert, und damit schwand auch das letzte Interesse für das afrikanische Festland. Seine Rolle in der Geschichte der Entdeckungsreisen, wenn man überhaupt von einer solchen sprechen kann, war seitdem ausgespielt.

Die Kenntnis der Ägypter von dem westlichen Afrika reichte bis zu den Säulen des Herkules, d. h. bis zur Straße von Gibraltar. Auch das geographische Wissen der Karthager erstreckte sich nicht viel weiter. Nach Münzenfunden zu urteilen, kannten sie sowohl die Kanarischen Inseln wie die Azoren, aber weiter als bis zum Kap Kantin an der Westküste Marokkos können ihre Handelsreisen kaum geführt haben. Doch auch die karthagische Geschichte glänzt durch einen einzigen strahlenden Namen. Wir denken dabei an die große westafrikanische Expedition des Karthagers Hanno um 450 v. Chr., die der Nachwelt durch eine Inschrift erhalten geblieben ist, die sich am Tempel des Götzen Moloch in Karthago befindet, wo sie später abgeschrieben und ins Griechische übersetzt wurde. Hanno, der unzweifelhaft eine der hochstehenden Personen, wenn nicht sogar der Gouverneur der Stadt war, soll nach der Inschrift 30 000 Frauen und Männer sowie 60 Schiffe, die mit je 50 Rudern versehen waren, mit auf seine Reise genommen haben. Mit anderen Worten:

es ist von einer Kolonisation größeren Stils die Rede. Da die Küstenlinie Afrikas sich wegen der ständigen Angriffe des Atlantischen Ozeans vollständig seit der Zeit Hannos verändert hat, so ist es auf modernen Karten unmöglich, seine Reise genau anzugeben. Nach den Berichten von feuerspeienden Bergen, Lavaströmen und ähnlichem zu urteilen, kann man es jedoch als sicher betrachten, daß Hanno den Vulkan Kakulima in der Sierra Leone gesehen hat. Vielleicht ist er auch bis in die Bucht von Guinea gelangt, wo er einem Ausbruch des vulkanischen Kamerunberges beiwohnte. Nach dem Berichte soll auf einer Insel an der Westküste Afrikas eine Kolonie gegründet worden sein; da man aber niemals später von dieser Kolonie hat berichten hören, so liegt die Vermutung nahe, daß der Plan Hannos niemals verwirklicht wurde.

Hannos Bericht, der an manchen Stellen phantastisch erscheinen mochte, hat immer größeren Glauben gefunden, je mehr man die Kenntnisse über die Natur und die Bevölkerung der Nordküste Afrikas vertieft hat. Daß die Flotte z.B., wie Hanno berichtet, zuzeiten durch ein Meer von Wohlgerüchen fuhr, ist höchst wahrscheinlich. Entdeckungsreisende haben in der Sahara oft ähnliche Erfahrungen gemacht. Der lettische Oberst Zeltius kam z. B., als er 1924 zwischen Algier und Timbuktu umherreiste, im Lande der Tuaregs in ein Talgebiet mit blühenden Mimosen. „Die kleinen gelben Blüten dieser Mimosen", schreibt er, „sind wie kleine sammetweiche Bälle und besitzen einen unendlich feinen Duft, der die ganze Gegend erfüllt; man wandert wie in einem blühenden Garten." Zur Nachtzeit sahen die Karthager oft gewaltige Flammen zum Himmel emporlodern, während gleichzeitig das Ufer von einem schrecklichen Geheul widerhallte, das nach der Meinung Hannos von keinen anderen Orten stammen konnte als aus der Unterwelt selber. Entsetzt stachen die Fremden in See. Das, was sie sahen und hörten, war jedoch nichts anderes als die üblichen Abendzusammenkünfte der Negerbevölkerung an der Küste, eine Sitte übrigens, die sich mit

bewundernswürdiger Beständigkeit bis zu unseren Tagen erhalten hat.

Wenn man von einer von dem Geographen Strabo gebrachten Mitteilung über einen gewissen Eudoxos aus Kyzikos, der bis nach Kamerun gelangt sein soll, Abstand nimmt, so gibt es bis zur Herrschaft der Mohammedaner nach dem Karthager Hanno keinen Entdeckungsreisenden von Bedeutung. Die Römer interessierten sich nicht für lange Seereisen. Vielleicht haben sie aber doch die Kanarischen Inseln gekannt. Es wurden dagegen einige Reisen in das Innere Afrikas unternommen, die beinahe den Charakter von Entdeckungsreisen besitzen. So durchstreifte z. B. Cornelius Balbus im Jahre 20 v. Chr. das ausgedehnte Fessangebiet (das jetzige Tripolis), und nicht lange danach drang der Feldherr Julius Maternus bis zu dem Lande zwischen dem Nil und dem Tschadsee vor. Von dieser Expedition liegen jedoch keine näheren Berichte vor, und viel mehr wissen wir auch nicht von einer Nilexpedition, die der Kaiser Nero um 60 n. Chr. aussandte. Die beiden römischen Offiziere, denen die Aufgabe übertragen war, die Quellen des Nil aufzufinden, kamen nicht weiter als bis zu den großen Sumpfgebieten, wo Schilf und Morast sie zur Umkehr zwangen. Das ist übrigens nicht so erstaunlich, da das gleiche Schicksal auch noch heute oft die Nildampfer trifft. Nach der Erklärung des obenerwähnten Majors Dugmore ist eine wirkliche Reinigung erst im Jahre 1923 vorgenommen worden — und bis jetzt hat man nur einen ganz schmalen Kanal für den Verkehr offen halten können. Die mißglückte Reise der beiden Zenturionen wirkte offenbar lähmend auf das Interesse für die Erforschung des oberen Nillaufes und seiner Quellen. Jedenfalls ist von weiteren Versuchen in dieser Richtung in dem ganzen Altertum keine Rede mehr gewesen.

Der allgemeine Verfall und die um sich greifende Auflösung, die den letzten Teil des Altertums charakterisieren, machten natürlich alle längeren Reisen unmöglich. Man er-

fuhr daher vor der Zeit der großen mohammedanischen Entdeckungsreisenden auch nichts Neues mehr über Afrika. Wir wollen daher in aller Kürze hören, wie sich die Alten Afrika, den Schwarzen Erdteil, vorstellten. Wie es sich gebührt, richten wir unsere Frage an Herodot. Über den Nil weiß der berühmte griechische Geschichtsschreiber ungefähr genau so viel oder so wenig wie 400 Jahre später die Römer. Sehr interessant ist sein Bericht von fünf kühnen jungen Leuten, die einmal quer durch die Wüste wanderten und während ihrer Wanderung auf einige Männer stießen, die von sehr kleinem Wuchs waren und die sie zu einer von Zwergen erbauten Stadt an einem großen Fluß führten. Dieser Fluß verlief von Osten nach Westen, und es gab in demselben Krokodile. Vielleicht führte diese Reise nach Timbuktu. Der Fluß ist ziemlich sicher der Niger, der hier zum ersten, aber leider nicht zum letzten Male mit dem Nil verwechselt wird. Nach Westen kennt Herodot Afrika bis nach Soloeis, dem jetzigen Kap Kantin. Sein Bericht von den vielen Menschen, die an den nordafrikanischen Küsten wohnten, ist für uns Menschen der Gegenwart von untergeordneter Bedeutung. Dagegen sind alle möglichen Gründe vorhanden, seinen Theorien über die Sahara auf den Grund zu gehen. Es hat nämlich den Anschein, als ob die Darstellungen des griechischen Historikers auf die Nachwelt so abschreckend gewirkt haben, daß jede Forschung noch lange Zeit nach seinem Tode wegen einer ganz irrtümlichen Vorstellung lahmgelegt worden ist. Nach Herodot liegt unmittelbar hinter dem bewohnten Küstenstreifen ein spärlich bewachsenes, wildreiches Land. Dann kommt die Wüste; sie ist schrecklich, ohne Wasser, ohne Pflanzen, Menschen oder Tiere. Wir wollen uns etwas bei dieser Behauptung aufhalten. Es ist nicht zu viel gesagt, daß diese Wüstentheorie der Psychologie des ganzen Altertums ihren Charakter gab und die Entwicklung in Bahnen lenkte, die Afrika ganz außer Betracht ließen. Die alten Ägypter verhielten sich gegen die Wüste ebenso ablehnend wie die Völker des Altertums über-

haupt. Sie waren keine Anhänger der romantischen Einsamkeit. Das Leben war ein ernster Kampf, und alles Unbekannte barg Gefahren. Kein Wunder, daß man darum die Wüstenreisen als ein leichtsinniges Spiel mit dem Leben betrachtete. Es gab anderes und mehr als den Durst und die Einsamkeit, was dem Wanderer Entsetzen einjagte. Die Wüste hat ihre eigene Stimme. Oft bersten die Steine und Klippen mit einem dumpfen Geräusch — der unglaubliche Temperaturunterschied zwischen Tag und Nacht läßt dies in der Sahara zu einer alltäglichen Begebenheit werden. Auch die Sanddünen konnten sprechen. Wenn der Wüstenwind über das Sandmeer streicht, dann hört man oft einen Laut wie von langgezogenen Trommelwirbeln. Die Araber in der Sahara glauben in diesem Ton das unheimliche Hohngelächter des fürchterlichen Wüstengeistes zu hören, den sie Rul, den Trommelschläger, nennen und der der Todesengel des verirrten Reisenden ist. Diejenigen, die einem Sturm in der Sandwüste lebendig entronnen waren, hatten der Bevölkerung in den Oasen und an der Küste merkwürdige Erlebnisse zu berichten, die von dem abergläubischen Altertum mit Gier aufgenommen wurden.

Herodot war trotz seiner ungeheuren Neugierde doch schon eine etwas kritische Natur. Aber seine Lehre von der Undurchdringlichkeit der Sahara blieb in den Wüstenbetrachtungen des Altertums wie des Mittelalters der rote Faden. Das Land hinter der Küste verlor daher jede praktische Bedeutung. Dorthin verwies man alle die phantastischen Gestalten, wie kopflose Wesen, Hundemenschen, die Einfüßigen, die Klumpfüßigen usw., die in so reichem Maße die Vorstellungswelt des Mittelalters bevölkerten.

* * *

Während die Nilkultur wegen ihrer selbstgewollten Abgeschlossenheit für den afrikanischen Kontinent keine Bedeutung erlangte, lagen in dem karthagischen Handel Keime zu einer Entwicklung, die sich mit der Zeit vielleicht zu einer

großartigen panafrikanischen Kolonisation hätten entwickeln können. Aber die Punischen Kriege gaben der Entwicklung eine ganz andere Richtung. Aliquid semper novi ex Africa. Immer etwas Neues aus Afrika. So hieß es in Rom, in der Stadt, die über den größten Teil eines Erdteiles herrschte, woraus man ja schon auf ein gewisses Interesse an dem großen Kontinent im Süden schließen kann. In Wirklichkeit verhielt sich Rom Afrika gegenüber äußerst passiv, besaß aber doch auf jeden Fall gewisse, den Tatsachen entsprechende Berichte darüber. In der Verfallszeit des Reiches und in den ersten Jahrhunderten des Christentums schwanden jedoch auch diese wenigen Berichte völlig aus dem Bewußtsein des Volkes. Die Kirche war der Geographie feindlich gesinnt — eine natürliche Folge der nahen Verknüpfung der Geographie mit dem Altertum. Es ist allerdings nicht richtig, die Kirche als eine grundsätzliche Feindin der Wissenschaft hinzustellen. Aber sie bekämpfte die Vorstellungswelt des Altertums, und die Wissenschaft, die ihren Ursprung nicht verleugnen konnte, wurde mit ihr in den Bann getan. Wenn auch die Geographie eine so offensichtlich harmlose und unschuldige Beschäftigung war, so wurde sie dennoch von dem Urteil der Kirche mitgetroffen. Es trat eine Zeit des Stillstandes ein, wo nur die Volksphantasie mit Erlaubnis der Kirche sich auf Entdeckungsreisen hinauswagte.

Da ergriffen die Araber die Initiative.

Die Araber in Afrika.

Als Mohammed im Jahre 632 n. Chr. starb, hatte der Islam seine Macht noch nicht über die Grenzen Arabiens ausgedehnt. Zehn Jahre danach fiel Alexandria, und für viele weitere Jahrhunderte wurde Ägypten ein Bollwerk des Islams. Im Anfang des achten Jahrhunderts wurden die Küstengebiete

Nordafrikas besetzt; 711 überschritten die Truppen der Omaijaden die Straße von Gibraltar und eroberten Spanien für das Kalifat. Durch den Mohammedanismus, dessen schnelle Entwicklung mehr dem Verfall der westländischen Staaten und der daraus folgenden geringen Widerstandskraft zuzuschreiben ist als seinen überlegenen Eigenschaften, wurden die Handelsbeziehungen Europas mit dem Osten für lange Zeiten unterbrochen. Als sie später wieder in ganz kleinem Maßstabe aufgenommen wurden, geschah dies unter der Kontrolle Ägyptens. Wir werden später sehen, wie die großen Entdeckungsreisen, die die neuere Zeit einleiteten, in nicht geringem Maße durch die Preiserhöhung der arabischen und indischen Produkte, die durch die ägyptischen Zölle verursacht wurden, veranlaßt und gefördert worden sind. Mit der Eroberung Nordafrikas nahm der Islam eine so überragende Stellung ein, daß die Erforschung des gewaltigen Schwarzen Erdteils mehrere Jahrhunderte hindurch allein auf dem Verdienst der Araber beruhte. Und kann hier von wirklich nennenswerten Verdiensten die Rede sein? Oder verhielt es sich eher so, daß der Mohammedanismus durch seine vielen Absperrungsmaßnahmen die Forderung nach neuen Handelswegen erzwang, die die eigentliche Ursache für die Entdeckungsreisen gegen Ende des Mittelalters bildete?

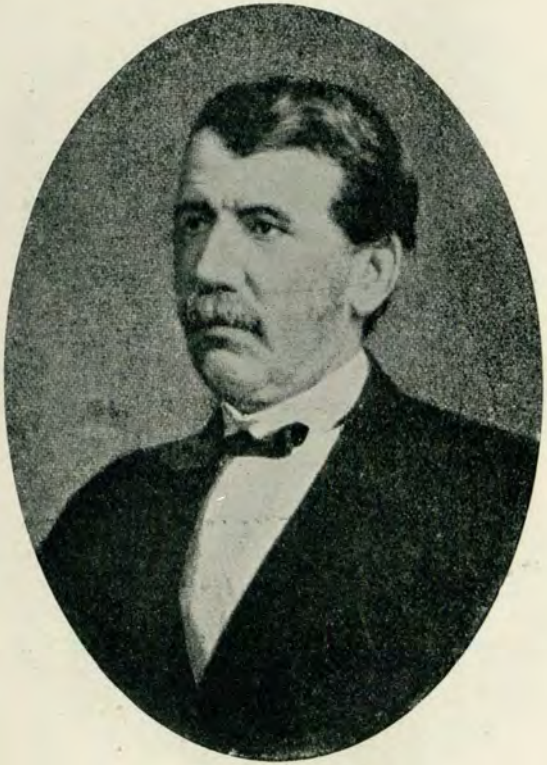
Vorerst einige Worte über das Verhältnis der Araber zu den alten Geographen. Im großen und ganzen zeichnet sich die Einstellung des Islams der Wissenschaft und den Entdeckungen gegenüber durch eine erstaunliche Vorurteilslosigkeit aus. Die arabischen Gelehrten studierten die Geographen des Altertums und Claudius Ptolemäos eingehend. Hauptsächlich stützten sie sich auf Ptolemäos, den führenden Namen des Altertums innerhalb der Astronomie, der jedoch auch ein großes geographisches Werk verfaßt hatte, das mit vielen Karten versehen war. Bei Ptolemäos begegnen wir zum ersten Male Berichten über die großen Quellseen des Nil. Von einem gewissen Marinus von Tyrus hat Ptolemäos einen Bericht

über einen griechischen Kaufmann Diogenes erhalten, der an der Ostküste Afrikas landete und sich so weit in das Innere begab, bis er die schneebedeckten Gipfel des Kilimandscharo sehen konnte. Ptolemäos nennt diesen Berg den Mondberg und erklärt, daß hier der Nil seinen Ursprung habe. Nach der Aussage des Marinus von Tyrus sollte der Nil aus zwei Quellflüssen entstehen, die nördlich zweier großer Seen zusammenfließen, danach aber durch Schilfland und Sümpfe laufen, wo sie einen Nebenfluß aus Abessinien (den Blauen Nil) aufnehmen. Außer dem Nil erwähnt Ptolemäos auch den Fluß „Nigir". Soweit er nicht auf Senegal hindeutet — was ebenfalls möglich ist — kann man annehmen, daß er den großen Fluß Niger meint, über dessen Lauf späterhin in der geographischen Wissenschaft Streit entstehen sollte.

Man wird vielleicht fragen, ob nicht die im Altertum gerüchtweise vorkommenden Berichte über den afrikanischen Kontinent bereits zu einer sehr frühen Zeit den Arabern bekannt gewesen sind. Die Schnelligkeit, mit der der Islam, nachdem er Nordafrika erobert hatte, nach Süden in den Sudan drang, setzt eine gewisse Kenntnis der südlichen Gegenden voraus. Man hat sicher auch die spärlichen Berichte des Altertums über die Ostküste Afrikas benutzt, falls nicht die alten Verbindungen Arabiens mit der östlichen Küste Afrikas den Kontakt gebildet haben. Wie dem nun auch sei, so ist es doch gewiß, daß wir die Araber bereits im siebenten Jahrhundert eifrig damit beschäftigt finden, an der Ostküste Afrikas Handelsplätze zu gründen; die Städte Mukdeschar, Mombasa, Mozambique, Sofala und Sansibar erreichten durch den arabischen Handel einen Wohlstand, der Vasco da Gama und seine Leute aufs höchste in Erstaunen setzte, als sie viele Jahrhunderte später auf ihrem Wege nach Indien die Ostküste erreichten. Im Innern Afrikas gelangte man, wie bereits erwähnt, bis zum Sudan — Biled-es-Sudan, das Land der Schwarzen, heißt es auf arabisch —, und nach dem Strom der Pilger zu urteilen, haben die Verbindungen mit den Gegenden um

den Niger und den Tschadsee bereits sehr früh eine gewisse Sicherheit erlangt.

Wenn sie auch den Erdteil nicht umsegelt hatten und deshalb seine genaue Form nicht angeben konnten, so kannten die Araber doch, wie man wohl dem Vorstehenden entnommen haben wird, bereits im achten und neunten Jahrhundert mehr von Afrika als das geographisch interessierte Europa zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Die Westküste kannte man zwar nicht weiter als bis zum Kap Nun an der Westküste Marokkos, aber an der Ostküste war man bis südlich von Sofala vorgedrungen. Auf ihren Kamelen durchstreiften die Araber die Sahara und den Sudan; allein vom Kongo und den mittelafrikanischen Seen und von der Südspitze des Erdteils ahnten sie noch nichts. Das, was sie wußten, würde jedoch die Geschichte der Erforschung Afrikas um einige hundert Jahre verkürzt haben, wenn die Europäer dort hätten fortfahren können, wo die Araber aufgehört hatten. Eine solche ununterbrochene Entwicklung wurde jedoch aus verschiedenen Gründen unmöglich gemacht. Hauptsächlich trug dazu der religiöse Gegensatz bei, der erst gegen Ende des Mittelalters so weit gemildert war, daß ein wirklicher Kultureinfluß stattfinden konnte. Hierzu kam, daß die Araber es nicht wünschten, ihre Entdeckungen bekanntzugeben. Aus dem Handelsbedürfnis heraus waren die Entdeckungen entstanden, und um die Monopolstellung zu bewahren, war es dringend notwendig, die Handelswege mit dem größtmöglichen Geheimnis zu umgeben. Es erscheint merkwürdig, daß der lebhafte Warenaustausch zwischen dem Sudan und dem nördlichen Afrika solange stattfinden konnte, ohne daß die Karawanenwege allgemein bekannt wurden. In der Absicht, den Markt — nicht zuletzt den Sklavenmarkt — für sich zu behalten, waren die Araber eifrig bemüht, die Schreckensvorstellungen, die sich das Altertum von dem Innern des Landes gebildet hatte, wachzuhalten. Nur bei den großen arabischen Entdeckungsreisenden, mit deren Wirken wir



David Livingstone.

Henry M. Stanley.

Mungo Park.

René Caillié.

Hugh Clapperton.

Richard Lander.

uns jetzt näher beschäftigen werden, finden wir eine gewisse Gelöstheit von den wirtschaftlichen Gesichtspunkten.

Der erste unter den weitreisenden Arabern ist Masudi, der sich den größten Teil seines Lebens fern von Bagdad, wo er zu Hause war, auf Reisen befand. Er lebte im neunten Jahrhundert und besuchte unter anderem Indien, Persien und das Innere Asiens. Besonders interessant sind seine Reisebeschreibungen aus Ostafrika, das er bis nach Sofala kennt. Er hat die besten Eindrücke von Land und Volk erhalten. Die Städte Sofala, Sansibar, Mozambique, um nur einige Namen zu nennen, befanden sich alle in einer Zeit der Hochkonjunktur; die Ausfuhr von Elfenbein, Gold und Pantherfellen, und später auch von Sklaven, war überaus lebhaft. Vom Inneren des Landes hat Masudi dagegen nur sehr dunkle Vorstellungen. Er stellt eine besondere Theorie über einen Arm des Nil auf, der an der Ostküste mündet, und verlegt die Quellen des Nil bis nach Sansibar. Es möge ihm aber dort, wo seine Seele sich jetzt befindet, ein Trost sein, daß es gut 1000 Jahre nach seiner Zeit dauern sollte, ehe die geographische Wissenschaft darüber bestimmte und zuverlässige Erklärungen zu geben vermochte. Während Masudi sich in Afrika auf Reisen an den Küsten entlang beschränkte, zeigen vier andere Reisende, die man in dieser Verbindung zu erwähnen nicht vergessen darf, ein lobenswertes Interesse für das Innere des Festlands.

Der marokkanische Edelmann Edrisi, der durch sein Freundschaftsverhältnis zu König Roger I., an dessen Hofe in Sizilien er sich lange Zeit aufhielt, auf die geographisch interessierten Kreise Europas großen Einfluß ausübte, besuchte Afrika niemals selbst — wogegen er wohl in so ferne Gebiete wie Schottland und Skandinavien gelangte. Er war jedoch ein hervorragender Kartograph und eifriger Sammler. Was er von Mittelafrika, das in besonderem Maße sein Interesse gefesselt haben muß, zu erzählen weiß, lautet überaus glaubwürdig. Timbuktu erwähnt er nur andeutungsweise, woraus zu schließen ist, daß die später so umstrittene Wüstenstadt zu seiner Zeit —

im zwölften Jahrhundert — nur ein verhältnismäßig unbedeutender Ort gewesen sein muß. Dagegen bespricht er neben anderen Reichen das offizielle mohammedanische Königreich Ghana, das aus zwei Städten, eine auf jeder Seite des Niger, bestand, den Edrisi übrigens als den Nil bezeichnet und ihn in der Richtung von Osten nach Westen fließen läßt. An den Ufern des Flusses besaß der König ein schönes festungsartiges Schloß mit Skulpturen und Malereien. Die arabische Kultur hat, wie es scheint, bereits zu dieser Zeit eine sehr große Verbreitung besessen. Dieser König war übrigens auch der glückliche Besitzer eines Goldklumpens von 300 Pfund Gewicht. An diesen seltenen Gegenstand wurde das Pferd des Königs angebunden, ein Vorrecht, das keinem anderen Tier zustand. Der Goldhunger scheint übrigens zu dieser Zeit im Gebiete des Niger ziemlich allgemein gewesen zu sein. Südlich von Ghana lag das Goldland Wangara (die jetzige Goldküste), das wegen seiner reichen Goldlager berühmt war. In der trockenen Jahreszeit wurde übrigens jedermann dazu abkommandiert, im Niger Gold zu waschen. Es ist nicht undenkbar, daß die Portugiesen, als sie im fünfzehnten Jahrhundert ihre Reisen nach der Westküste Afrikas begannen, dies zum Teil im Vertrauen auf die Mitteilungen Edrisis getan haben. Der marokkanische Edelmann wurde ja, wie bereits erwähnt, in Europa bekannt wie berühmt, was bei den übrigen weitgereisten Arabern kaum in gleichem Maße der Fall war.

Edrisi gibt dann ziemlich genauen Bescheid über den Tschadsee, den übrigens auch Abulfeda, ein anderer berühmter arabischer Geograph, an den richtigen Ort verlegt. Abulfeda, der seine Tage als Fürst über Hammet in Syrien beschloß, glaubt sowohl die Quellen des Niger wie des Nil und Jubas bestimmen zu können. Er behauptet von diesen Flüssen, daß sie ihren Ursprung in dem See Kura-Kawar haben. Es wird heutzutage angenommen, daß Abulfeda damit auf das Bahr-el-Ghasel, das große Sumpfgebiet am oberen Nil, hindeutet, das zur Regenzeit einem gewaltigen See gleicht.

Im Gegensatz zu den bereits erwähnten Forschern hat Ibn Batuta, der größte aller arabischen Reisenden, auf seinen Reisen auch Mittelafrika besucht. Ibn Batuta (in Tanger in Marokko geboren) hat Indien, China, Mittelasien und Rußland besucht. Nachdem er die Welt ein Vierteljahrhundert lang durchstreift hatte, ging er im Auftrag des marokkanischen Sultans nach dem Sudan. Von Ibn Batuta stammt die erste Schilderung des Wüstenweges nach Timbuktu. Der weitgereiste Forscher findet die Aufgabe äußerst anstrengend. Er klagt über die furchtbare Hitze und Eintönigkeit. Die einzigen Menschen, auf die die Karawane stieß, waren arme Salzsammler oder Hirten. Dem Wüstensturm scheint er jedoch glücklich entgangen zu sein, und er gelangt ohne irgendwelches Unglück nach dem Sudan. Das Ziel der Reise war Melli, eine jetzt verschwundene Stadt, die am Niger lag, wo er sich in „dem Stadtteil des weißen Mannes" einlogierte, eine Tatsache, die besser als viele Worte von dem lebhaften Handelsaustausch Zeugnis ablegt, der zwischen dem Sudan und der Küste im Norden bestand. Der Islam hatte bereits zu dieser Zeit unter der Negerbevölkerung tiefe Wurzeln geschlagen. Ibn Batuta konstatiert mit Zufriedenheit, daß dem religiösen Zeremoniell nachgekommen würde, daß die Gebetsstunden überwacht würden und daß man sich nach bestem Vermögen bestrebe, Stücke aus dem Koran auswendig zu lernen. Die Männer in Melli waren nach der Ansicht des vornehmen Fremden ihrem Könige gegenüber etwas zu unterwürfig und kriechend, und den Brauch, daß sie nackt unter den Frauen herumliefen, fand er direkt anstößig. Auf der Heimreise traf er auf einen mit den Tuaregs sehr nahe verwandten Stamm, dessen Frauen seine größte Bewunderung erweckten. Sie seien die schönsten Frauen der Welt, berichtet dieser unleugbar sehr erfahrene Reisende. „Und nirgends auf der Welt", fügt er hinzu, „habe ich so fette Frauen gesehen wie hier." Ob das nun ein Lob oder ein Tadel ist, läßt sich nicht entscheiden. Diese Sitte, die Frauen zu mästen — in der

mageren Wüste ist Beleibtheit ja ein Zeichen der Wohlhabenheit —, besteht noch heute bei den Saharastämmen, wie die Reisenden späterer Zeiten haben feststellen können. Auf der Heimreise blieb Ibn Batuta abermals vom Unglück verschont, wenn man von einem Schneesturm, in den die Karawane in den Atlasbergen in Marokko geriet, und sehr schlechtem Wetter absieht. Unzweifelhaft ist dies ein sehr seltsamer Abschluß für eine Reise durch die glühende Sahara.

Es muß offenbar im Mittelalter in der Sahara bedeutend friedlicher zugegangen sein als in unseren Tagen. Die französische sogenannte Citroënexpedition fuhr mit besonders ausgerüsteten Automobilen und reichlich mit Munition versehen durch die Sahara, und der früher erwähnte Oberst Zeltins, der mit einer Eskorte von vier Mann Timbuktu erreichte, glaubte, daß er dadurch eine wirklich heldenmütige Tat vollbracht habe. Ibn Batuta begegnete keinen Schwierigkeiten, und Ibn Mohammed el Weza, später Leo Africanus genannt, ebenfalls nicht. Leo Africanus, der sich, nachdem er zum Christentum übergetreten war, lange Zeit in Rom aufhielt, schrieb dort über eine Reise, die er in der Zeitspanne 1513—1515 in der Nigergegend unternommen hatte, einen Bericht, der neben den Arbeiten Edrisis für lange Zeit das letzte Wort der geographischen Forschungen über Mittelafrika war. Leo Africanus durchquerte ungefähr fünfzehn Königreiche. Zu seiner Zeit erlebte Timbuktu eine Glanzperiode wie nie zuvor. Die von Edrisi und Ibn Batuta kaum erwähnte Stadt war zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts der führende Handelsplatz Mittelafrikas und damit zugleich eine Heimat der Kultur. Die Häuser waren wie früher aus Lehm und Holz hergestellt, und die Stadt machte nach außen einen sehr ärmlichen Eindruck, aber ihre Bewohner und besonders die Kaufleute, die mit Leinen- und Baumwollstoffen aus Europa Handel trieben, waren ungeheuer reich. Als Zahlungsmittel wurde außer dem Gold auch die Kaurischnecke verwendet, die aber später in ihrem Wert so sehr fiel, daß man

mehrere Ladungen brauchte, um größere Einkäufe zu machen. Leo Africanus berichtet eingehend von den vielen Städten und Reichen, die er auf seiner Reise kennengelernt hat. Er beglaubigt durch seine Aussprüche, was bereits seine Vorgänger von dem Volksreichtum und den lebhaften Handelsbeziehungen des Nigergebietes mit der Küste Nordafrikas gesagt hatten.

Als Leo Africanus seine Reisen am Niger entlang unternahm, über den er übrigens keine näheren Berichte hinterläßt, hatten die Araber ihre Rolle als führendes Kulturvolk bereits ausgespielt. Schon 1078 wurde das Kalifat in Bagdad dadurch erschüttert, daß die Seldschuken die Macht errangen; im dreizehnten Jahrhundert fiel die Stadt als leichte Beute den Mongolen anheim. Damit war das Signal zur Auflösung der mohammedanischen Herrschaft gegeben. Zwar gelang es Ägypten, den Staat unter der fürchterlichen Herrschaft der Mamelucken bis 1517 aufrechtzuerhalten, — als das Land von den Türken erobert wurde. — Während dieser Zeit vermochte es wohl den Handel mit Indien zu kontrollieren; eine selbständige Initiative fehlte dem Land jedoch gänzlich, ganz ebenso, wie es schon immer gewesen war und wie es augenscheinlich auch noch heutigen Tages ist.

Die religiösen und materiellen Motive, die, unlöslich miteinander verbunden, das Kalifat und den Mohammedanismus zu einer Weltmacht erhoben hatten, bestanden nicht mehr. Der Platz an der Sonne war frei, und es meldete sich sofort eine ganze Reihe neuer Völker als Anwärter dafür. Auch innerhalb der Entdeckungsreisen begegnen wir neuen Typen und neuen Sprachen. Aber die alten Probleme waren in der Hauptsache noch immer ungelöst. Es war nicht geglückt, Afrika zu umsegeln, und man hatte keine Kenntnis von den äußeren Umrissen dieses Erdteils. Der Lauf des Niger war noch nicht erforscht, und die Quellen des Nil kannte man nicht. Von Zentral- und Südafrika wußte man, buchstäblich gesprochen, nichts. Wenn die Araber nur einige Jahrhunderte

mehr zur Verfügung gehabt hätten, dann wäre es vielleicht möglich gewesen, daß sie von innen heraus den schwarzen Erdteil hätten erobern können.

Welche Bedeutung haben nun die Araber für die spätere Forschung gehabt? — Sämtliche arabischen Reisenden haben sich bemüht, die Lehre des Altertums von dem großen Nichts jenseits der Sahara zu widerlegen. Sie haben ebenso gegen die Auffassung Herodots protestiert, daß die Wüste undurchdringlich und vollkommen leblos sei. Leider scheinen die Nachfolger der Araber in der Afrikaforschung — die Italiener und Portugiesen — zu dem Zeitpunkt der Entdeckungen noch unter dem Einfluß Herodots gestanden zu haben. Dagegen wurde man in anderer Richtung von Arabern beeinflußt, ohne jedoch damit der Forschung zu dienen. Die Nachfolger Mohammeds fürchteten die Wüste nicht; dagegen hegten sie vor dem Meere ein unerklärliches, aber nichtsdestoweniger unüberwindliches Grauen. Verleumder behaupten zwar, daß dieser Abscheu ein vorgespiegelter sei, weil die Araber die maritimen Handelswege für sich selber zu behalten wünschten und die europäischen Entdeckungsreisenden fürchteten; aber die Araber selbst wagten sich ja niemals weiter als bis zum Kap Nun. Den Atlantischen Ozean nannten sie „das schauerliche grüne Wasser". Niemand wußte, wo es aufhörte, und niemand wagte es, an den Säulen des Herkules vorbeizusegeln. Wunderliche und schreckliche Geschöpfe würden sich über den werfen, der diesem Meer zu trotzen wagte, und das Meereinhorn (der Narval) konnte mit seinem gewaltigen Horn drei Schiffe auf einmal durchbohren. An der Grenze, wo sich Atlantischer Ozean und Mittelmeer begegnen, so berichtet Masudi, hat der Riese Hirakl (Herkules) gewaltige Säulen aus Stein und Kupfer errichtet. Auf diesen Säulen sollten sich Inschriften und Figuren befinden, die mit erhobenen Händen warnten, daß man es nicht wagen solle, weiterzusegeln. Im mittelalterlichen Europa fanden diese Schreckensvorstellungen neben allem möglichen anderen geographischen

Aberglauben fruchtbaren Boden. Nach gutem Christenglauben wurde jeder, der sich über das Kap Bojador hinauswagte, zur Strafe für seine Kühnheit schwarz. Jenseits dieser Landzunge kochten die Flüsse, und die Hand des Satans griff nach jedem, der sich hierher wagte. Natürlich mußten solche Vorstellungen in höchstem Grade hemmend auf den Forschungseifer wirken. Aber eben deshalb ist auch der Bericht darüber, wie Heinrich der Seefahrer den Aberglauben und das Entsetzen besiegte und sich Meile für Meile mit seinen Karavellen an der afrikanischen Küste mit Indien als endgültigem Ziel entlangschob, so von dramatischen Spannungen erfüllt wie keine zweite Tat in der Geschichte der Entdeckungsreisen.

Afrika in der Zeit der großen Entdeckungsreisen.

Viel ist im Laufe der Jahre über die großen Entdeckungsreisen zu Beginn der Neuzeit geschrieben worden, die die Landkarte so völlig umformten und das Weltbild der europäischen Völker veränderten. Und viele Mühe hat die historische Forschung mit der Arbeit gehabt, mit größtmöglicher Genauigkeit die innerste Triebkraft zu dieser Entwicklung zu finden, die nach und nach zu der Entdeckung Amerikas, des Seeweges nach Indien und der Weltumsegelung Magelhaens' führte. Ein materialistisches Zeitalter hat es sich genügen lassen, in den großen Entdeckungsreisen ein notwendiges Glied der wirtschaftlichen Entwicklung zu sehen. Eine romantischere Geschichtsschreibung hat auf das tiefere Lebensgefühl der Renaissance hingewiesen. Sie erblickt in den großen Entdeckungsreisen einen Ausdruck des erwachenden Tatendranges und der Abenteuerlust. Eine dritte, weniger bekannte Richtung hat die Aufmerksamkeit auf gewisse religiöse Einschüsse in dem bunten Gewebe gelenkt. Hier Sonne und Wind gerecht zwischen den verschiedenen Richtungen verteilen zu wollen, wäre gleichbedeutend damit,

die Geschichte der Entdeckungsreisen von Anfang bis Ende zu schreiben. Wir müssen uns daher damit begnügen, einige Andeutungen zu machen.

Kolumbus segelte nicht nach Westen, weil er dazu von Gerüchten über einen neuen Weltteil getrieben wurde. Bartolommeo Diaz und Vasco da Gama stachen nicht in See, um an der Küste Afrikas Entdeckungen zu machen; sondern es galt den Seeweg nach Indien. Keine Entfernungen waren zu groß, keine Leiden und Aufopferungen zu abschreckend, wenn es galt, dieses Ziel zu erreichen. Aber warum war denn die Auffindung eines Seeweges nach Indien bei der westeuropäischen Bevölkerung beinahe vierzig Jahre lang ein so brennender Wunsch? In seiner berühmten Arbeit „Die Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen" hat der deutsche Forscher Oscar Peschel diese Frage beantwortet. Die Menschen späterer Zeiten betrachten den unersättlichen Goldhunger der portugiesischen und spanischen Eroberer als einen der häßlichsten Züge jener Zeit. Es liegen jedoch nicht allein Böswilligkeit und wilde Rücksichtslosigkeit hinter den Handlungen aller Konquistadoren. Mit unseren Augen gesehen und mit unseren Maßstäben gemessen, erscheinen sie in ihrem Goldhunger so unproduktiv, so seltsam negativ eingestellt. Wie ganz anders gestaltet sich die Kolonialpolitik unserer Zeit, wo man mühsam und mit ungeheurem Kapitalaufwand und zum Besten der Eingeborenen die Schätze der tropischen Länder zu gewinnen sucht. Betrachtet man jedoch die Sache vom historischen Standpunkt, so muß man bald seine Auffassung ändern. Während der ganzen letzten Hälfte des Mittelalters wanderte ein ununterbrochener Gold- und Silberstrom aus dem Abendlande nach Indien als Bezahlung für Gewürze, Weihrauch, feines Tuch und kunstvolle Schmiedearbeiten. Europa hatte nichts, das es in Tausch hätte geben können; dazu war die abendländische Kultur zu dieser Zeit zu primitiv. Also mußte man mit Gold und Silber bezahlen. Kein Wunder war es daher, daß Gold und Silber begehrte Metalle waren und

es in ständig steigendem Grade mehr wurden, je mehr durch die Kreuzzüge die Kenntnis des Orients und seiner Herrlichkeiten in ganz Europa verbreitet wurde. Indien, wohin man soviel Gold und Silber, hauptsächlich als Bezahlung für Gewürze, schickte, die im Mittelalter ganz anders begehrt und geschätzt waren, als sie es jetzt sind, war dafür bekannt, daß es sehr reich an Gold und Edelsteinen wäre. In der kühnen Volksphantasie nahm das Vorkommen des Goldes bald gigantische Maße an, und es war eine bei Laien wie bei Gelehrten ganz allgemein verbreitete Ansicht, daß man nur zu dem Märchenlande vorzudringen brauchte, um die kostbaren Metalle förmlich in die Schiffsladeräume schaufeln zu können. Aber der Weg nach Indien war gesperrt, und die Mohammedaner waren es nicht allein, die den Verkehr der Reisenden von und nach Indien kontrollierten. In Zollhäusern in Alexandria hielten erst die Araber, später die Mamelucken Wacht, und als die Türken unter Selim I. 1517 Ägypten eroberten, wurde die Kontrolle womöglich noch schärfer. Die europäischen Kaufleute mußten in Alexandria bleiben. Sie empfingen zwar ihre Waren aus Indien und Arabien, aber diese waren zwei- und dreifach verteuert durch die Zollbehandlung. Mit den Jahren wurde die ägyptische Absperrung vollkommen unerträglich. Sie sperrte den Goldsuchern den Weg und schraubte die Preise immer mehr in die Höhe. In Europa wurden die Zahlungsmittel knapp. Es war kein Gold mehr aufzutreiben, Indien war versperrt, und die Waren wurden von Jahr zu Jahr teurer. Zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts kostete eine Menge Ingwer, die man an der Malabarküste für vier Dukaten kaufen konnte, in Alexandria elf Dukaten. Ein ebenso großes Quantum Weihrauch kostete in Alexandria viermal soviel wie in Mekka. Im europäischen Haushalt, in dem nach dem Chaos der Kreuzzüge und der Feudalzeit allmählich wieder geordnete Zustände zu herrschen anfingen, wurde diese Kontrolle des Ostens als um so demütigender empfunden, weil der Handel und der Warenaustausch

im Mittelmeer ständig an Bedeutung und Umfang unter der Führung der italienischen Städte zunahm, eine Entwicklung, die bereits mit den Kreuzzügen begann und durch die Zersplitterung innerhalb des Islams, die nach dem Ansturm der Mongolen um 1250 eintrat, begünstigt wurde. Es wurde der Vorschlag gemacht, das ägyptische Joch dadurch abzustreifen, daß man Alexandria regelrecht boykottierte. Unter anderem wurde auch die päpstliche Macht für diesen Vorschlag gewonnen, und mehrere Male wurden Bannbullen gegen jeden ausgestellt, der dem Handelsverbot trotzte. Der Versuch mißlang jedoch. Als der reguläre Handel aufhörte, begann der Schmuggel, und die tausend Inseln und Buchten des Mittelmeeres gaben sichere Verstecke für die Schmuggler ab. Man sprach auch davon, daß der Handel mit Indien über Täbris und Trapezunt am Schwarzen Meere geführt werden sollte; aber diese Route gelangte niemals zu größerer Bedeutung. Alexandria blühte trotzdem das ganze Mittelalter hindurch und erreichte gegen dessen Ende seine größte Macht und seinen höchsten Wohlstand. Die junge Kraft des Abendlandes war gezwungen, einen anderen Weg zu wählen, den Weg, dessen erste Etappe durch den Vorstoß der Portugiesen an der Westküste Afrikas in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts gekennzeichnet und der mit der Landung Vasco da Gamas an der Malabarküste Indiens abgeschlossen wurde.

Es war kein Zufall, daß es gerade die Portugiesen waren, die sich an die Aufgabe wagten, Afrika zu erforschen, — die notwendige Voraussetzung übrigens, um Indien auf dem Seewege zu erreichen. Die Portugiesen waren tüchtige und abgehärtete Seeleute, die es besser als die anderen Mittelmeervölker verstanden, sich gegen den launenhaften Atlantischen Ozean zu behaupten. Ihre Häfen bildeten für die Reisen in südlicher und südwestlicher Richtung natürliche Ausgangspunkte. Und — last, not least — die Portugiesen waren ein Volk, das wußte, was es heißt, der Macht des Islams unterworfen

zu sein. In dem Interesse der Portugiesen für Afrika gab es, wie wir später noch sehen werden, ein nicht geringes religiöses Moment. Eine alte Überlieferung wußte zu berichten, daß tief in Afrika ein mächtiger Fürst herrsche, der Christ sein sollte. Die Araber konnten nicht mit ihm fertig werden. Er aber wartete nur auf den günstigen Augenblick, um mit allen denen abzurechnen, die sich zum Glauben Mohammeds bekannten. Mit diesem Herrscher, der der Priesterkönig Johannes genannt wurde, in Verbindung zu treten, war die große Hoffnung, die fast der ganzen Christenheit Europas vorschwebte. Die Portugiesen, die im zwölften Jahrhundert das Joch des Islams abschüttelten, waren ganz besonders dazu befähigt, diesen Plan zu verwirklichen. Es ist jedoch ungewiß, ob sie trotz ihres Eifers, ihrer Vertrautheit mit dem Meere und ihrer besonders günstigen Lage sich in der Chronik der Entdeckungsreisen ein so stolzes Denkmal hätten errichten können, wenn nicht aus ihrer Mitte ein Mann von selten großem Format erstanden wäre.

Heinrich, der Seefahrer.

Prinz Heinrich von Portugal — später unter dem Namen Heinrich der Seefahrer bekannt — war der Sohn König Johanns I. und seiner englischen Gemahlin Philippa. Er wurde bereits in ganz jungen Jahren in das politische Leben jener Zeit hineingezogen. So nahm er im Alter von 21 Jahren an der Eroberung des mohammedanischen Ceuta in Marokko durch seinen Vater teil. Es ist höchst wahrscheinlich, daß er bei dieser Gelegenheit von Gerüchten über die Länder im Süden gehört hat oder vielleicht sogar mit Kaufleuten jener Karawanen, die Gold und Elfenbein an die Küsten Nordafrikas führten, zusammengetroffen ist. Vielleicht hörte er auch hier die Sage von dem Priesterkönig Johann. Auf jeden Fall finden wir drei Jahre nach dem Kampf vor Ceuta den

Prinzen Heinrich auf Sagres, einer der Landspitzen des Kap Vincent im südlichen Portugal, wieder. Hier baute er sich einen Palast, ein Observatorium und eine Kirche. Von hier und von der kleinen Hafenstadt Lagos aus schickte er seine Schiffe in unbekannte Länder hinaus, und hier verbrachte er sein ganzes Leben, umgeben von Landkarten und nautischen Instrumenten. Er verbesserte die Karten und stellte taugliche Instrumentenmacher an, die ununterbrochen für ihn tätig waren. Den Karavellen, den portugiesischen Schiffen, widmete er einen großen Teil seines Interesses. Sie wurden die besten Segelschiffe nicht nur ihrer Zeit, sondern auch bis dahin, als das Dampfschiff sie verdrängte. Allein, asketisch und streng gegen sich selbst lebte Heinrich ein Leben in unverdrossener und selbstloser Arbeit für die geographische Forschung. „Die Sonne fand ihn", so sagt sein Biograph Azurara, „oft an demselben Platz, wo sie ihn am Tage vorher verlassen hatte. Er hatte während der ganzen Nacht gearbeitet, ohne sich Ruhe zu gönnen." Mehr als vierzig Jahre hindurch stand seine Person in der Erforschung Afrikas im Vordergrund. Er bezahlte selbst die Unkosten, soweit diese nicht vom Christusorden, dessen Großmeister er war, gedeckt wurden.

Das Interesse sammelte sich hauptsächlich um das Kap Nun und das Kap Bojador an der marokkanischen Küste — die beiden Landzungen, um die die Volksphantasie der Europäer und Araber ein Netz von Schauergeschichten und Aberglauben gesponnen hatte, das selbst den tapfersten Seemann den Mut verlieren lassen konnte.

Wie so oft in der Geschichte der Entdeckungsreisen, begann es mit einem Schiffbruch. Zwei Edelleute, Juan Gonzalvos Zarco und Tristam Vaz Texeyra, die Heinrich unmittelbar nach seiner Niederlassung auf Sagres ausgesandt hatte, um das Kap Nun zu umfahren, erlitten Schiffbruch, trieben schiffbrüchig an dem gefährlichen Punkt vorbei und landeten endlich auf der Insel Puerto Santo, genau nördlich von Madeira. Als sie einige Zeit später bei einer neuen Reise nach Puerto

Santo zurückkehrten, beobachteten sie am Horizont einen dunklen, vollkommen unbeweglichen Punkt und richteten ihren Kurs darauf hin. Sie kamen nach Madeira, einer mit Wald bedeckten Insel, die Prinz Heinrich sofort in Besitz nahm. Nach einem alten Bericht soll bei der Besiedlung der Wald angezündet worden sein und sieben Jahre lang gebrannt haben. Die viele Asche scheint Madeira für ewig fruchtbar gemacht zu haben. Heinrich ließ auf der Insel Zuckerrohr anpflanzen, das sich bald als eine ausgezeichnete Einnahmequelle erwies.

Nachdem das Kap Nun passiert war, dauerte es vierzehn Jahre, ehe die nächste Halbinsel umfahren wurde. Es stellte sich als unmöglich heraus, die Kapitäne dazu zu bewegen, Kap Bojador zu umschiffen. Diese verhärteten Sünder wagten offenbar nicht, ihre Seligkeit aufs Spiel zu setzen; denn daß den, der Kap Bojador umsegelte, sicherlich irgendeine Strafe erwartete, betrachtete man als zweifellos. 1433 rüstete Heinrich aufs neue eine Karavelle aus, die jedoch unverrichteter Sache heimkehrte. Heinrich schickte sie wieder fort, und nun schwor der Schiffer, Gil Eannes, tot oder lebendig das Kap Bojador zu umfahren. Und er tat es. Ob er deshalb seine Seligkeit verloren hat, darüber ist nichts laut geworden.

Von der Hand des Satans bemerkte er jedenfalls nichts — wenigstens nicht bei dieser Gelegenheit. Er begegnete keinen kochenden Strudeln und wurde auch nicht in einen Neger verwandelt. Dagegen wurde er von Prinz Heinrich in den Adelsstand erhoben und sofort danach auf neue Entdeckungsreisen ausgesandt. Dieses Mal gelangte er bis ungefähr 30 Meilen südlich von Kap Bojador und entdeckte dort Spuren von Menschen und Kamelen. Die bösen Geister dagegen glänzten durch Abwesenheit. Jedesmal, wenn man einen Schritt vorwärts machte, schreibt ein späterer Kommentator, wichen die Ungeheuer und die Gespenster höflich einen Schritt zurück.

Zwei Jahre nach der Fahrt des Gil Eannes hatte man Rio d'Oro (die Goldküste) erreicht. Dann trat in den Reisen eine

Pause ein, und zwar bis 1441, als Heinrich zwei Karavellen unter dem Kommando von Antam Gonzalves und Nuno Tristam aussandte. Dieses Mal erreichte man die öde und flache Landspitze Kap Blanco. Zur besonderen Freude des Prinzen stieß man auf dieser Reise zum ersten Male auf Neger. Seine Umgebung interessierte sich aber mehr für den Goldsand, den Tristam mit heimbrachte. Die Kritik, die die vielen unnötig und teuer erscheinenden Experimente Heinrichs erregt hatte, verstummte nun plötzlich. Vier Jahre später erreichte Dinis Diaz — aus demselben Geschlecht wie der später so berühmte Bartolommeo Diaz — die Mündung des Senegal und drang bis zu der mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckten Landspitze Kap Verde vor. Außer der Mitteilung, daß das Land im Süden, entgegen den Berichten Herodots, sowohl fruchtbar wie auch wasserreich sei, brachte Diaz die ersten Neger, die die Portugiesen nach Europa führten, mit heim. Azurara, der Biograph Heinrichs des Seefahrers, schließt seinen Bericht mit dem Jahre 1448. Glücklicherweise steht uns der nächste Entdeckungsreisende in der Reihe selbst mit allen Erklärungen zu Diensten. Es war der Venezianer Cadamosto, der über einige Reisen, die er mit einer von Heinrich dem Seefahrer ausgerüsteten Karavelle in den Jahren 1455—56 unternommen hatte und bei denen er Kap Verde und die Bissagoinseln erreichte, einen lebenswahr anmutenden Bericht geschrieben hat.

Im November 1460 beendete Heinrich der Seefahrer sein tatenreiches Leben. Nach seinem langen Arbeitstag starb er mit dem ruhigen Bewußtsein, daß er seine geliebten Karavellen die Hindernisse hatte überwinden sehen, die den Seeweg nach Indien versperrten.

Die Nachfolger Heinrichs des Seefahrers.

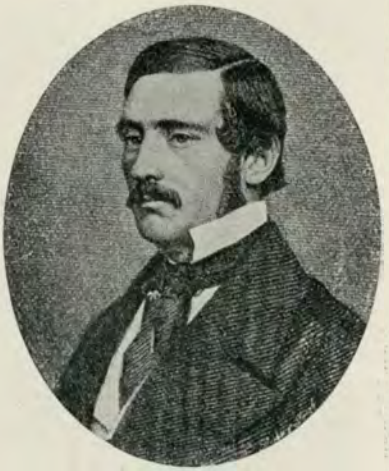
Die ereignisreiche Periode von 1434—45 enthält zweifellos die dramatischsten Jahre in den Annalen der afrikanischen

Forschung. Da weicht das Entsetzen vor dem Atlantischen Ozean, „dem grünen Meer ohne Grund und ohne Ende" der Araber, da zerbrechen alle vom Mittelalter hartnäckig festgehaltenen Vorstellungen über das Land hinter der Wüste als einem Lande der Gefahren. Die fortgesetzten Entdeckungsreisen verliefen in der altbekannten Art. Man nimmt sorgfältig jede Gelegenheit, die sich bietet, wahr, um Negersklaven zu fangen, und sucht beständig nach Gold. Die systematische Vorbereitung der Entdeckungsreisen Heinrichs geriet nach seinem Tode ganz in Vergessenheit. Zwar hören die Reisen für einen Zeitraum von einem ganzen Jahrzehnt auf — 1461 wird jedoch eine Reise erwähnt, bei der man bis zur Goldküste gelangte. Als jedoch Alfons V. dann das Werk Heinrichs wiederaufnahm, geschah dies nicht planlos, wenn auch die Methoden zum Teil von dem Verfahren des Seefahrers abwichen. König Alfons verpachtete nämlich für eine Zeit von fünf Jahren allen Handel an der Küste Afrikas, von der Sierra Leone ab gerechnet, an einen gewissen Fernando Gomez aus Lissabon, wogegen sich dieser verpflichtete, jährlich ein Gebiet von mindestens sechzig Meilen an der Küste Afrikas entlang zu erforschen. Das Experiment glückte. Gomez' Kapitäne, Johan de Santarem und Pedro de Escobar, sowie zwei tüchtige Piloten, Martin Fernandez und Alvaro Esteves, erreichten 1470 die Goldküste — die Portugiesen stießen hier zum ersten Male auf größere Mengen des begehrten Metalls —, und im folgenden Jahre drangen sie tief in die Bucht von Guinea ein. Obgleich die Küste nun wieder eine südliche Richtung einschlug, fuhr man dennoch unverdrossen weiter. Unter der Führung König Johanns II. — König Alfons starb 1481 — wurde die Macht der Portugiesen an der Goldküste durch die Anlage der Festung St. Jorge de Mina begründet, die der erste befestigte Handelsplatz an der Westküste war. Kurze Zeit danach wurde ein gewisser Diego Cam damit beauftragt, die Erforschung fortzusetzen. Cam erreichte die Mündung des Kongo, dessen gewaltige Größe ihn in Staunen setzte;

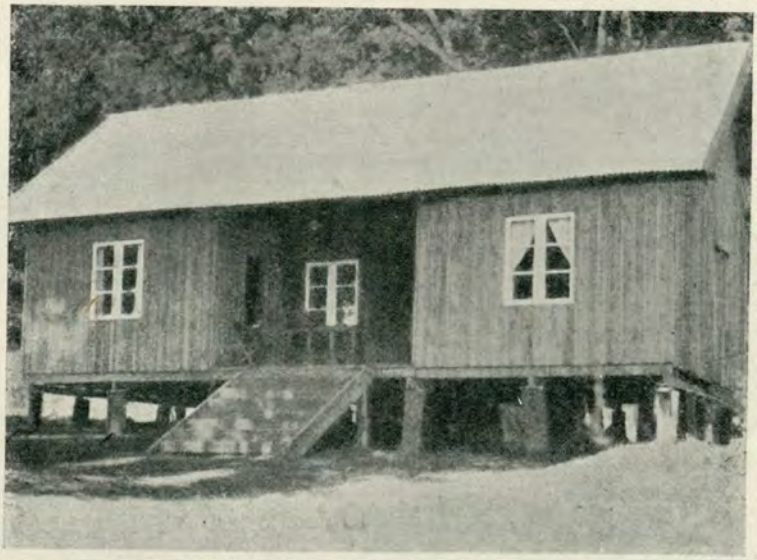
die Wassermassen, die in das Meer hinausströmen, sind so mächtig, daß man im Atlantischen Ozean in einer Entfernung von mehr als zehn Meilen das Wasser immer noch als Süßwasser unterscheidet. Noch weiter gelangte Cam auf einer anderen Reise. Er kam dabei bis zum Monte Negro an der Südgrenze der jetzigen portugiesischen Kolonie Angola. Die tropische Hitze weicht hier kälteren Strömungen und Winden, und das Land nimmt ein einförmiges und ödes Aussehen an — die typische südafrikanische Küstenbildung.

An diesem öden Küstenstreifen entlang passierte vier Jahre später Bartolommeo Diaz das Kap der guten Hoffnung und kam an der Ostküste bis zum Fischfluß. Es ist die Frage, ob man Bartolommeo Diaz in der Geschichte der Erforschung der afrikanischen Küstengebiete nicht an die Seite von Gil Eannes stellen darf. Er kämpfte zwar nicht mit Wüstengeistern und Ungeheuern; aber er legte eine Strecke zurück, die an trostloser Einsamkeit ihresgleichen sucht. Seine Mannschaft murrte; alle litten fürchterlich unter der Kälte, und die Eingeborenen, auf die man in längeren Zwischenräumen stieß, erwiesen sich in keiner Weise freundlich gesinnt und töteten von der Besatzung des Diaz, was ihnen in die Hände fiel. Als Diaz schweren Herzens achtzig Meilen nordöstlich der Südspitze Afrikas den Bitten seiner Mannschaft nachgab und den Heimweg antrat, ahnte er gar nicht, daß er seine Aufgabe schon gelöst hatte. Aber als er auf dem Heimwege die klippenreiche Landspitze, die jetzt das Kap der guten Hoffnung heißt, umfuhr, begriff er doch, daß er die Südspitze Afrikas erreicht hatte und daß jetzt gute Hoffnung bestand, Indien zu finden. Man hat darüber gestritten, inwieweit es Diaz oder sein hoher Herr, der König, gewesen ist, der für das Kap der guten Hoffnung den treffenden Namen gefunden hat. Kolumbus, der dem feierlichen Verlesen des Berichtes beigewohnt hat, behauptete mit großer Bestimmtheit, daß der Name von Diaz stammt.

Johan August Wahlberg.



Karl Johan Andersson.



Die schwedische biologische Station auf Mount Elgon.
(Nach H. Granvik)

Sanddünen in der Tunesischen Wüste.

Livingstones letzte Reise.
(Am Bangveolosee)

Die Begegnung Stanleys mit Livingstone.

Als Diaz im Dezember 1488 nach der Abwesenheit von sechzehn Monaten wieder im Hafen von Lissabon anlegte, war ein großer und bedeutungsvoller Abschnitt in der Geschichte Afrikas abgeschlossen. Die Südspitze war erreicht und passiert. Vasco da Gama, der zehn Jahre später Afrika umsegelte, stieß auf der Ostküste auf kein unerforschtes oder unbekanntes Gebiet; diese Küste war schon mehrere Jahrhunderte hindurch den Arabern bekannt und von ihnen gepriesen worden. Er bahnte keine neuen Wege für die Afrikaforschung. Die Entdeckungen wurden von Gil Eannes, Diego Cam und Bartolommeo Diaz gemacht.

Mit Diaz schließt praktisch das Verdienst der Portugiesen in der Geschichte der Afrikaforschung ab. Zwar wuchsen der Handel und die Faktoreien an der Goldküste, bis sich die Holländer auf dem Schauplatz zeigten; aber von einer größeren Expansionskraft, die neue Forschungsreisen zeitigte, kann keine Rede sein. Die Mönche am Kongo, wo die Portugiesen schon seit 1490 — gleichzeitig damit, daß sie den Sklavenhandel in großem Stil zu betreiben anfingen — mit großem Eifer das Christentum predigten, schrieben eine Anzahl von Berichten über das Innere Afrikas nieder. Cavazzi, ein Kapuzinermönch, weiß so von den zentralafrikanischen Seen zu berichten. Diese Erklärungen wurden jedoch von den zeitgenössischen Geographen verworfen. Erst nach Verlauf von 400 Jahren sollten sie Bestätigung finden. Auch von der Ostküste scheinen die Portugiesen keine Berichte mitgebracht zu haben, die ihre Mitwelt veranlaßt hätten, die Forschungsreisen in Afrika fortzusetzen. Im großen und ganzen mußte der Schwarze Erdteil, nachdem die Frage nach dem Seeweg nach Indien ihre Lösung gefunden hatte, zugunsten anderer Erdteile in den Hintergrund treten. Fast drei Jahrhunderte hindurch war er ein vergessener Erdteil. Es gab niemanden, der den Gedanken faßte, daß sich hier vielleicht ebenso große Reichtümer wie in Asien und in Amerika verbergen könnten.

Die großen Entdeckungsreisenden zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, Clapperton, Caillié und die Gebrüder Lander, stellten sich sicherlich auch nicht einen Augenblick lang Afrika als einen Erdteil vor, der vor allen anderen ein Land der Zukunft, eine einzige große Kolonie und eine Arbeitsstätte für die besten Kräfte Europas werden sollte.

DIE GROSSEN AFRIKAPROBLEME WERDEN GELÖST.

Entdeckungsreisen im 19. Jahrhundert.

Bis zum achtzehnten Jahrhundert hatten sich die Verhältnisse auf dem afrikanischen Kontinent unverändert erhalten. Nach der Vereinigung Portugals mit Spanien verlor das Volk Heinrichs des Seefahrers alle Möglichkeiten, sich an der Seite der Nationen, die im Laufe des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts im Kampfe gegen Spanien sich zu einer Machtstellung innerhalb der Kolonialpolitik aufschwangen, geltend zu machen. An der Mündung des Senegal und Gambia nahmen die Franzosen die Konkurrenz mit den portugiesischen Kaufleuten auf, die Engländer ließen sich an der Goldküste und die Holländer im Kapland nieder. Die Veränderungen, die vor sich gingen, waren jedoch, im großen gesehen, unbedeutend. Der Handel ging träge, und die Ausbeute war gering; übrigens hielt man sich dem Innern des Erdteils, wo die arabischen Kaufleute und Sklavenhändler weiter ihre Geschäfte auf denselben Wegen betrieben wie zu Beginn der Neuzeit, vorsichtig fern. Bald nach der Reise Vasco da Gamas geriet der afrikanische Kontinent ganz in Vergessenheit. Als im siebzehnten Jahrhundert in den Entdeckungsreisen eine gewisse Stille eintrat und man sich damit begnügte, die Ausbeute der vorausgegangenen Entwicklung zu bergen, wurde Afrika ganz natürlich nicht erwähnt. Erst gegen Schluß des achtzehnten Jahrhunderts trat endlich eine Änderung ein. Hierzu trug unter anderem auch der ägyptische Feldzug Napoleons bei. Die Wissenschaftler, die der Armee folgten,

erweckten das Interesse für den Orient und orientalische Studien zu neuem Leben, das sowohl der geographischen Forschung wie auch Afrika selbst zugute kam. Im achtzehnten Jahrhundert wurde in London die African Society gegründet, die sich zur Aufgabe machte, mit allen ihren Mitteln die Erforschung Afrikas zu unterstützen. Mehrere der hervorragendsten Forscher des neunzehnten Jahrhunderts arbeiteten in engster Verbindung mit dieser Gesellschaft. Im großen und ganzen tritt das wissenschaftliche Interesse jetzt viel reiner hervor als jemals zuvor; die großen Entdeckungsreisen, die im folgenden noch geschildert werden sollen, entsprangen wenigstens nicht direkt merkantilen und ökonomischen Forderungen. Erst weit später sprach auch der rein kolonial politische Gesichtspunkt mit. Mungo Park, Clapperton, Caillié und die Gebrüder Lander, um nur einige der am hellsten strahlenden Sterne am Firmament der Afrikaforschung zu nennen, waren sämtlich von reinem Entdeckertrieb beseelt. Ihr Mut, ihre Ausdauer und ihr klares Urteil in schwierigen Situationen können die Nachwelt nur in Erstaunen versetzen. Diese Männer, die den ständigen Verfolgungen der arabischen Kaufleute ausgesetzt waren — wir dürfen nicht vergessen, daß der Handel in Mittelafrika und im Sudan zu dieser Zeit noch ein mohammedanisches Monopol war — und den tödlichen Haß der islamitischen Gläubigen auf sich zogen, die nie vor feigen Meuchelmördern und den Launen despotischer Negerkönige sicher waren, bewahrten unter allen Umständen ihre Ergebenheit für die Wissenschaft und ein nie aussetzendes Interesse für die Resultate der Forschung. Von begehrlichen Häuptlingen bis auf die Haut ausgeplündert und verarmt, fuhren sie dennoch fort, ihre Berichte niederzuschreiben und Karten zu zeichnen.

Von Hunger und Wundfieber ermattet, verloren sie doch für keinen Augenblick ihr Ziel aus den Augen, und noch im Angesicht des Todes galt ihr letzter Gedanke den Aufzeichnungen und den Sammlungen. Diese Männer reisten nicht wie Ibn

Batuta oder Edrisi unter dem Schutz einer der ganzen Bevölkerung gemeinsamen Religion; sie konnten sich auch nicht wie die Portugiesen in der Stunde der Gefahr auf die Schiffe flüchten. Und doch sind sie es gewesen, die sich das größte Verdienst um die Afrikaforschung erwarben. Sie lösten Probleme, über die die Geographen schon seit den Tagen des Herodot nachgegrübelt hatten. Sie drangen bis zu der Sagenstadt Timbuktu vor, stellten den Lauf des Niger fest und zerstreuten die Nebel, die über diesem mit dem Nil und dem Senegal so oft verwechselten Fluß lagen, und erforschten auch die Lage des Tschadsees. Nach diesen Verdiensten zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts folgten um die Mitte des gleichen Jahrhunderts die Expeditionen an die Quellen des Nil und die Reisen Stanleys und Livingstones am Kongo und Sambesi entlang. Gleichzeitig mit den großen Entdeckungen in dem westlichen und dem mittleren Sudan haben uns diese Reisen ein Bild von Afrika geschaffen, das seit jener Zeit im großen und ganzen unverändert geblieben ist. Während die Entdeckungen zu Beginn der Neuzeit unsere Auffassung von der Küstenlinie und den äußeren Konturen des Schwarzen Erdteils bestimmten, besitzen wir seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ein vollständiges Bild von dem Innern des Landes, seinen Wasserwegen, Hochebenen, Wüsten und Urwaldgebieten. Viel ist später hinzugefügt worden, und noch heute bleibt der geographischen Forschung ein gutes Teil zu tun übrig. Aber niemals mehr wird die Afrikaforschung die Welt in atemloser Spannung erhalten; die großen Probleme, die zu ihrer Zeit die Phantasie in Bewegung setzten und weit über den engen Kreis der Wissenschaftler hinaus einen heftigen Meinungsaustausch hervorriefen, bestehen heute nicht mehr. Um so mehr Grund haben wir also, die Gedanken zu jenen Zeiten zurückkehren zu lassen, da dies noch der Fall war.

Mungo Park und René Caillié.

Nach den Expeditionen Heinrichs des Seefahrers an der Westküste Afrikas entlang begegnen wir keiner Forschungsreise von Bedeutung bis zum Schluß des Jahres 1790, als der schottische Arzt Mungo Park seine Reise vom Senegal nach Timbuktu antrat. Schon um 1750 hatte der französische Forscher Adanson die Aufmerksamkeit auf die Urwaldgebiete jenseits der Mündungen des Senegal und des Gambia gelenkt. Adanson war Botaniker, Zoologe und Geologe, und in den fünf Jahren, in denen er die jetzige französische Kolonie Senegambien durchstreifte, machte er in diesen drei Reichen der Natur große Funde. Der Affenbrotbaum war der Fund, den er selbst am höchsten schätzte und den er auch als ersten beschreibt. Geographische Entdeckungen von Bedeutung machte dieser Forscher jedoch nicht, und oft befand er sich sogar auf vollkommen falschem Wege — so verwechselt er den Senegal mit dem Niger. Von größerem Interesse ist die Expedition des Majors Houghton, die durch ihren Verlauf die Aufmerksamkeit Mungo Parks auf das Nigerproblem richtete. Houghton, der durch seine Dienste an der britischen Legation in Marokko Interesse für die Gegenden südlich der Sahara gefaßt hatte, bot seine Dienste der African Society an. Nachdem er den oberen Teil des Niger erforscht hatte, sollte er über Timbuktu die Heimreise durch die Sahara unternehmen. Nach vielen Schwierigkeiten und endlosen Streitfällen mit den Negerkönigen, die den fremden Reisenden nach bestem Vermögen ausplünderten, gelangte Houghton endlich bis nach der Stadt Jenne nördlich des Niger. Wäre er nun genau in östlicher Richtung weitermarschiert, so wäre er nach Timbuktu gekommen, aber aus irgeneinem Grunde bog er plötzlich nach Norden ab. In Tisjet, einer kleinen, noch existierenden Wüstenstadt, die durch ihre Salzgewinnung bekannt ist, starb der englische Offizier. Die Gerüchte von der Reise Houghtons erreichten den gerade aus Ostindien heimgekehrten

schottischen Arzt Mungo Park, und eine geheimnisvolle Macht zog ihn zum Niger und nach Timbuktu. Das Schicksal Houghtons — man wußte nicht, ob der Engländer ermordet worden war oder ob er eines natürlichen Todes starb — schreckte den jungen Arzt nicht ab.

Die Einzelheiten der Beschreibung der Expedition nach dem Niger durch Mungo Park würde den Leser kaum interessieren. Es ist die alte Geschichte von treulosen Dolmetschern, habgierigen Negerkönigen und haßerfüllten Muselmanen. Er hatte kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt, als er auch schon so gut wie ausgeplündert war. Nun fingen jedoch die Berichte über den Niger oder den Dscholiba, wie ihn die Neger nannten, an, festere Formen anzunehmen, und Mungo Park beschloß, den ökonomischen Gesetzen, von denen alles in diesem Land der Bestechungen und der schwarzen Kleinherrscher abhing, zu trotzen und bis zum Flusse vorzudringen. Unter unzähligen Abenteuern, Schwierigkeiten und endlosen Auseinandersetzungen mit feindlich gesinnten Negerkönigen legte der schottische Arzt die Strecke zwischen den Futa-Djalon-Bergen und dem Flusse zurück. Im Sommer erreichte er schließlich die Stadt Sego, die an einem großen Flusse lag, der in östlicher Richtung floß. Mungo Park hatte sein Ziel erreicht. „Gerade vor mir", berichtet er, „sah ich mit Entzücken das große Ziel meiner Reise, den majestätischen Niger, liegen, nach dem ich so lange gesucht hatte. Er war genau so breit wie die Themse bei Westminster, und im Sonnenschein glitzernd strömte er nach Osten. Ich lief zu dem Flusse hinunter, trank von seinem Wasser und dankte im Innern dem, der alles regiert, denn Er hatte meine Anstrengungen mit dem vollständigen Siege gekrönt. Ich war nicht erstaunt," fügt er hinzu, „zu sehen, daß der Fluß und das ihn umgebende Land nach Osten abfielen. Denn wenn ich auch in dieser Hinsicht bei meiner Abreise von Europa Zweifel gehegt hatte, so hatte ich doch auf meiner Reise so oft die Bevölkerung nach dem Niger gefragt und die Neger der verschieden-

sten Stämme so oft versichern hören, daß er in der Richtung fließe, aus der die Sonne käme, daß eine Ungewißheit nicht länger möglich war, und dies um so weniger, als ich wußte, daß Major Houghton dieselben Erklärungen erhalten hatte."

In der Stadt Sego — die nebenbei bemerkt in den späteren Jahren wegen der dortigen großen Bewässerungsarbeiten der Franzosen aufs neue bekannt geworden ist, konnte Mungo Park sich nicht sehr lange aufhalten. Der Herrscher der Stadt, der offenbar den mächtigen arabischen Kaufleuten nicht zu trotzen wagte, übergab ihn einem ortskundigen Manne, der ihn weiter nach Osten nach Sansanding führen sollte. Auf dem Wege nach Sansanding machte Mungo Park einen Fund, der den Neid des Botanikers Adansons erregt haben muß. Er verweilte nämlich hier und nahm an der Ernte eigentümlicher olivenartiger Früchte teil, die die Eingeborenen zur Herstellung einer beliebten Art von Butter verwendeten, die nach der Meinung Mungo Parks fester und angenehmer war als alle Butter aus Kuhmilch, die er jemals genossen hatte. Sehr viel weiter als bis nach Sansanding kam der schottische Arzt nicht. Von dort begab er sich zu seinem Ausgangspunkt zurück, mit Berichten und Kenntnissen über das Nigergebiet versehen, wie noch niemand vor ihm. Die Reise Mungo Parks wurde bald in Europa bekannt, und das Interesse für Afrika nahm stark zu. Innerhalb der African Society entstand der Wunsch, das Nigergebiet weiterzuerforschen. So konnte Mungo Park eine größere Expedition nach dem Niger leiten, die England im Januar 1803 verließ. Aber dieses Mal blieb das Glück aus. Nachdem man in Booten Timbuktu passiert hatte, wurde der kühne Engländer, der jetzt der einzige überlebende Weiße der ganzen Expedition war, von einer zusammengerotteten kleinen Negerbande überfallen und getötet.

Mungo Park hatte in Timbuktu keinen Aufenthalt genommen. Es sollte jedoch bald danach einem anderen Forscher vergönnt

sein, diese berühmte und sagenumsponnene Stadt, dieses Mekka der Afrikaforschung, in näheren Augenschein zu nehmen. Renée Caillié — vielleicht die hervorragendste Persönlichkeit in der Nigerforschung — war schon 1819, im Alter von 19 Jahren, durch die Teilnahme an einer mißglückten englischen Expedition nach den Gegenden des jetzigen Französisch-Guinea bekannt geworden. Die gesammelten Erfahrungen aus der mißlungenen Expedition ließen dem jungen Forscher klar werden, daß ohne Kenntnis der Sprache und der Sitten der Eingeborenen kein weiterer Fortschritt zu erzielen sei. Als er sich 1825, nur von einem Träger und einem Führer begleitet, auf den Weg nach dem Ziel Timbuktu begab, war er in jeder Beziehung gut vorbereitet. Er nahm seinen Weg durch die Futa-Djalon-Berge und studierte die Menschen und Bodenverhältnisse auf das genaueste. Mit ehrlichem Staunen betrachtete er die wohlbestellten Äcker, die er auf seinem Wege nach Norden vor dem eigentlichen Urwaldgebiet antraf, und in seinen Berichten über das, was man hier anbaute, finden wir u. a. Mais, Reis, Hirse und verschiedene Zwiebelarten. Die Städte machten einen sehr lebhaften Eindruck, und der Handel — bei dem Datteln, Tabak und Pflanzenbutter die Hauptrolle spielten — schien keineswegs unbedeutend; in kurzen Tagemärschen näherte sich Caillié endlich Timbuktu. Hier traf ihn jedoch eine bittere Enttäuschung. Die berühmte Karawanenstadt war im Vergleich zu den Verhältnissen zu Ibn Batutas Zeit bedeutend zurückgegangen. Die Häuser waren klein und unansehnlich, und viele von ihnen waren vollständig verfallen. Trotz des Verkehrs machte die Stadt den Eindruck, als läge sie überaus einsam und abseits. „Es ist überall öde und leer, der Himmel hat am Horizont eine blaßrote Farbe, und man hört nicht einen einzigen Vogel singen. Die Natur ist unbeschreiblich düster; aber es ist etwas Überwältigendes, der Anblick dieser großen Stadt mitten in der Sandwüste, und man kann nicht anders, als ihre Gründer bewundern."

Caillié war so kühn, einer mohammedanischen Karawane von Timbuktu nach Norden weiterzufolgen. Teils baute er auf seine Vertrautheit mit den Sitten und Gebräuchen der Eingeborenen, teils erfand er stehenden Fußes eine Geschichte, daß er als Kind von den Franzosen, als sie unter Napoleon das Land verwüsteten, aus Ägypten geraubt worden sei. In unerträglicher Hitze und gewaltigem Sturm passierte die Karawane die Wüste nördlich von Timbuktu. Caillié fand auf dieser Reise Gelegenheit, sich vollständig mit dem Leben der Wüstensiedelungen bekannt zu machen. Seine Berichte über die Oasen und Quellen auf dem langen Wege nach Marokko sind die ersten dieser Art in der europäischen Forschungsliteratur.

René Caillié ist einer der wenigen Afrikaforscher, die für das, was sie vollbracht hatten, eine Belohnung erhielten. Aber die Berühmtheit und die Unterstützung von 10 000 Franken, die ihm die französische Geographische Gesellschaft zuerteilte, waren mehr als wohlverdient. Während der englische Major Laing, der Timbuktu in dem Jahre vor Caillié erreichte, seine Kühnheit mit dem Leben bezahlen mußte, konnte Caillié mit sehr wertvollen Berichten in die zivilisierte Welt zurückkehren. Der Karawanenweg durch die Sahara über El Harib und Tafilet war in Europa nicht bekannt, und von dem Volk, der Kultur und den Zugangswegen zu der Nigergegend besaß man in Europa vor der Zeit Cailliés nur sehr kümmerliche Berichte.

Die Verdienste Mungo Parks und Cailliés hatten — wie groß sie auch an und für sich gewesen sein mögen — die Rätsel des Niger jedoch nicht ganz gelöst. Noch wußte man nichts von dem Unterlauf des Flusses, und die großen Gebiete zwischen dem Tschadsee und dem Niger waren noch gänzlich unerforscht. Nicht weniger als fünf Entdeckungsreisende, unter denen sich einer besonders hervortat, können sich rühmen, an den Entdeckungen teilgenommen zu haben, die endlich über diese Teile Afrikas Licht verbreiten sollten.

Die Reisen Clappertons.

Schon im Jahre 1800 hatte ein junger, begabter Forscher, der in den semitischen Sprachen so wohlbewanderte Deutsche Hornemann, sich nach Süden begeben, um über die Oase Mursuk (in dem jetzigen italienischen Tripolis) das Sultanat Bornu am Tschadsee zu erreichen. Man hat seitdem niemals mehr etwas von ihm gehört. Es dauerte 19 Jahre, bevor der Versuch aufs neue unternommen wurde; die Engländer Ritschie und Lyon waren es, die dieses Mal das Glück versuchten. Sie kamen jedoch nicht weiter als bis nach Mursuk.

Im Jahre danach ging von der Nordküste eine neue Expedition aus. Sie bestand aus Marineleutnant Hugh Clapperton, Dr. Walter Oudney und Major Dixon Denham, von denen der letztere der Leiter war. Zum ersten Male zeigte sich in der Geschichte der Afrikaforschung der Einfluß der steigenden Macht Englands. Die Gerüchte von der Gewalt Großbritanniens war bereits bis tief in die Oasen gedrungen, und die Scheichs wagten nicht länger, nach ihren alten Methoden die Reisenden auszusaugen. Die Expedition kam daher auch überall durch, ohne Tribute bezahlen zu müssen, und erreichte unter abenteuerlichen Erlebnissen den Tschadsee. Die Expedition war ermächtigt, mit dem Sultan von Bornu an diesem See Verhandlungen über wirtschaftliche Ziele einzuleiten. Die Reisenden wurden mit einer großen Parade empfangen, die von der originellen Reiterei des Sultans, die mit mittelalterlichen Panzerhemden und bestickten Tüchern ausgestattet war, ausgeführt wurde. Das Wohlwollen, mit dem der Sultan die Expedition empfing, hatte natürlich für die Erforschung der bis dahin unbekannten Gegenden große Bedeutung. Erhebliche Strecken Landes im Osten, Westen und Süden des Tschadsees wurden in Karten festgehalten, und ein reichhaltiges Material wurde in Berichten gesammelt. Die Resultate der Expedition waren also bedeutungsvoll. Der Tschadsee, von dem weder das Altertum noch die Araber

Kenntnis gehabt hatten, wurde jetzt nach Lage und Umfang bekannter als früher. Clapperton hatte Berichte über den Niger gesammelt, aus denen er schloß, daß er in die Beninbucht münden müsse. Man hatte die Kenntnis von den Volksstämmen und den Ländern im östlichen Sudan erweitert. Das so lange rätselvolle Land Bornu, von dessen Reichtum das Gerücht geschäftig zu erzählen wußte, war von der geographischen Forschung erobert worden.

Da Clapperton begierig war, seine Hypothese über den Niger bestätigt zu erhalten, suchte er sofort nach seiner Heimkehr die Unterstützung der englischen Regierung nach für eine Reise in dieselben Gegenden wie das letzte Mal, deren Ausgangspunkt jedoch an einer Stelle an der Guineaküste liegen sollte. Die englische Regierung gab ihre Zustimmung, und im November 1825 brach Clapperton von Badigry auf. Die Resultate dieser Expedition wurden über alle Erwartung groß. Clapperton fand auf dieser Reise den kürzesten und einfachsten Weg zu den am dichtesten bevölkerten Gegenden in Mittelafrika. Auf seiner ersten Reise war Clapperton bis zu der Stadt Sokoto, der größten Stadt, zu der er auf seiner Reise gelangte, vorgedrungen. Sokoto liegt unweit der Nordgrenze der jetzigen britischen Kolonie Nigeria; die Entfernung bis zum Niger beträgt etwa 200 Kilometer. Clapperton war auf seiner ersten Reise von dem Sultan Bello, dem Herrscher dieser Stadt, der nicht müde werden konnte, den Reisenden von England und dem Abendlande im allgemeinen erzählen zu hören, auf das freundlichste empfangen worden. Als Clapperton auf seiner zweiten Reise, nachdem er ausgedehnte Streifzüge in die Gegenden südlich von Sokoto unternommen hatte, aufs neue in die Stadt zurückkehrte, wurde er von dem Sultan sehr unfreundlich empfangen; dieser hielt ihn sechs Monate in der Stadt zurück, in der deutlichen Absicht, ihn auszuplündern. Der Aufenthalt in dem drückend heißen Klima, das schon vorher die Kräfte des englischen Forschers hart mitgenommen hatte, wurde ihm jetzt zuviel. Er bekam

Dysenterie und starb in Sokoto, während sein Diener Richard Lander mit den Aufzeichnungen seines Herrn nach schweren Leiden zu der Küste zurückgelangte.

Lander, der später die von seinem Herrn begonnenen Forschungen vollendete, gibt über den Abschied des ihm durch den Tod entrissenen Führers eine in ihrer Einfachheit ergreifende Schilderung. Von dem Sultan, der augenscheinlich durch die Mitteilung vom Tode Clappertons etwas weicher gestimmt wurde, erhielt Lander einen Ort angewiesen, wo er seinen Herrn begraben konnte. In die englische Flagge eingehüllt, wurde der Leichnam des unerschrockenen Forschers ins Grab gesenkt, während Lander mit von Tränen erstickter Stimme einen Totenpsalm aus dem Psalmenbuche Clappertons las. „Niemand hörte darauf", berichtet er, „oder teilte meinen Schmerz. Die Sklaven hielten sich etwas abseits, zankten sich und machten einen unerquicklichen Lärm. Ich weinte bitterlich über die leblosen Überreste dieses besten, unerschrockensten und würdigsten aller Herren." Hitze, Anstrengungen und Schmerz überwältigten den armen Lander so sehr, daß er zehn Tage lang seine Hütte nicht verlassen konnte. Bereits auf der ersten Reise war die Gesundheit Clappertons vom Fieber untergraben worden, und zwei Mitglieder der Expedition, Dr. Oudney und der britische Leutnant Toole, der am Tschadsee zu ihm gestoßen war und gemeinsam mit Denham einen Streifzug in östlicher Richtung vom Tschadsee aus unternommen hatte, waren dem Klima erlegen. Von den drei Europäern, die Clapperton auf seiner zweiten Reise begleiteten, kehrte nur Lander zurück. Im ganzen genommen, war die kartographische Aufnahme des Tschadsees und der zwischen dem Niger und diesem umstrittenen See liegenden Gegenden eine viel schwierigere Aufgabe, als die Erforschung so vieler anderer Gegenden des Schwarzen Erdteils. In bezug auf die Mannigfaltigkeit der gefährlichen Krankheiten nimmt das Tschadgebiet zusammen mit den Gegenden am Unterlauf des Niger und des Kongo unbestritten den ersten Platz

ein. In den Sumpfgebieten um den Tschad fordert die Malaria mehr Opfer als an irgendeiner anderen Stelle in Afrika, ja, man kann ruhig sagen, als die Tropen überhaupt. Hier hält sich auch mit besonderer Vorliebe die Tsetsefliege auf, gegen deren Stich die Wissenschaft noch kein vollkommen sicheres Heilmittel gefunden hat. Noch heute macht die erstickende Hitze einen längeren Aufenthalt in dieser Gegend zur Unmöglichkeit. Auf dem Hintergrund all dieser Widerwärtigkeiten, die noch durch die Schikanen der Negerhäuptlinge und das Mißtrauen der arabischen Kaufleute vermehrt wurden, sind die Leistungen Clappertons und seiner Begleiter in Wahrheit bewunderungswürdig.

Es waren auch keine kurzen Reisen, um die es sich handelte. In der Luftlinie gemessen, beträgt die Entfernung von Tripolis bis zum Tschadsee gut 2000 Kilometer, und die Länge des Weges vom Tschadsee bis nach Sokoto und zurück beträgt ebenfalls nicht viel weniger. Der Umfang der Gegenden, denen die Untersuchungen Clappertons, Oudneys und Denhams galten, entspricht auf das genaueste der heutigen englischen Kolonie Nigeria. Es war kein Zufall, daß diese gewaltigen Landgebiete später England zufielen. Es waren Engländer, die unter Entbehrungen, Gefahren und großen Schwierigkeiten die ersten Untersuchungen vornahmen. Sie waren es, die die Aufmerksamkeit des englischen Volkes auf die Gegenden zwischen Tschad und Niger, auf ihren Reichtum und — trotz des ungesunden Klimas und der schleichenden Krankheiten — die reichen Zukunftsmöglichkeiten lenkten, die bis dahin niemandem bekannt waren. Aber noch war eine Frage unbeantwortet. Es war Clapperton nicht gelungen, den unteren Lauf des Niger zu bestimmen, wenn er auch mit seinen Vermutungen auf dem richtigen Wege war. Richard Lander, sein Diener, war es, der durch seine abenteuerliche Fahrt flußabwärts 1830—31 endlich das Rätsel des Niger löste und damit ein wichtiges Kapitel in der Geschichte der Afrikaforschung abschloß.

Die Fahrt der Gebrüder Lander auf dem Niger.

Als Richard Lander nach England zurückkehrte, schlug er der Regierung vor, ihn und seinen Bruder, John Lander, auf eine neue Expedition in das Nigergebiet zu entsenden, und zwar mit der besonderen Aufgabe, dem Laufe des Flusses zu folgen. Das Interesse für die Gegenden, die die Clappertonexpedition besucht hatte, war innerhalb der englischen Handelskreise so groß, daß der Vorschlag augenblicklich angenommen wurde. Im März 1830 finden wir daher die beiden Brüder in Badigry, von wo die Reise in das Innere des Landes angetreten werden sollte. Die Reise wurde, im ganzen betrachtet, eine Wiederholung der Erlebnisse der vorherigen Expedition. Die alten Reibereien mit den Negerhäuptlingen wiederholten sich, wo sie hinkamen; reiche und fruchtbare Gegenden wechselten mit wahrhaft armseligen Gegenden ab, wo die Bevölkerung sich häufig mit Würmern und Insekten als einziger Nahrung begnügte. Bei Boussa erreichte man den Niger, der steil und abschreckend zwischen schwarzen und zerrissenen Klippen vorüberrauschte. Eine Reise flußaufwärts brachte kein ermunterndes Resultat. Schiffbare Strecken wechselten mit schäumenden Engen ab, in denen eine Fahrt zu versuchen nicht ratsam erschien. Die Gebrüder Lander, die deutlich die südliche Richtung des Flusses feststellen konnten, beschlossen jedoch, das Risiko auf sich zu nehmen und den Versuch zu machen, den Fluß hinunterzusegeln. Es wurde eine spannende Fahrt; vom ersten bis zum letzten Augenblick war sie voll gefährlicher Situationen. Die beiden Engländer fanden im großen und ganzen die Bevölkerung gut ernährt und die Gegenden längs des Flusses bebaut und gut gepflegt. Nicht selten trafen sie auch auf europäische Waren. Bei der Stadt Egga, die damals eine wichtige Handelsstadt war und wo der Niger eine scharfe Biegung nach Süden macht, stießen sie auf die erste Seemöve. Nun wußten sie, daß die Küste nicht mehr weit entfernt sein

konnte. Gleichzeitig wurde es ihnen zur Gewißheit, daß das Rätsel des Niger nun bald für immer gelöst sein würde. Aber viele Tagereisen und viele Gefahren hatten sie noch zu bestehen. Endlich näherten sie sich jedoch dem Ziele, und die beiden Brüder glaubten bereits an einen glücklichen Abschluß der Reise, als sie sozusagen in der elften Stunde, unmittelbar vor der Mündung des Flusses, von einem Negerpotentaten angehalten wurden, der nur zu vollkommen unannehmbaren Bedingungen seine Erlaubnis zur Fortsetzung der Reise geben wollte. Richard Lander erfuhr jedoch, daß vor der Mündung des Flusses ein spanisches Schiff lag. In seiner Verzweiflung stellte er einen Wechsel auf den Kapitän dieses Schiffes aus. Dieser weigerte sich zunächst, für die jetzt vollkommen ausgeplünderten Reisenden das Lösegeld zu bezahlen, und erst nach einer mehrere Tage währenden Verhandlung mit den Negern wurden die Brüder freigelassen. Im Juni 1831 gingen sie in Portsmouth an Land und brachten die ersten sicheren Mitteilungen von dem Unterlauf des Niger nach England.

So wurde durch diese kühne Tat eine Aufgabe gelöst, die jahrhundertelang die gelehrte Welt in Spannung gehalten hatte. Der Niger oder Dscholiba vereinigt sich nicht mit dem Nil. Er verschwindet nicht spurlos in der Wüste, er mündet auch nicht in den Tschadsee. Er hat seine Mündung in vielen Armen an der Guineaküste nahe einer Stelle, die unter dem Namen Kap Formosa bekannt ist. Die Ehre für diese Entdeckung kommt einzig und allein den Gebrüdern Lander zu. Die ungeheuren Landstrecken zwischen Boussa und dem Meere waren vor ihrer Zeit vollkommen unbekannt. Jetzt erst war das Problem des Niger gelöst. Es blieben jedoch noch die Fragen über den Nil und die gewaltigen Urwaldgebiete in Zentralafrika übrig. Aber mehr als zwanzig Jahre sollte es noch dauern, ehe diese Probleme aufgenommen wurden und unter unerhörten Kämpfen und Leiden ihre Lösung fanden.

Urwald am Kongo.

Der Victoria-Fall.
(Aus „Livingstone“)

Das Grab Livingstones in Sjupanga.

ZENTRALAFRIKANISCHE ENTDECKUNGEN.

Sambesi. Kongo. Die Quellen des Nil.

Durch die Reisen Cailliés, Clappertons und der Gebrüder Lander war die Kenntnis von dem Inneren Afrikas wesentlich bereichert worden. Der Lauf des Niger war jetzt vollkommen bekannt. Es erschien in der Zukunft ausgeschlossen, daß er mit einem der Quellflüsse des Nil verwechselt würde. Die zentralafrikanischen Probleme dagegen warteten noch immer auf ihre Lösung; aber die Afrikaforschung hatte indessen an Stärke und Zielbewußtsein zugenommen. Es ist einleuchtend, daß die Versuche, in die äquatorialen Gegenden des Festlandes einzudringen, nicht lange auf sich warten lassen würden. Mit ihnen sind wir zu den beiden großen Namen, Livingstone und Stanley, gelangt.

David Livingstone.

Nachdem Livingstone ursprünglich von der „London Missionary Society" ausgesandt worden war und zehn Jahre in Südafrika gewirkt hatte, begann er 1850 seine Laufbahn als Entdeckungsreisender. Er war damals kein junger Mann mehr. Doch ist demgegenüber zu beachten, daß noch kein Afrikaforscher in jeder Beziehung so gut vorbereitet an seine Arbeit gegangen ist wie der beinahe vierzigjährige Livingstone. Er kannte die Psyche der Wilden so gründlich wie nur irgend jemand, er beherrschte vollständig die Kunst, mit Negern wie mit Arabern zu verhandeln. Sein Verhandlungs-

talent führte ihn denn auch sicher durch Gefahren und Schwierigkeiten, die Henry Stanley bei seinen größeren Expeditionen nur mit Hilfe von Gewehren und Blutvergießen überwinden konnte. Seine medizinischen Kenntnisse kamen ihm ebenfalls immer wieder zugute. Auf der Überfahrt nach Afrika hatte er unter der Anleitung des Kapitäns astronomische Beobachtungen gemacht. Die Kenntnisse, die er sich dadurch erworben hatte, wurden ihm später auf seinen Reisen zu einer unschätzbaren Hilfe. Durch seine genaue und systematische kartographische Aufnahmearbeit steht Livingstone unbestritten an einer besonderen Stelle unter den bahnbrechenden Afrikaforschern.

Auf seinen letzten Reisen gewann er unter den Stämmen, deren Gebiete er durchwanderte, ein Vertrauen, wie es niemals vorher einem weißen Manne zuteil geworden war. Livingstone war eine tief religiöse Natur, und in seiner Weise verbarg er genau wie Prinz Heinrich der Seefahrer vier Jahrhunderte vor ihm — hinter der Forschung auch eine fromme Absicht. Aber er war keine dogmatische Natur, und sektiererische Kurzsichtigkeit lag ihm fern. Seine Person strahlte Güte und vornehme Würde aus, die eine Begegnung mit ihm zu einem schönen inneren Erlebnis machte. Für Henry Morton Stanley, der dem alten Reisenden tief innerhalb der Quellseen des Nil in letzter Stunde Entsatz bringen konnte, wurde Livingstone fast ein überirdisches Wesen, zu dem er wie zu einem großen Vorbilde aufsah, an dem er für sein ganzes Leben festhielt. Auf ähnliche Weise hat Livingstone auf alle die, die ihm oder Stanley folgten, einen ungeheuer großen Einfluß ausgeübt. Man sagt nicht zuviel, wenn man behauptet, daß die Versuche humaner und allgemein menschlicher Art, die in den letzten fünfzig Jahren in Afrika gemacht wurden — und es sind ihrer nicht wenige — zu einem großen Teil auf David Livingstone zurückgeführt werden können.

Mit Recht hat man Livingstone wegen der Sorglosigkeit gegenüber seinen Kräften und seiner Gesundheit getadelt,

zumal sie in späten Jahren nicht geringer wurde. Es erforderte eine wahre Riesennatur, um beinahe zwanzig Jahre hindurch in leitender Stellung und dauernd von Mißgeschicken betroffen geographische Studien treiben und ewig auf der Wanderung durch unbekanntes und ungesundes Urwaldgebiet sein zu können, wo die dampfende und erstickende Wärme des Tages gegen Abend von einer starken Kälte abgelöst wird, wo das Durchwaten der unzähligen kleineren Wasserläufe den Reisenden häufigen und gefährlichen Temperaturveränderungen aussetzt. Livingstone nahm es nicht so genau, ob er nun ein oder mehrere Male am Tage die Kleider am Körper trocknen zu lassen genötigt war. Im Gegenteil, je älter er wurde, desto weniger Vorsicht ließ er walten, wenn er einen Wasserlauf zu passieren hatte. Fieberanfälle waren die Folge. Er begann an Hämorrhoiden zu leiden, zu denen sich auf seiner letzten Reise Dysenterie gesellte, und diese Krankheit wurde die eigentliche Ursache für den Tod des unermüdlichen Forschers.

Die erste Reise Livingstones wurde von einem der äußersten Vorposten der dortigen Mission, von Koleban im Betschuanaland in Südafrika, aus unternommen. Sie hatte das Ziel, die Lage des umstrittenen Ngamisees festzustellen. Auf dieser Reise zog Livingstone in nur drei Tagen durch die Wüste, während sie heute eine beträchtlich längere Zeit in Anspruch nimmt. Livingstones Bericht beglaubigt die von vielen Seiten aufgestellte Behauptung, daß Afrika südlich des Sambesi einem Austrocknungsprozeß unterworfen zu sein scheint. Am Ngamisee hörte Livingstone das Gerücht von dichtbevölkerten, mit Gras und Urwald bewachsenen Gegenden im Norden. Nach der bis dahin herrschenden Anschauung bestanden diese Gegenden, die Livingstone später erforschen sollte, nur aus Wüste und spärlich mit Gras bedeckten Steppen. Die wenigen, aber äußerst wichtigen Aufklärungen, die die Ngamiexpedition mit heimbrachte, ließen Livingstone keinen Augenblick mehr Ruhe. Glücklicherweise gelang es ihm, den Missionsleiter von dem Nutzen und der Notwendig-

keit zu überzeugen, die zukünftigen Missionsgebiete kennenzulernen und kartographisch aufzunehmen, und so erhielt er sowohl die Erlaubnis wie auch die Mittel, eine Entdeckungsreise nach Norden zu unternehmen. Außer von seiner Familie wurde er von dem bekannten Großwildjäger und Entdeckungsreisenden W. Oswell begleitet. Gegen Ende Juni 1851 erreichte die Expedition das Flußtal des Sambesi und wurde von den dort ansässigen Stämmen mit großer Freundlichkeit aufgenommen. Ob sich Livingstone wirklich mit ernsthaften Plänen trug, an diesem Fluß eine Missionsstation zu errichten, kann man nicht mit Bestimmtheit sagen. Die sumpfigen Ufer machten selbst einen Aufenthalt für kürzere Zeit unmöglich; aber Livingstone hatte jetzt über das Vorhandensein des Urwaldgebietes Gewißheit erlangt. Er war von diesem Augenblick an fest entschlossen, weiter vorzudringen und schickte daher seine Familie nach England zurück. Die Heimreise erfolgte über Kapstadt, bis wohin Livingstone mitkam. Unter Beistand Oswells kaufte er hier Vorräte und die notwendigen Gegenstände für eine neue Reise ein. Auch auf dieser Fahrt stellte Livingstone Untersuchungen über die Möglichkeit einer erweiterten Missionstätigkeit an. Aber auf einer Hunderte von Meilen langen Reise flußaufwärts fand er nichts weiter als Sumpfgebiete, in denen die Tsetsefliege hauste und die Malaria wütete, wo also kein weißer Mann sich für längere Zeit hätte aufhalten können.

Da es an Mitteln zur Fortsetzung der Forschungen fehlte, beschloß Livingstone, einen lange gehegten Plan zu verwirklichen, nämlich einen Verbindungsweg zwischen der Westküste und dem innersten Afrika zu finden, wodurch der lange Weg durch die Kalahariwüste bis nach Kapstadt vermieden werden konnte. Von dem König Sekele, dem größten Herrscher in den Gegenden um die Sambesibucht, wohlwollend unterstützt, brach Livingstone im November 1853 nach dem in der Ferne winkenden Ziel, nach Loanda an der Küste Angolas, auf. Die Reise ging dieses Mal, wie auch früher, durch Gegen-

den, in die noch kein weißer Mann je seinen Fuß gesetzt hatte. Livingstone erhielt reichlich Gelegenheit, seine diplomatischen Fähigkeiten in endlosen Verhandlungen zu zeigen, die nötig waren, um die Neger davon zu überzeugen, daß die Expedition einen ganz ungefährlichen Charakter habe. Eine Meuterei, die innerhalb der Expedition nach Zurücklegung der Hälfte des Weges ausbrach, wurde von Livingstone so nachdrücklich niedergeschlagen, daß der übrige Teil der Reise in der besten Ordnung vor sich gehen konnte. Livingstone selber befand sich in einem traurigen Zustande der Ermattung, als man endlich Kasanga, die erste portugiesische Handelsstadt, erreichte. Nun war die Aufgabe jedoch fast gelöst. Ohne noch besondere Abenteuer zu bestehen, erreichte Livingstone im Mai 1854 Loanda an der Westküste Afrikas. Die Rückreise nach dem Sambesi, die im September desselben Jahres angetreten wurde, ging in der besten Ordnung und ohne Schwierigkeiten irgendwelcher Art von seiten der Eingeborenen vor sich. Im November 1855 konnte die Expedition sich wieder bei dem König Sekele vorstellen, der durch seine reich bemessenen Geschenke Livingstone instand setzte, die Reise in östlicher Richtung fortzusetzen und so zu versuchen, die Ostküste Afrikas zu erreichen, indem man dem Laufe des Sambesi folgte. Auf dieser Reise entdeckte Livingstone die gewaltigen Wasserfälle im Mittellauf des Sambesi, die auf den englischen Forscher augenscheinlich einen überwältigenden Eindruck machten. An den Victoriafällen gestattete es sich Livingstone zum ersten und einzigen Male, sich bei einer von ihm gemachten Entdeckung zu verewigen. In einen Baum, der dicht bei den brausenden Wassermassen stand, schnitt er seinen Namen ein. Die lange Reise durch portugiesisches Gebiet, von den Victoriafällen bis nach Quelimane, nördlich der Mündung des Sambesi, verlief ohne Unglück und wurde von Livingstone zu eifrigem Studium der Fauna und Flora des Landes benutzt. In seinem höchst interessanten Werk „Missionary Travels in South Africa"

sind alle Erfahrungen niedergelegt, die er auf dieser Reise machte. Hier wie im Westen begegnete die Expedition einem Wildreichtum, der alle Erwartungen weit übertraf. An den Ufern lärmten große Vogelscharen, Störche, Marabus, Pelikane, Enten, Wachteln, Reiher und Kraniche, um nur einige der am meisten bekannten Arten zu erwähnen. Im Inneren des Landes hatte sich Livingstone über den kleinen klugen Honigvogel gefreut, der den Eingeborenen den Weg zu den Verstecken der Bienen zeigt und zur Belohnung für jede neue Entdeckung, die er machte, einen Klumpen Honig erhält. Weiter machte er die Bekanntschaft mit einem sehr interessanten Vogel, der nahe mit unseren Staren verwandt ist, von Würmern und Insekten lebt, die er auf Nashörnern und anderen Dickhäutern findet. Zum Dank dafür warnt er diese, wenn ihnen Gefahr droht. Das Großwild des afrikanischen Urwaldes zog während der Reise in langen Reihen den Sambesi entlang an der Expedition vorüber. Unter den Seltenheiten erwähnt Livingstone das weiße Nashorn und den Ameisenbären. In dem Flusse glaubte er nicht weniger als zwanzig Fischarten bemerkt zu haben. Überall ging die Reise durch dichtbevölkerte Gegenden und fruchtbares Land.

Nachdem er ungefähr drei Jahre lang von der zivilisierten Welt entfernt gewesen war, erreichte Livingstone im Mai 1856 Quelimane. Auf dem Wege durch portugiesische Besitzungen hatte er stets das größte Entgegenkommen gefunden, sowohl auf seiten der Behörden wie auch bei den Privatpersonen.

Auf englischem Boden wurde Livingstone bereits als ein bekannter und weltberühmter Mann gefeiert. Er war ohne Zweifel im Jahre 1857 in Großbritannien der Mann, von dem man am meisten sprach, und seine Tat scheint vor allem die Phantasie des Volkes angeregt zu haben. Aber auch die Geographen sahen sich nach und nach genötigt, das anzuerkennen, was Livingstone geleistet hatte. Er hatte mit einem Schlag einen breiten Gürtel zwischen dem Indischen und Atlantischen Ozean kartographisch erfaßt und, was noch

mehr war, Berichte über die für diese Gegenden charakteristischen Fauna und Flora mitgebracht. Die Königliche Geographische Gesellschaft hatte ihn schon vorher für seine Reise vom Kap bis zum Sambesi durch die Victoriamedaille geehrt. Die Universität Oxford ernannte ihn zum Ehrendoktor der Rechte, und die Universität in Cambridge verlieh ihm den philosophischen Doktorgrad. Inzwischen hatten die Schilderungen Livingstones vom Sambesi und seine Versicherungen von der Fruchtbarkeit der Gegend, ihrem Wohlstand und Wildreichtum auch den handelsinteressierten Kreisen etwas zu denken gegeben. Mächtige Kräfte wurden in Bewegung gesetzt, und nach ganz kurzer Zeit wurde Livingstone zum Konsul in Quelimane am Sambesi mit einem jährlichen Gehalt von 500 Pfund Sterling ernannt. Seine Hauptaufgabe sollte die Erforschung der Gegenden um diesen Fluß sein. Als Livingstone im März 1858 von neuem England verließ, reiste er als der Repräsentant Englands und als Leiter einer verhältnismäßig großen und mit reichlichen Geldmitteln versehenen Expedition.

Aber dieses Mal blieb ihm der Erfolg versagt. Die zweite Sambesiexpedition wurde eine gründliche Enttäuschung, wie man ruhig behaupten kann. Es liegt für uns daher kein Grund vor, uns mit der Expedition oder ihren Teilnehmern hier näher zu beschäftigen. Man unternahm eine Reise den Fluß entlang von der Mündung bis nach Sesheke, dem Ausgangspunkt Livingstones für seine erste Reise. Wichtigere Entdeckungen wurden nicht gemacht. Mehr Glück hatte man mit den Reisen nach Norden. Im September 1859 schaute zum ersten Male ein weißer Mann über den Spiegel des Njassasees. Der nördlichste Punkt, den man auf der zweiten Sambesioxepedition erreichte, war ein Ort unter 11° 18' südlicher Breite am Njassasee, zu dem ein zu der Expedition gehöriger Arzt und Botaniker Dr. Kirk nach großen Schwierigkeiten vordrang. Livingstones zweite Reise gestaltete sich für ihn selbst sehr schmerzlich, da seine Gattin, die ihm

von England nachgereist war, krank wurde und ganz kurze Zeit nach der Ankunft starb. Nach dieser Zeit wurde der große Afrikaforscher verschlossen und in sich gekehrt. Nur seine Reisen interessierten ihn noch — alles andere war ihm gleichgültig.

Als Livingstone 1864 wieder nach England zurückkehrte, erntete er von offizieller Seite keine Anerkennung und Ermunterung mehr; man ließ ihn die Enttäuschung deutlich fühlen. Aber bei dem gemeinen Manne stand Livingstone, dieser unerschrockene Reisende, der mit seinem sanften und ausgeglichenen Wesen alle Herzen gewann, hoch in Gunst. Und es dauerte nicht lange, bis er sich wieder instand gesetzt sah, eine neue Afrikareise zu unternehmen. Er hatte jetzt vom Sambesi genug. Sein Ziel war es dieses Mal, die Quellflüsse des Nil und des Kongo zu erreichen und die Gegend westlich und nordwestlich des Tanganjika kartographisch aufzunehmen. Trotz der wichtigen Resultate, die Livingstone diesmal erzielte — Resultate, die diejenigen der zweiten Sambesiexpedition weit überstiegen —, konnte doch diesen letzten Taten Livingstones nicht derselbe Wert beigemessen werden wie den epochemachenden Entdeckungen während der ersten Reise längs des Sambesi. Es konnte deshalb nicht geschehen, weil die Frage der Quellseen des Nil bereits bei der Abreise Livingstones aus England ihrer endgültigen Lösung ein gutes Stück nähergekommen war. Wir werden später darauf zurückkommen. Das Gebiet, über das die letzte Reise Livingstones Licht warf, war selbstverständlich sehr begrenzt. Es wurde im Westen von dem Lualaba, einem Nebenfluß des Kongo, und dem Meru- und Bangweolosee, im Osten von dem Njassa- und Tanganjikasee eingerahmt. Wenige Kapitel in der Geschichte der Afrikaforschung sind indessen so voller Tragik wie der Bericht über diese letzte Reise Livingstones. Das soll für uns Grund genug sein, um uns bei dieser Reise länger aufzuhalten, als es ihre wissenschaftliche Bedeutung eigentlich zuläßt.

Als David Livingstone sich auf seine letzte Reise begab, hatte Afrika bereits seine Widerstandskraft gebrochen. Verschiedene Male war er durch Ermattung und langwierige Fieberanfälle oder Dysenterie dem Tode nahe gewesen. Seine letzte Reise war ein einziges langes Leiden. Bereits von Anfang an war es mit der Disziplin in der beinahe 40 Mann starken Expedition nicht besonders bestellt. Aus Indien hatte er zur Verstärkung einige Sepoys erhalten. Jedoch die Brutalität, mit der diese die Lasttiere behandelten, quälte Livingstone mehr als seine eigenen Leiden. Einer nach dem anderen ließ die Expedition im Stich, die eine Zeitlang dem Tode verfallen schien. Das Schlimmste war jedoch, daß die Apotheke verlorenging. Dies war ein schrecklicher Schlag für den bereits hart mitgenommenen Livingstone. Nach und nach hatte die Expedition, die ursprünglich dem Lauf des Rufidschi, der nördlich vom Sambesi liegt, folgte, den Njassasee erreicht und die Weiterreise in nordwestlicher Richtung angetreten. Durch endlose Sumpfgebiete erreichte man mitten in der Regenzeit den Tanganjikasee. Hier brach Livingstone vollständig zusammen. Bis zu vierzehn Tagen lag er zuweilen völlig leblos da. Nach und nach erholte er sich jedoch — nicht zuletzt dank der sorgsamen Pflege der eingeborenen Bevölkerung — und konnte einige längere Reisen unternehmen. Im Süden entdeckte er den Meru- und den Bangweolosee, die er mit gewohnter Sorgfalt aufzeichnete. Dann folgte er einer Araberkarawane bis zu der Stadt Udjidji an dem östlichen Ufer des Tanganjika. Von dieser Stadt segelte er quer über den See und ging in Begleitung einiger arabischen Kaufleute nach Westen weiter. Auf dieser Reise erreichte Livingstone den Lualaba, den Oberlauf des Kongo. Aber allzu schwach, um aus seiner Entdeckung Nutzen zu ziehen, und von den Sklavenhändlern fortgejagt, kehrte Livingstone bald nach Udjidji zurück. Hier empfing er die Mitteilung, daß der Mann, dem er sein ganzes Eigentum anvertraut hatte, alles verkauft hatte. An Leib und Seele niedergebrochen und bei-

nahe von allen Existenzmitteln entblößt, wartete Livingstone nur noch auf den Zeitpunkt, wo er seinen letzten Diener verabschieden und selber für seinen Lebensunterhalt betteln müßte. So verliefen die Tage in tiefer Verzweiflung, bis eines Tages sein treuer Diener Susi hereingesprungen kam und rief, er habe einen Engländer gesehen. Livingstone trat hinaus und sah eine große und prächtige Karawane, die sich langsam durch das Araberviertel vorwärtsbewegte. An der Spitze schritt ein weißer Mann, und über seinem Haupte wehte das Sternenbanner. Es war Henry Morton Stanley, den der „New York Herald" ausgeschickt hatte, um Dr. Livingstone lebend oder tot zu finden.

Die meisten von uns haben sicher bei der einen oder der anderen Gelegenheit davon gehört, wie sehr man in Europa um das Schicksal Livingstones bangte, aber gleichwohl zögerte, ihm Entsatz zu schicken, auch davon, wie Gordon Bennet seinem Lande den Ruhm und seinem Blatte die wohlverdiente Reklame verschaffte, indem er den ganz jungen Henry Stanley mit dem Auftrage nach Afrika schickte, Livingstone aufzusuchen, und davon, wie Stanley diese Aufgabe löste. Stanley war kein Entdeckungsreisender. Er war Reporter und Mitarbeiter am „New York Herald" und dachte wohl recht wenig an Livingstone und die erforschten Teile Afrikas, als er an einem Oktobertage in Madrid von dem jungen Gordon Bennet ein Telegramm erhielt, daß er sich umgehend zu einer Zusammenkunft nach Paris zu begeben habe. Er reiste augenblicklich ab und suchte Bennet auf, der ihn mit der Frage empfing: „Wo hält sich Livingstone nach Ihrer Meinung auf? Glauben Sie, daß er lebt?" — „Vielleicht — vielleicht auch nicht!" antwortete der verblüffte Stanley. „Es ist mein Wille, daß Sie ihn suchen", fuhr sein junger Chef fort. „Und ich werde Ihnen auch sagen, was Sie tun sollen", war seine Antwort, als Stanley etwas über die Unkosten gemurmelt hatte. „Nehmen Sie 1000 Pfund, und wenn Sie die verbraucht haben, so nehmen Sie noch 1000,

und wenn es mit denen zu Ende ist, nehmen Sie neue 1000, und wenn Sie die verbraucht haben, so nehmen Sie weitere 1000 und so weiter, aber finden Sie Livingstone!" Schon an demselben Abend war Stanley auf dem Wege nach Marseille und dem Orient.

Im März 1871 brach Stanley von Sansibar auf; am 28. Oktober fand er Livingstone in der Stadt Udjidji am Tanganjika. Als er verschiedene Tagereisen von dem See entfernt war, hatte er von einer ihm entgegenkommenden Araberkarawane gehört, daß sich in Udjidji ein alter weißer Mann aufhalte, der von der anderen Seite des Sees gekommen sei. Von den vielen Strapazen ermattet und müde, wagte es Stanley kaum zu hoffen, daß er vor dem Abschluß der Reise stände. Hoffnung und Zweifel kämpften noch in seiner Seele, als er an der Spitze seiner Karawane Udjidji erreichte und sofort von einer Schar neugieriger Eingeborener umringt wurde, die durch ihr Ungestüm die Karawane beinahe in Verwirrung gebracht hätten aus lauter Eifer, etwas von dem weißen Manne zu sehen. Stanley wollte gerade fragen, ob es wahr sei, daß in Udjidji ein weißer Mann zu finden sei, als ein großer Neger in einem weißen Hemd sich durch die Eingeborenen einen Weg bahnte, sich verbeugte und den erstaunten Stanley mit einem freimütigen „Good morning, Sir!" begrüßte und erzählte, er sei Susi, der Diener Livingstones. Im nächsten Augenblick war der impulsive Neger in großen Sprüngen auf dem Wege nach der Stadt, um seinem Herrn die erfreuliche Nachricht zu überbringen. Unter ohrenbetäubendem Lärm zog die Karawane weiter, bis sich der Lärm mit einem Male legte. Die Menge am Wege teilte sich in zwei Reihen, und in demselben Augenblick, als die Aussicht frei war, bekam Stanley Livingstone zu sehen.

„Ich weiß nicht, was ich in diesem Augenblick," so schreibt Stanley später in seinem Buch ‚Wie ich Livingstone fand', „für etwas Alleinsein gegeben hätte, wo ich meinen Gefühlen hätte freien Lauf lassen können, anstatt hier meine

Gefühle verbergen zu müssen, da ich sie kaum beherrschen konnte. Mein Herz klopfte heftig, aber mein Gesicht durfte nicht einen Augenblick die Gemütsstimmung verraten, um die Würde, die zur Schau zu tragen sich für einen weißen Mann selbst unter so ungewöhnlichen Umständen geziemte, nicht aufs Spiel zu setzen. Ich tat darum das, was mir am passendsten erschien. Ich ging einige Schritte vorwärts, bis ich in dem Halbkreis stand, den die Araber um den Mann mit dem grauen Bart bildeten. Während ich mich ihm langsam näherte, bemerkte ich, daß er bleich war, sehr mitgenommen aussah, eine blaue Mütze mit einer verblichenen Goldtresse, eine Jacke mit roten Ärmeln und Hosen aus grauer Wolle trug. Ich hätte ihm entgegenstürmen mögen, aber ich war ein elender feiger Schwächling, nur weil sich so viele Menschen um mich befanden; ich würde ihn umarmt haben, wenn ich nur gewußt hätte, ob er es mir übelnähme. Ich tat daher das, was Scham und falscher Stolz mir als das beste zu tun rieten; ich trat entschlossen zu ihm hin, nahm den Hut ab und sagte:

„Ich vermute, Dr. Livingstone?"

„Ja," antwortete er freundlich und lüftete leicht seinen Hut.

Darauf reichten wir einander die Hand, und ich sagte mit lauter Stimme: „Ich danke Gott, Doktor, daß es mir vergönnt gewesen ist, Sie zu finden!"

„Auch ich danke ihm, daß er mich in den Stand gesetzt hat, Sie willkommen zu heißen."

Vier Monate hielt sich Stanley bei Livingstone auf, und mit jedem Tage, der verging, wuchs seine Bewunderung und seine Ergebenheit für den alten Forscher, dessen reiche Kenntnis von Afrika übrigens Stanley zugute kam und ihm auf seinen späteren Reisen in Zentralafrika von unschätzbarem Wert wurde. Zusammen unternahmen Livingstone und Stanley lange Reisen auf dem Tanganjika und zeichneten das nördliche Ufer dieses Sees sehr sorgfältig auf. Aber die Pflicht rief den jungen Reporter zurück. Trotz eifriger Überredungsversuche

wollte Livingstone seinen Plan, den Lauf des Lualaba näher zu erforschen, nicht aufgeben. Bis aufs äußerste beherrscht schieden die beiden Männer, die unter so seltsamen Umständen zusammengetroffen waren, im März 1872, als die Karawane Stanleys ihre Reise nach der Küste antrat, voneinander.

Livingstone blieb in Ungambe zurück, ungefähr 50 Meilen östlich von Udjidji, bis wohin er Stanley begleitete. Als er im August 1872 von dort aufbrach, um den Lualaba zu erreichen, geschah dies — dank Stanley — mit der bestausgerüsteten Expedition, die er jemals auf seinen Afrikareisen gehabt hatte. Aber die Kräfte des alternden Forschers waren ziemlich am Ende. Hämorrhoiden, vereint mit Dysenterie, bewirkten, daß er sich kaum im Sattel zu halten vermochte. Endlich war der Tanganjika erreicht, aber anstatt in westlicher Richtung weiterzuziehen, bog Livingstone plötzlich nach Süden ab. In den furchtbaren Sümpfen am Bangweolosee brach der ermattete Livingstone vollständig zusammen. Sterbend wurde er nach der Stadt Tschitambe am südlichen Ufer des Bangweolosees getragen. Dort erlosch am 1. Mai 1873 die flackernde Lebensflamme. Unter der Führung von Chuma und Susi trugen die schwarzen Diener den Leichnam Livingstones durch Sümpfe und Urwälder den langen Weg bis nach der Küste. Chuma und Susi, die beinahe neun Jahre lang in den Diensten Livingstones gestanden hatten, wohnten auch der Beisetzung in der Westminsterabtey bei, ebenso waren sie bei der Herausgabe der Tagebücher und Aufzeichnungen des Toten behilflich.

Die unbestritten größten Entdeckungen Livingstones wurden auf der ersten Reise gemacht. Er zeichnete den Lauf des Sambesi auf, er war der Erste, der den Kontinent von Osten nach Westen durchquerte. Der Sambesi ist das Geschenk Livingstones an die Afrikaforschung. Die Gebiete, die bei der zweiten

Sambesiexpedition und den letzten Reisen erforscht wurden, waren, vom geographischen Standpunkt betrachtet, kaum so wertvoll wie die Quellgebiete des Nil und die Gegenden um den Kongo. So weit gelangte Livingstone nicht, aber er entdeckte den Njassa-, Bangweolo- und den Merusee und durchreiste die ungeheuren Sümpfe zwischen diesen Seen. Außerdem hat er zur weiteren Bearbeitung durch die Wissenschaft eine ungeheure Sammlung von Studien aus den drei Reichen der Natur hinterlassen. Für die Kolonisationsbestrebungen wirkten seine Aussprüche über die Zukunftsmöglichkeiten des Sambesigebietes anspornend und befruchtend.

DIE QUELLEN DES NIL WERDEN GEFUNDEN

Stanleys Reisen.

Als Livingstone 1859 den Njassasee fand, nahm man an, daß die Quellen des Nil südlich des Äquators zu suchen seien und daß demzufolge ein großes gleichartiges Gebiet im östlichen Afrika bestände, das noch zu erforschen sei. Es war den Männern der Nilforschung von 1850—1860 beschert, dieses Mißverständnis zu berichtigen und zu beweisen, daß das mächtige Wasser, das man sich im Süden gedacht hatte, aus einer Reihe Seen von nicht ganz so phantastischer Größe bestand. Nicht einem einzelnen Forscher ist es beschieden gewesen, die Rätsel des Nil zu lösen, mehrere haben das Werk vollbracht, aber keiner dieser Männer ist in nennenswertem Grade außerhalb des engen Kreises der Geographen bekannt. Ihre Taten sind jedoch so bedeutend, daß man an ihnen nicht teilnahmlos vorübergehen kann.

Der Anfang zur Lösung der Frage über die Quellen des Nil wurde von den englischen Forschern John Speke und Richard Burton gemacht, die nach einer anstrengenden Reise den Tanganjika und die später durch die Reisen Livingstones und seiner Begegnung mit Stanley so bekannte Araberstadt Udjidji erreichten. Hier blieb Burton zurück, während Speke in nördlicher Richtung weiterzog und im November den Ukerewesee (Viktoriasee) erreichte, den er sofort als die Hauptquelle des Nil bezeichnete. Er mußte aber beweisen, daß der Nil wirklich im Ukerewe seinen Ursprung hatte, und deshalb seinen Lauf verfolgen. Spekes Hypothese wurde auf das eifrigste von seinem früheren Reisegenossen Burton

bestritten, weshalb Speke eine neue Expedition nach dem Ukerewe unternahm, dieses Mal in der Begleitung eines anderen englischen Forschers namens Grant. Große Teile des linken und die Hälfte des nördlichen Ufers des Sees wurden untersucht. Im Juli 1862 sahen die beiden Engländer deutlich die Stelle, an der der Nil den Ukerewe verließ, und sie betrachteten damit das Nilproblem als gelöst, obgleich sie dem Laufe des Nil nur ein kurzes Stück nach Norden folgten. Es traf sich nämlich so glücklich, daß die Forscher hier auf einen Landsmann, Samuel Baker, stießen, der von Norden kam und ihre Annahme vom Nil beglaubigen konnte. Der letztere Forscher hatte Gerüchte von einem großen See im Westen gehört, und er zog in dieser Richtung weiter und erreichte nach einer kurzen und harten Reise diesen See, dem er den Namen Albertsee gab. Das Rätsel des Nil war nun so ziemlich gelöst, wenn man auch noch darüber in Ungewißheit war, wieweit der Ukerewe ein See oder vielleicht ein ganzes Netz von Seen sei. Stanley war es, der in diese Frage Klarheit brachte. 1875 zeichnete er die Ufer des Ukerewe auf und fand nur einen einzigen großen See. Eine andere Frage war, ob der von Stanley 1876 entdeckte Albert-Edward-See, der etwas südlicher liegt als der Albertsee, zum Nilsystem gehöre. Auch diese Frage beantwortete Stanley. Auf seiner Rückreise von Sansibar stellte er, nachdem er 1889 Emin Pascha Entsatz gebracht hatte, wovon noch später die Rede sein wird, fest, daß Mwutan, Nsige oder der Albert-Edward-See die südwestliche Quelle des Nil ist, die durch den Semlihifluß mit dem Albertsee in Verbindung steht.

Das uralte Rätsel von den Nilquellen hatte durch diese schnell aufeinanderfolgenden Reisen endlich seine Lösung gefunden. Außerhalb des engen Kreises der Geographen erweckten diese Entdeckungen jedoch nicht das Interesse, das man erwarten konnte. Das allgemeine Interesse sammelte sich um die großen Flüsse in Zentralafrika, den Sambesi und den Kongo, die durch die Reisen Livingstones mit einem

romantischen Schimmer umgeben worden waren. Es ist daher auch nicht erstaunlich, daß die Reisen Stanleys in der Presse und in der Literatur ein ganz anderes Echo weckten als die an und für sich ebenso wertvollen Ergebnisse Spekes und Grants. Henry Stanley verband jedoch mit der Gründlichkeit und dem scharfen Blick des Entdeckers ein einzigartiges Talent, seine Erfolge zu popularisieren, die Phantasie anzuregen und die Gemüter in Bewegung zu versetzen. Während Livingstone als das leuchtende Vorbild und als der grand old man in der Afrikaforschung dasteht, ist Stanley der unermüdliche Organisator, Agitator — und Kolonialpolitiker.

Livingstones letzter Gedanke war es gewesen, den Lauf des Lualaba zu erforschen; also fühlte auch Stanley sich verpflichtet, da fortzufahren, wo der alte Forscher aufgehört hatte. Bereits wenige Monate nach dem Begräbnis Livingstones finden wir Stanley mit den Vorbereitungen zu einer neuen Expedition beschäftigt, die dieses Mal von dem „New York Herald" und dem „Daily Telegraph" gemeinsam finanziert wurde. Es war sein Plan, dieses Mal quer durch Afrika zu wandern, bis er auf den Fluß Lualaba stoße, um diesem sodann zu folgen. Gegen Ende des Jahres 1874 verließ er mit großem Gefolge Sansibar und erreichte ohne Schwierigkeiten den Ukerewe, oder wie er auch genannt wird, den Viktoriasee. Er umreiste, wie schon erwähnt, den See und konstatierte, daß er ein Ganzes bilde und nicht, wie man bis dahin geglaubt hatte, eine Reihe von Seen. Darauf ging die Reise in westlicher Richtung weiter, und Stanley sah Udjidji an den Ufern des Tanganjika wieder. Auch dieser See, dessen nördliches Ufer Livingstone und Stanley gemeinsam erforscht hatten, wurde jetzt ganz und gar aufgezeichnet, und Stanley konnte nun mit Bestimmtheit behaupten, daß der Tanganjika kein Quellsee des Nil ist, da er ohne jeden Abfluß in nördlicher Richtung ist. Bis hierher war die Expedition über alle Maßen gut verlaufen; aber der schwierigste Teil der Aufgabe stand noch bevor.

Nach einer anstrengenden Reise von Udjidji aus erreichte die Expedition die Araberkolonie Mrvana-Mamba am Lualaba. Der Weg, den man nun wandern mußte, führte durch gänzlich unbekanntes Land. Die Araber rieten auf das dringendste davon ab, die Reise fortzusetzen. Riesenschlangen und giftige Mücken, die wie Wespen stachen, sollten nach ihrer Aussage den ganzen Weg längs des Flusses blockieren. Es sollte von Löwen und Leoparden wimmeln, und wenn die Reisenden nicht vorher von den wilden Tieren aufgefressen würden, so würde sie bestimmt ihr Schicksal erreichen, wenn sie den Menschenfresserstämmen im Innern des Urwaldes begegneten. Wie dem auch gewesen sein möge, es gelang Stanley, seine Begleiter zu überreden, ihm zu folgen. Die Reise an dem Flusse entlang begann. Nach ganz wenigen Tagereisen beschloß Stanley, den Lualaba zu Hilfe zu nehmen, und nun reiste die Expedition während sieben langer Monate auf dem grauen, geheimnisvollen Fluß weiter. In seiner umfangreichen Reisebeschreibung „Durch den Schwarzen Erdteil" hat Stanley seine Erinnerungen an diese an Gefahren und Schwierigkeiten so reiche Flußfahrt beschrieben. Gegen Ende Juli 1877 erreichte man die Yasalafälle — und das war ein Name, den Stanley bereits kannte. Es war der östlichste Punkt des Kongo, zu dem man jemals gelangt war. Er war bereits zuvor ziemlich sicher gewesen, daß der große Fluß der Kongo sei. Nun aber mußten alle Zweifel fallen. Wenige Tage später erreichte man denn auch Boma am Atlantischen Ozean, und die große Reise hatte ihr Ende gefunden. Stanleys Reise auf dem Kongo ist eine der kühnsten und abenteuerlichsten Entdeckungsreisen, die die Geschichte aufzuweisen hat. Sie hatte weitreichende politische Folgen. Und sie stellte Henry Morton Stanley an die Seite Livingstones unter den Afrikaforschern.

Mit der Flußreise Stanleys auf dem Kongo sind die großen Entdeckungsreisen in Afrika abgeschlossen. Stanleys spätere Reisen erreichen an Bedeutung nicht entfernt die Expedition von 1876—1877. Als Emin-Pascha, der Gouverneur der

ägyptischen Regierung im Sudan, während des großen arabischen Mahdiaufstandes um 1880 von jeder Verbindung mit Ägypten abgeschnitten war, schickte man Stanley an der Spitze einer Entsatzexpedition aus. Nachdem Stanley dem Kongo in östlicher Richtung gefolgt war, verließ er den Fluß an seinem nördlichsten Punkt und bahnte sich einen Weg durch unbekannte Gebiete fast undurchdringlichen Urwaldes, bis er den Albertsee erreichte, wo er Emin fand. In der Gesellschaft des Paschas wurde dann die Reise nach Sansibar fortgesetzt. Auf dieser Reise entdeckte Stanley den Albert-Edward-See und die direkt unter dem Äquator liegenden, mit ewigem Schnee bedeckten Ruwensoriberge, die bis dahin der Aufmerksamkeit der Forscher entgangen waren. Der Mondberg, der Name des Altertums und des Mittelalters für die Ruwensoriberge — war endlich aus der Welt der Sagen und der Gerüchte ins Licht gerückt worden. Schönere Gebiete als die, die die Ruwensoriberge umgeben, findet man an keiner Stelle Afrikas. Der Berg ist nicht der höchste in Afrika; diese Ehre kommt dem Kilimandscharo in dem früheren Deutsch-Ostafrika zu. Dieser Berg war bereits 1848 von den Missionaren Rebmann und Krapf entdeckt worden.

Spätere Entdeckungen.

Nach der zweiten Afrikareise Stanleys können wir den Schwarzen Erdteil als im wesentlichen erforscht betrachten. Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts war die gewaltige Landmasse, die im Norden von einer Linie begrenzt wird, die vom Kap Bojador an der Westküste bis Suakin am Roten Meer reichte und im Süden von der Mündung des Orangeflusses bis Sansibar, den Weißen noch so gut wie unbekannt. Nur hier und da an der Küste wurde ein Anlauf zu künftiger Kolonisation genommen; aber das ungeheure Festland mit seinen ungelösten Rätseln und düsteren Geheimnissen spottete

noch lange der Wissenschaft wie dem Handel, als die anderen Erdteile in ihren Hauptzügen bereits bekannt waren. Und wie immer schienen sich auch hier die Schwierigkeiten um gewisse begrenzte Fragen aufgehäuft zu haben, in diesem Falle um den Nil, den Niger und das Urwaldgebiet, das zu einem wesentlichen Teil mit dem Nilproblem identisch ist. Man kann auch sagen, daß die Eroberung Afrikas allein auf der Erforschung der vier Flußläufe beruhte. Nachdem der Nil, der Niger, der Sambesi und der Kongo in die Tagesordnung eingereiht werden konnten, waren nur noch relativ kleine Probleme übrig — in keinem Fall solche, von denen man annehmen konnte, daß sie eine größere Öffentlichkeit interessieren würden. Afrika ist in vielen Beziehungen ein noch unentdecktes Land — besonders wenn die Rede davon ist, seine unermeßlichen wirtschaftlichen Möglichkeiten wahrzunehmen und auszunutzen —, aber die geographischen Sensationen haben mit Livingstone und Stanley aufgehört. Der Übersicht halber wollen wir jedoch einzelne verstreute Züge der Afrikaforschung im neunzehnten Jahrhundert und danach hier anführen.

Im Nigergebiet, in der Sahara und in den Gegenden östlich und westlich des Tschadsees fand, indem man die von Caillié, Clapperton und den Gebrüdern Lander erzielten Resultate zum Ausgangspunkt nahm, eine sehr intensiv betriebene Einzelforschung statt. Der deutsche Forscher Heinrich Barth bereiste in den Jahren 1850—1855 den westlichen Sudan und hielt sich namentlich lange in Timbuktu auf. Besonders der kartographischen Aufnahme dieser Gegenden widmete er eine sehr gewissenhafte Arbeit. Ein halbes Dutzend Jahre später bereiste der Arzt Gerhard Rohlfs — auch ein Deutscher — die Sahara, das Atlasland und Marokko. Die ausgedehnten Gebiete zwischen dem Tschadsee und dem Nil wurden näher durch Gustav Nachtigal bekannt, der mehrere Jahre lang die Gegenden durchstreifte (1870—1874), die wir mit modernem Namen die französische Tschadkolonie oder den

Anglo-Ägyptischen Sudan nennen. Nachtigal dehnte seine Wirksamkeit jedoch nicht so weit nach Süden aus wie der unermüdliche Geograph, Botaniker und Ethnograph G. A. Schweinfurth, der während einer längeren Reihe von Jahren (1864—1886) Reisen in das schwer zugängliche Sumpfgebiet Bahr-el-Ghasal unternahm, dessen Wasser durch eine Menge kleinerer Ströme in den Nil münden. Nachdem Frankreich die Nation geworden war, die die größten Interessen in Nordafrika hatte, wurden die zahlreichen deutschen Forscher von Franzosen abgelöst. Unter den vielen französischen Wüstenexpeditionen muß die Saharaexpedition 1898—1900 (Toureau-Lamy) genannt werden, die ihr Wirkungsgebiet bis zum Kongo ausdehnte.

Es ist eine merkwürdige Schicksalsfügung, daß Abessinien, das doch im Mittelalter die Aufmerksamkeit in so starkem Maße auf sich zog und wo Heinrich der Seefahrer den christlichen Priesterkönig Johannes zu finden hoffte, bis weit in die neuere Zeit hinein ein vollkommen unbekanntes Land bleiben sollte. Gegen 1770 glückte es zwar einem englischen Arzt, James Bruce, von Massaua am Roten Meer her in das geheimnisvolle Land einzudringen. Er erreichte auch die damalige Hauptstadt, wo es ihm dank einer Typhusepidemie, bei der man auf seine medizinischen Kenntnisse angewiesen war, gelang, längere Zeit in der Stadt zu bleiben. Bruce fand den Ursprung des Blauen Nil, aber nähere Aufklärungen über das Land brachte er nicht mit heim. Erst durch die Reisen der Gebrüder D'Abbadies um 1830 und 1840 ist dieser Teil des Landes genauer bekannt geworden.

Über das südliche Ägypten wußte man bereits um 1820 recht gut Bescheid, nicht zum mindesten wegen des wachsenden Interesses an der archäologischen Forschung, die ein näheres Studium des unteren Niltales erforderte. So erforschten zwei hervorragende deutsche Naturwissenschaftler, W. v. Hemprich und E. G. Ehrenberg, sowohl das Niltal wie auch die Küsten des Roten Meeres und die Sinaihalbinsel. Noch um 1880

und 1890 waren die Gegenden südlich von Abessinien, das jetzige britische und italienische Somaliland, vollkommen unbekannt, aber sie wurden späterhin von Männern wie James, Brichetti und Robecci erforscht.

Die Reisen Livingstones erweckten, wie es zu erwarten war, ein großes Interesse für Zentralafrika, und sowohl seine wie Stanleys Aufzeichnungen und wissenschaftlichen Resultate wurden unaufhörlich vervollständigt. Nachdem das Kongogebiet — nicht zuletzt wegen der unverdrossenen Arbeit Stanleys auf der Kongokonferenz 1885 — dem belgischen König unterstellt und eine feste Staatsordnung dafür geschaffen wurde, ist die Arbeit der Erforschung dieses Gebietes natürlich sehr beschleunigt worden. Zentralafrika bietet auf der Landkarte keine verlockenden weißen Stellen mehr dar.

Die südlichen Teile Afrikas spielten in der Afrikaforschung niemals eine sehr hervortretende Rolle. Dafür gibt es mehrere Ursachen. Teils hat man geglaubt, daß man kaum viel gewinnen würde, wenn man in ein Land eindränge, dessen wüstenhafter Charakter nichts Gutes versprach, teils kamen die Kenntnisse sozusagen von selber durch die Wanderungen der Buren in nördlicher und nordöstlicher Richtung. In der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war man jedoch nicht weiter gekommen als bis zum Oranjestaat und zum Namaland. Die Reisen Livingstones und die um die Mitte des Jahrhunderts gegründete Kapgesellschaft für zentralafrikanische Forschung stachelten jedoch die Entdeckungslust wieder an, und nach und nach wurde das Land bekannt. Ein Schwede hat bei der Erforschung Afrikas ebenfalls eine gewisse Rolle gespielt. In den 1840er Jahren bereiste nämlich J. A. Wahlberg bedeutende Gebiete und drang bis zum Limpopo vor. Durch sehr reichhaltige Sammlungen erweiterte er die Kenntnis der afrikanischen Fauna. Er wurde (1856) auf der Jagd von einem Elefanten getötet. Ein anderer Schwede, Chr. J. Andersson, hat sich ebenfalls große Verdienste um die Erforschung Afrikas erworben, und zwar durch seine sehr umfassenden Reisen

zwischen 1850—1860. Andere schwedische Entdeckungsreisende haben gleichfalls an der Erforschung Afrikas in bedeutender Weise Anteil. So wurde z. B. auf dem Mount Elgon eine schwedische biologische Station errichtet. Auch die Dänen besitzen in Professor Olufsen einen Mann, dessen wissenschaftliche Erforschung der Sahara zu den besten Leistungen gehört.

Afrika und die Kolonialpolitik.

Erst sehr spät wird in der Geschichte der Afrikaforschung der wissenschaftliche Gesichtspunkt der entscheidende. Mit dieser Befreiung kann man seit dem neunzehnten Jahrhundert rechnen. Ganz unabhängig von politischen und wirtschaftlichen Zielen arbeiteten die Geographen jedoch niemals. Dazu ist die Geographie zu fest mit dem praktischen Leben verknüpft. Vor allen finden wir bei den Männern, die in England, Frankreich oder in anderen Ländern das wirtschaftliche Risiko auf sich nahmen und den Entdeckungsreisenden Kapital zur Verfügung stellten, bestimmte praktische Absichten. Diese machten sich bei der Erforschung des Nigergebietes wie auch der zentralafrikanischen Urwälder bemerkbar. Aber auch ein anderer Umstand hat bei der Afrikaforschung die enge Verbindung zwischen wissenschaftlichem Vordringen und den politischen und wirtschaftlichen Interessen der Zeit herbeigeführt.

Afrika blieb bis in die ersten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts der unbekannte Erdteil. Erst nach der Kongoreise Stanleys können wir es als in seinen Hauptzügen bekannt betrachten. Zwischen den Entdeckungen und der wirtschaftlichen und politischen Eroberung liegt daher kein nennenswerter Zwischenraum. Die großen Entdeckungen und die koloniale Verteilung stehen in engster Verbindung. Eine Übersicht über die Geschichte der Afrikaforschung kann deshalb nicht als vollständig angesehen werden, wenn sie nicht

auch die afrikanischen Kolonialprobleme beleuchtet und die Bedeutung dieses fast unberührten Erdteiles für den Welthaushalt klarlegt.

Afrika ist der typische Kolonialerdteil. Ungeheure Reichtümer werden für die Weißen in Afrika zu gewinnen sein — aber sie werden nicht ohne Einsetzung von Arbeit und großen Kapitalien gewonnen werden. Noch verwendet man zu wenig von den letzteren auf Afrika. Die wirtschaftliche Erschließung Afrikas ist nicht sehr weit vorgeschritten.

Die Kolonisation Afrikas war bis zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts völlig unbedeutend. Die Ursachen dafür sind bekannt. Die Völker, die ursprünglich das Interesse auf Afrika lenkten — die Portugiesen und die Spanier —, wurden bald von den nordeuropäischen Völkern von ihrem hervorragenden Platz in der Welt verdrängt. Diese waren aber doch an anderen Stellen zu sehr beschäftigt, um dem schwer zugänglichen Erdteil ein besonders starkes Interesse zu schenken. Nach einer kurzen Blütezeit der portugiesischen Macht im 16. Jahrhundert brach diese im 17. Jahrhundert vollständig zusammen. Und nur wenig besser erging es Spanien. Die mohammedanischen Staaten Tunis, Algier und Marokko beherrschten die ganze Nordküste bis 1830, als Frankreich Algier annektierte. Die Azoren, Madeira und die Kapverdischen Inseln blieben während aller Umwälzungen in portugiesischem Besitz; ebenso San Thomé und Principe, die außerordentlich fruchtbaren kleinen Inseln in der Guineabucht. Dagegen wurde die fruchtbare und für den Anbau von Kakao besonders geeignete Insel Fernando Po an Spanien abgetreten. Im ganzen hatten die Portugiesen eigentlich mehr Glück, als sie es verdient hatten. Es gelang ihnen, sich sowohl an der Ost- wie an der Westküste Afrikas festzusetzen, und als das große Spiel um Afrika zu Beginn des 19. Jahrhunderts seinen Anfang nahm, saßen sie dort mit alten, gesicherten Rechten.

Weniger glücklich war Holland, das im 17. Jahrhundert anfing, an der Goldküste und in Senegambien Handelsplätze anzulegen, und in der Mitte des Jahrhunderts die Kapkolonie gründete. Im Kriege gegen Frankreich verlor es die Handelsplätze an der Westküste. Während der Napoleonischen Kriege setzten sich die Engländer ganz heimlich in den Besitz der Kapkolonie. Der übrigbleibende holländische Besitz beschränkte sich auf einige kleine und unbedeutende Gebiete, die Mitte des 19. Jahrhunderts an England verkauft wurden. Bei derselben Gelegenheit trat auch Dänemark einen Teil seiner unbedeutenden Besitzungen ab. Wie man sieht, wies die Entwicklung bereits, ehe der große Ansturm begann, auf zwei bedeutende Kolonialreiche hin. Frankreich hatte sich schon im westlichen Afrika gesichert und durch die Annexion Algiers seine Position noch gestärkt. Es hatte außerdem alte Forderungen auf die große Insel Madagaskar und besaß die in der Nähe liegende Insel Réunion. England seinerseits war der unbestrittene Herr der Goldküste und hatte bereits mit der Kolonisation Südafrikas angefangen. Das große Interesse für das östliche Nigergebiet, das englische Handelskreise anläßlich der Reisen Clappertons und der Brüder Lander an den Tag gelegt hatten, zeigte sich auch wieder bei dem um 1830 begonnenen Kolonisationsversuch westlich des Nigerdeltas. Hierzu kamen noch kleinere Gebiete, wie die Sierra Leone und Gambia, deren Handel unbestritten das Monopol der englischen Kaufleute war.

Faßt man das Ergebnis des vier Jahrhunderte währenden Aufenthaltes der Weißen in Afrika zusammen, so wird man finden, daß das, was sie erreichten, äußerst gering war. Man begnügte sich damit, hier und dort Kolonien anzulegen, und mit Ausnahme der Kapkolonie und Algiers war man nicht ernstlich daran gegangen, das Land in Besitz zu nehmen und größere Gebiete abzugrenzen.

Den Übergang von der stellenweisen Kolonisation zur Kolonialpolitik im modernen Sinne kann man auf das Jahr

1876 zurückführen, als der belgische König Leopold II. die Anregung zur Bildung eines internationalen Zusammenschlusses zur Erforschung Afrikas gab, die später den Namen Internationale Kongo-Gesellschaft erhielt. Henry Stanley, der übrigens auch eifrig für die Stabilisierung der Verhältnisse am Kongo arbeitete und in dem die Neger einen wirklichen Freund und Fürsprecher besaßen, erwarb 1880 im Namen der Gesellschaft weitausgedehnte Gebiete an dem großen Fluß. Inzwischen entstand jedoch zwischen portugiesischen und französischen Interessen eine Konkurrenz, so daß man sich genötigt sah, eine Konferenz zusammenzuberufen, um die Streitigkeiten beizulegen. Auf der internationalen Kongokonferenz in Berlin 1885 wurde ein unabhängiger Kongostaat unter der Oberherrschaft König Leopolds II. gebildet.

Die Ausübung der Regierungsgewalt im Kongogebiet durch die Belgier ist eines der düstersten Kapitel in der Geschichte der Kolonisation. An und für sich konnte man von den Belgiern nicht eine besondere Eignung für die Kolonisation erwarten. Die Männer, die unter der Leitung Leopolds ausgesandt wurden, waren auch weder moralisch noch intellektuell besonders dazu qualifiziert. Die belgischen Grausamkeiten gegen die Eingeborenen erweckten jedoch bald in allen Ländern eine solche Entrüstung, daß eine andere Regierung mit größerem Verantwortungsbewußtsein gebildet wurde. Nachdem das Kongogebiet 1908 zu einer Kolonie unter dem belgischen Staat umgebildet worden war, wurden die Verhältnisse bedeutend besser. Die Beschuldigungen, die noch jetzt den Belgiern wegen Verwahrlosung der Kolonie gemacht werden, darf man nicht mehr allzu ernst nehmen. Sie stammen in der Regel von englischer Seite, wo man sich insgeheim darüber ärgert, daß der fette Bissen des Kongo nicht dem britischen Imperium einverleibt werden konnte.

Wenige Jahre, nachdem der Kongostaat gegründet worden war, tauchte auch Deutschland in der kolonialpolitischen Arena auf. Im Jahre 1884 wurden sowohl Togo und Kamerun

wie auch Südwestafrika und Ostafrika erworben, von denen man Kamerun und Ostafrika zu den für die Zukunft wertvollsten Gebieten rechnen kann. Als Deutschland 1911 Frankreich in Marokko freie Hand ließ, erhielt es als Entgelt ein Stück von Franz.-Kongo. Ebenso zielbewußt, wenn auch nicht mit einem gleich guten Ergebnis, ging Italien ans Werk. Nachdem es das kärgliche Landgebiet Erythräa am Roten Meer erworben hatte, versuchte es, mit einem einzigen Schlage ganz Abessinien zur Unterwerfung zu zwingen. Nach der großen Niederlage bei Adua 1896 haben sich die Italiener bis heute den tapferen Bergbewohnern gegenüber passiv verhalten. Durch die Eroberung von Barka und Tripolis gelang es den Italienern, das verlorene Prestige einigermaßen wiederherzustellen.

Währenddessen vergrößerten sich — wir hätten beinahe gesagt selbsttätig — die Besitzungen Englands in Afrika. Die Anlage des Suezkanals verpflichtete die englische Regierung in ganz anderem Maße als früher in Ägypten. Der wichtige Weg nach Indien mußte gesichert werden, und es war notwendig, sein Auge auf das zu richten, was im Niltale vor sich ging.

Eine ernsthafte Drohung gegen die Stellung Englands war der Mahdiaufstand, der 1885—98 den ägyptischen Sudan fast völlig verwüstete. Der Mahdikrieg wurde durch den Sieg des englischen Generals Kitchener bei Chartum 1898 abgeschlossen. Danach dehnten sich die britischen Interessen immer weiter nach dem Süden aus, bis sie mit Britisch-Ostafrika, das 1890 erworben wurde, und Uganda, das seit 1894 Protektorat ist, verknüpft wurden. Im Süden wurden die britischen Interessen vor allem durch die Einverleibung des Bechuanalandes 1885 und die Eroberung der Burenrepubliken Transvaal und des Oranjefreistaates in dem dreijährigen Burenkrieg 1899—1902 gestärkt. Das mehr im Norden liegende Rhodesia — nach dem englischen Politiker Cecil Rhodes so genannt — war seit 1889 von der Britisch-Südafrikanischen

Gesellschaft verwaltet worden. Wenn man Deutsch-Ostafrika ausnimmt, so erstreckten sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts die englischen Besitzungen zusammenhängend vom Kap bis nach Kairo. Ein portugiesischer Versuch, durch die Eroberung von Rhodesia einen Gürtel fremder Kolonien — Rhodesia, Angola und Mozambique — zwischen die nördlichen und südlichen englischen Besitzungen zu legen, wurde ohne Schwierigkeiten zurückgewiesen. Schlimmer stand es, als französische Truppen 1898 den Nil bei Faschoda erreichten, in der offenbaren Absicht, bis nach Dschibuti in der kleinen französischen Somalikolonie am Roten Meer vorzudringen. Wäre es Frankreich gelungen, seine Macht quer über das mittlere Afrika auszudehnen, so wäre das britische Kolonialreich an einem äußerst wichtigen Punkt zerbrochen worden. Es gelang jedoch, die Franzosen nach Faschoda zurückzudrängen, und sie mußten sich darein finden, vom Niltal und dem Sudan ausgeschlossen zu sein.

Dies war ein harter Schlag für die französische Kolonialpolitik, die jedoch trotzdem keinen Grund hat, sich bei der Aufteilung Afrikas benachteiligt zu glauben.

Neben England ist Frankreich die große Kolonialmacht in Afrika. Von Algier und Tunis im Norden — letzteres wurde 1881 annektiert — und der Mündung des Senegal im Westen erweiterte Frankreich im Laufe des Jahrhunderts sein politisches Gebiet in Afrika bis auf etwa 100 Meilen jenseits des Tschadsees. Nach dem Weltkrieg wurde diese Macht noch weiter dadurch verstärkt, daß Deutsch-Kamerun und Togo bis auf einige kleinere Landgebiete in französischen Besitz übergingen.

Da die Kolonien Deutschlands während des Weltkrieges von den Ententemächten erobert wurden — England nahm für seinen Teil das reiche Deutsch-Ostafrika und ließ durch die südafrikanische Union Südwestafrika besetzen —, wurden England und Frankreich, praktisch gesprochen, die beiden einzigen Inhaber alles wertvollen Landes in Afrika.

Von der gewaltigen Landmasse — 30 Millionen Quadratkilometer — entfallen sieben Prozent auf selbständige Staaten, Abessinien, Liberia und Marokko, während der Rest unter England, Frankreich, Belgien, Italien, Portugal und Spanien geteilt ist. Portugal erreicht mit seinen beiden Kolonien Angola und Mozambique von zwei und einer halben Million Quadratkilometer beinahe die Größe des belgischen Kongostaates. Zwei Millionen Quadratkilometer entfallen auf Italien und Spanien — das wüstenartige Rio de Oro in Westafrika macht den spanischen Anteil aus —, und 34 Prozent oder zehn Millionen Quadratkilometer entfallen auf England und Frankreich. Der größte Teil der Bevölkerung (Afrika hat insgesamt 140 Millionen) entfällt auf den Anteil Englands (50 Millionen). Innerhalb des französischen Gebietes, einschl. Madagaskar, wohnen 35 Millionen. Im Kongogebiet steigt die Bevölkerung auf 19 Millionen an, in den portugiesischen Besitzungen wohnen 8 Millionen und innerhalb der ausgedehnten, aber dünn bevölkerten Gebiete Italiens und Spaniens rechnet man mit einer Bevölkerung von zwei Millionen Menschen.

Afrikas Zukunft.

Afrika ist heute im großen und ganzen ein einziger europäischer Handelsplatz. Um so erstaunlicher ist die geringe Rolle, die der Erdteil in dem internationalen Handelsverkehr spielt. In der Zeit unmittelbar vor dem Weltkrieg nahm der Schwarze Erdteil, dessen Oberfläche gut ein Fünftel der Erdoberfläche beträgt, nur mit 3,3% an der Gesamteinfuhr und mit 3,6% an der Gesamtausfuhr aller Länder der Erde teil. Die Waren, mit denen das eigentliche südlich der Sahara liegende Afrika den Welthaushalt versorgt, beschränkten sich bis vor ganz kurzer Zeit auf einige ganz wenige, kostbare Luxuswaren. Untersucht man das Warenverzeichnis irgendeines Handelsplatzes an der afrikanischen Küste vor 50 Jahren,

so wird man Elfenbein und Straußenfedern als die einzigen wirklich bedeutungsvollen Posten finden. Die Ursachen für diese offenbare Unproduktivität des Landes sind in den unglaublichen Schwierigkeiten zu suchen, mit denen der Transport der Waren aus dem Innern des Landes verbunden war. Selbst in den nichttropischen Gebieten, in denen Ochsenkarren das Verkehrsmittel darstellten, waren die Unkosten im Verhältnis zu der transportierten Warenmenge ungeheuer. In den Urwäldern, in denen die Trägerkarawanen an die Stelle der Wagen treten mußten, war es noch schlimmer. Wenn man einige ganz spezielle Luxuswaren ausnimmt, so war es unmöglich, vor der Zeit der Eisenbahnen an einen Transport aus dem Innern des Landes zu denken. In Deutsch-Südwestafrika kostete der Transport von Wolle auf Ochsenwagen von den Gegenden um Windhuk bis zur Walfischbucht zwischen 35 und 40 Pfennig für das Kilo, aber dieser Zuschlag genügte schon, um die Ware hinreichend von dem Weltmarkte auszuschließen. Außerdem mußte damit gerechnet werden, daß nur eine beschränkte Anzahl von Wagen zur Verfügung stand. Das Kupfer der Otavigruben konnte vor der Zeit der Eisenbahnen überhaupt nicht ausgeführt werden, und das trotz des hohen Kupfergehaltes des Erzes und der billigen Arbeitskraft der Schwarzen. Der Transport führte im Süden außerdem über offenes Land; in den Urwaldgebieten, z. B. in Deutsch-Ostafrika, beliefen sich die Transportunkosten auf 3000 Mark für die Tonne bei der nicht viel längeren, über 1000 Kilometer langen Strecke von Daressalam bis zum Tanganjikasee. Bezeichnet man die Linie, bis zu der die Ausführung der im Innern des Landes produzierten Waren sich lohnte, als die handelsgeographische Rentabilitätsgrenze, so muß man für Afrika diese Grenze sehr nahe an die Küste legen. Wo die Eisenbahnen jedoch vordringen, wird die Linie oft weit in das Land hinein verschoben. Es ist nicht ungewöhnlich, daß die Frachtunkosten für Strecken von 500 Kilometer und darunter auf ein Fünftel oder weniger gesunken

sind. Der Bau der Eisenbahn führt also mit anderen Worten eine Preisrevolution für die afrikanische Ausfuhr mit sich. Leider schreitet die Arbeit nur langsam voran. Einer Eisenbahnlänge von 10 000 Kilometer 1890 entsprach eine Länge von 30 000 Kilometer bei Ausbruch des Weltkrieges. Zu dieser Zeit wurden alle Arbeiten an den Anlagen unterbrochen, und erst 1920 kam wieder ein Fortschritt in der Arbeit, und heute ist man sicherlich bei 35 000 Kilometern angelangt. Zu diesen Ziffern ist jedoch zu bemerken, daß sämtliche afrikanischen Bahnen nicht die Schienenlänge des deutschen Eisenbahnnetzes erreichen; zudem fallen sie nur zum geringen Teil in die tropischen Gebiete. Man kann ruhig behaupten, daß es in den Tropen noch keine modernen Verkehrsmittel gibt. Ehe diese eingeführt werden können, muß eine bedeutende Kapitalzufuhr aus Europa stattfinden. Die Frage ist nur, ob Europa die erforderlichen Summen aufbringen kann. Die Eisenbahn Daressalam—Tanganjika, die von den Deutschen vor dem Kriege gebaut wurde, kostete 112 Millionen Mark. Jetzt sind die Unkosten — nicht zuletzt wegen der steigenden Forderungen der Eingeborenen — bedeutend größer. Gewaltige Summen sind erforderlich. Aber ihre Verzinsung würde groß sein. Es ist daher nur wenig wahrscheinlich, daß europäisches Kapital an anderer Stelle eine bessere Ausnutzung finden könnte. Nach allem zu urteilen, wird der Eisenbahn- und Straßenbau in Afrika in den nächsten fünfzig Jahren eine mächtige Entwicklung erleben.

Und welches sind die Waren, die dem Weltmarkt zugeführt werden könnten? Bis auf weiteres bestehen nur schwache Aussichten für eine Ausfuhrmöglichkeit für den Ackerbau. Selbst weit im Süden sind die Frachttarife für die gebräuchlichsten Ackererzeugnisse viel zu hoch, und selbstverständlich wird sich dieser Umstand in noch größerem Maße in dem tropischen Gürtel geltend machen. Aber ein großer Teil Waren, die eine Zwischenstellung zwischen Nutzgegenständen und Genußmitteln einnehmen, werden sicherlich mit einem sehr großen

Absatz rechnen können. Der Obstbau wird unzweifelhaft einer der Haupterwerbszweige Afrikas werden. Südafrika eignet sich vorzüglich zum Anbau von Apfelsinen, Zitronen, Pfirsichen und Ananas sowie europäischen Fruchtarten, wie Äpfeln und Birnen. Unter den tropischen Früchten stehen, wie es sich gehört, die Bananen an erster Stelle; weiter nach Norden herrscht die Dattelpalme vor. In dem dampfenden tropischen Urwaldgebiet gedeiht der Kakao vortrefflich; die verschiedenen ätherischen Oele in den Kakaobohnen, die dem fertigen Produkt sein feines Aroma geben, findet man in keinem Lande so fein aufeinander abgestimmt wie gerade hier. Auch der Kaffee besitzt in den äquatorialen Gebieten große Zukunftsmöglichkeiten. Während einstweilen die westliche Halbkugel noch die Hauptstellung im Fruchtexport einnimmt, hat man doch allen Grund zu hoffen, daß ein Wechsel zum Vorteil der alten Welt eintritt.

Wahrscheinlich wird der Obstbau, den die Eingeborenen ja schon kennen, in der Zukunft einer der wichtigsten Erwerbszweige des Binnenlandes werden. Anders stellt sich die Sache da, wo die Neger erst zu dieser Arbeit erzogen werden müssen und wo man Maschinen anzuwenden beabsichtigt. In solchen Fällen wird man wohl von weißer Arbeitskraft Gebrauch machen müssen. Es würde ungeheuer viel für eine schnelle Kolonisation bedeuten, wenn Afrika eine solche Zuwanderung derartig ausgebildeter Arbeitskräfte erreichen könnte. Wir wollen jedoch die Sache erst vom allgemeineren Standpunkt betrachten und versuchen, die Frage zu beleuchten, wie sich die Einwanderungsmöglichkeiten im Augenblick darstellen.

Wenn wir im Süden beginnen, wird das Interesse zuerst auf Südwestafrika gelenkt, auf dessen trockenen und verbrannten Hochebenen deutsche Einwanderer unter unglaublichen Schwierigkeiten und Entbehrungen einen verhältnismäßig hochstehenden Ackerbau entwickelt haben. Man hätte kaum ein für den Anbau undankbareres Land finden können. Regen fällt dort sehr selten und unregelmäßig.

Bohrungen von 100 Meter Tiefe, um Grundwasser zu erreichen, sind keineswegs selten, und oft können Wochen vergehen, ehe man wieder auf Wasser stößt. Auf einem Gebiet, das größer ist als Skandinavien, wohnen 200 000 Neger und 20 000 Weiße; die letzteren sind fast alle Deutsche. Durch dieses trostlose Land geht eine Eisenbahn in nordöstlicher Richtung von der Walfischbucht etwa 600 Kilometer in das Land hinein. Ungefähr auf der Hälfte des Weges biegt ein Zweig der Bahn nach Süden auf Windhuk zu ab und geht etwa 800 Kilometer in südlicher Richtung weiter, bis er die Eisenbahn zwischen Lüderitzbucht und Kalkfontein trifft. Mit dieser schmalspurigen Eisenbahn nimmt die ehemalige deutsche Kolonie einen hervorragenden Platz des afrikanischen Eisenbahnnetzes ein. Schade nur, daß die ungeheuren Anstrengungen so wenig Frucht getragen haben! Der Ackerbau lohnt sich nicht. In der deutschen Zeit wurde er durch Beiträge aus Europa unterstützt, jetzt erleichtert die Regierung der Union die Einwanderung, und die Deutschen werden im großen und ganzen gut behandelt. Die Regierung bohrt nach Wasser und gewährt Darlehen bis zu 18 000 Mark (insgesamt werden jährlich 18 Millionen Mark ausgezahlt) zu einem sehr niedrigen Zinsfuß. Der Ackerbau in seiner Gesamtheit verbraucht so viel Kapital, daß es ein Deutscher ohne Vermögen nicht wagen kann, den Versuch zu machen. Auf eine größere Ausfuhr kann man nicht rechnen; dazu verschlingt die Fracht für die gewaltigen Entfernungen viel zuviel. Hätten nicht die reichen Kupfer-, Eisen- und Bleilager sowie die Diamanten- und Silberminen gelockt, so würde die Einwanderung bald ein Ende gefunden haben. In den letzten fünfundzwanzig Jahren hat eine deutsche Gesellschaft die reichen Kupferminen bei Otavi betrieben und bis jetzt ungefähr 450 000 t gewonnen. Die Ausfuhr von Diamanten nimmt beständig zu. Die obenerwähnte Kolonie führt jährlich Kupfer, Eisen und Edelmetalle im Werte von ungefähr 40 Millionen Mark aus. Die Einwirkung des Exportes auf den Ackerbau und die Vieh-

zucht macht sich auch dort sehr deutlich bemerkbar. Man kann daher in diesem Teile Afrikas jährlich ungefähr 500 deutsche Ansiedler aufnehmen. Vom deutschen Standpunkt kann diese Tatsache ja besonders erfreulich sein, aber für die Überbevölkerung in Europa im allgemeinen bedeutet diese Zahl soviel wie nichts. Südwestafrika wird niemals ein wertvolles Siedlungsland werden.

Innerhalb der südafrikanischen Union sind die Verhältnisse ganz dieselben. Die Bevölkerungsfrage wird dort, wie bekannt, durch den Gegensatz zwischen Weißen und Schwarzen verschlimmert, von denen die ersteren nur ein und eine halbe Million der Gesamtbevölkerung der Union von sieben Millionen ausmachen. Leider scheint sich das Verhältnis weiter eher zugunsten der Schwarzen als der Weißen zu verschieben. Eine der Ursachen dafür ist, daß die Arbeiterpartei wie in Australien der geschworene Feind der Einwanderung ist. Die Buren danken für eine britische Einwanderung, und die Engländer weigern sich, die Holländer aufzunehmen. Es ist übrigens noch die Frage, ob die Union überhaupt eine Einwanderung tragen könnte. Ihre ganze Wirtschaft beruht auf einer Arbeitsform, die der Sklaverei des Altertums recht nahe steht. Ohne die billige schwarze Arbeitskraft würde sich die Union nicht halten können. Die großen Entfernungen treiben die Frachtkosten hoch. Eine Lohnsteigerung würde sowohl für den Ackerbau wie für die Viehzucht verhängnisvoll werden. Kenner der afrikanischen Verhältnisse ziehen sogar die Rentabilität dieser beiden Erwerbszweige stark in Zweifel. Schon der Umstand, daß die dänische Butter bei Zollfreiheit mit der südafrikanischen Butter auf ihrem eigenen Markt konkurrieren könnte, enthüllt die recht eigenartigen Verhältnisse auf dem Lebensmittelmarkt der Union. Vielleicht ist die Lage im ganzen doch wohl so, daß Südafrika nur durch seine Diamantenminen erhalten wird. Zu dieser Auffassung gelangt der deutsche Forschungsreisende Dr. Colin Ross, der vor kurzer Zeit die Verhältnisse in der Union studierte. Er

führt als Beweis an, daß ungefähr 40 Prozent der Staatsausgaben von Steuern bestritten werden, die die Diamantenindustrie zu tragen hat.

Die portugiesische Kolonie Mozambique an der Ostküste sowie die im Norden liegenden britischen Gebiete arbeiten im Zeichen der billigen schwarzen Arbeitskraft. Dasselbe gilt für den Kongostaat. Und man kann hinsichtlich dies er Frage auch das französische Äquatorialafrika dazurechnen. Man wird ohne Übertreibung behaupten können, daß das Wirtschaftsleben Afrikas im Augenblick auf der zwischen Schwarz und Weiß gezogenen Trennungslinie beruht. Diese Linie darf nicht überschritten werden, und die Mission wirkt daher, vielleicht ohne es selber zu wissen, vom produktiven Gesichtspunkt aus betrachtet, in einer außerordentlich gefährlichen Richtung durch ihre Verkündigung der Gleichheit aller. Und doch dürfte es eine Frage sein, ob die schwarze Masse auch eine tatsächliche Arbeitskraft darstellt. Die strenge Scheidung zwischen Schwarz und Weiß macht ein unmittelbares Verstehen zwischen dem Arbeiter und dem Arbeitgeber unmöglich. Es vergeht unendlich viel Zeit, ehe die Neger zur Arbeit gebracht werden. Die schwarze Arbeitskraft ist auch nicht besonders stabil, und sie ist dem Klima und den tropischen Krankheiten gegenüber weniger widerstandsfähig, als man es erwarten sollte. Da man jedoch kaum mit einer Einwanderung nach Afrika rechnen kann — ausgenommen für die leitenden Stellen —, muß man folglich mit der schwarzen Masse als mit einem konstanten, die Produktion erschwerenden Faktor rechnen.

Während weder Ackerbau noch die schwach entwickelte Viehzucht, der Obstbau oder der Bergbau für die europäische Ernährung eine Bedeutung haben, ist das Verhältnis bei dem Gummi, dem Palmöl und der Baumwolle anders. Die Bedeutung des Kautschuks dürfte allgemein bekannt sein. Auf der Palmölproduktion des westlichen Nigergebietes hat Frankreich eine umfassende Margarineindustrie gegründet, die nach

Marseille verlegt worden ist. Im unteren Kongogebiet gewinnt die weltbekannte englische Seifenfirma „Leverhulme Ltd." (von dem Multimillionär und Philantropen Lord Leverhulme gegründet) ansehnliche Mengen von Palmöl. Innerhalb dieser Erwerbszweige spielen die Technik und die Organisation eine größere Rolle als anderswo. Der weiße Stab der Arbeitsleiter muß folglich verstärkt werden; dasselbe gilt für die Gewinnung von Baumwolle. Wenn auch hier nicht die Rede von größeren Mengen weißer Arbeitskraft sein kann, so eröffnet sich doch für gesunde und begabte Menschen die Möglichkeit, sich hier eine Zukunft zu schaffen.

Es gibt vieles, was die Entwicklung in dem großen Erdteil Afrika erschwert und hemmt; ungeheure Entfernungen, unregelmäßige Arbeitsleistungen und geringe Befähigung für die Arbeit bei der Bevölkerung. Von um so viel größerer Bedeutung ist es daher, daß hier und dort eine Mustersiedlung emporwächst, die die allgemeinen internationalen Durchschnittsleistungen erreicht. Es besteht kein Zweifel, daß die großen Dammbauten Assuan und Makwar — besonders der bei Makwar — der braunen und schwarzen Bevölkerung viel zu denken gegeben haben. Der Assuandamm gehört zur Nilkultur, die man im strengen Sinne niemals als zu Afrika gehörig gerechnet hat, aber der große Makwar-Damm am Blauen Nil liegt tief im Innern Afrikas so weit im Süden, daß Berichte über ihn durch Trägerkarawanen über ganz Zentralafrika verbreitet wurden. Selbst mit europäischen Augen gesehen ist der 3 Kilometer lange und vom Grunde auf gerechnet 40 Meter hohe Damm eine wirkliche Großtat. Imponierend sind das große Wasserbecken, das mehr als 600 Millionen Kubikmeter Wasser fassen kann, und die Verteilungskanäle, die insgesamt eine Länge von 650 Kilometern haben. Noch ist es natürlich zu früh, um sich über die zukünftige Produktion auszusprechen. Die Engländer sind jedoch von der Bedeutung ihres Unternehmens überzeugt und rechnen mit einer schnellen Bevölkerungszunahme innerhalb der bewässerten Gebiete.

Eisenbahnen werden angelegt, und der Wegebau wird mit der größten Sorgfalt vorgenommen. Die Städte in dem zukünftigen Baumwolldistrikt werden nach europäischem Muster mit allen Bequemlichkeiten der Zivilisation angelegt. Kurz, es ist eine Musterstadt, die am Makwardamm emporwächst.

Der große Damm wurde am 21. Januar 1926 eingeweiht. Im Jahre vorher hatten die Franzosen die ersten Spatenstiche zu einer großen Kanalanlage gemacht, die in dem Winkel zwischen dem Niger und seinem Nebenfluß Bani die Bewässerung der fruchtbaren Erde sichern sollte. Auch diese Arbeit ist nur als Einleitung zu viel umfassenderen Bewässerungsanlagen aufzufassen. Die Forscher Frankreichs sind der Meinung, daß diese Gegend allein 10 Millionen Menschen ernähren und den Bedarf Frankreichs an Baumwolle vollständig decken könnte. Genau wie am Blauen Nil, wo Städte und Wege aus dem Nichts emporgewachsen sind, wird es auch hier nötig sein, von Grund auf eine neue Zivilisation zu schaffen.

Diese Keimstätten der modernen Technik und Zivilisation strahlen eine Anziehungskraft nach den umliegenden Gebieten aus, die nicht hoch genug bewertet werden kann. Durch diese Mustersiedlungen, die im dunkelsten Afrika aus der Erde emporwachsen, wird es der weißen Rasse möglich sein, die Kolonisation Afrikas zu beschleunigen. Vielleicht können weiter im Süden, in Verbindung mit der Kautschuk- und Palmölgewinnung, ähnliche Siedlungen geschaffen werden wie die in Makwar. Aber bis dahin wird der Anbau der Baumwolle als eigentliche Triebkraft emporragen. Nach der Berechnung des deutschen Geographen Albrecht Penck wird Afrika, wenn es völlig kolonisiert und ausgenutzt wird, ungefähr 2½ Milliarden Menschen ernähren können. Das klingt phantastisch, wenn man bedenkt, daß Afrika augenblicklich nur von 140 Millionen bewohnt wird und daß die gesamte Bevölkerung der Erde 2 Milliarden beträgt. Aber Penck rechnet

auch mit einer Kolonisation, die die langen Abstände überwunden, das Arbeitstempo erhöht und die Krankheiten der Tropen besiegt hat. Man kann ruhig behaupten, daß die großen Kolonisationsarbeiten, wie wir sie eben berührt haben, einen Teil dieses Wunsches in die Wirklichkeit umgesetzt haben. Aber gewaltige Kapitalien werden erforderlich und viele Schwierigkeiten werden zu überwinden sein, und ein großer Teil der höchsten Begabungen der weißen Rasse muß auf das schwarze Festland hinübergelockt werden, damit diese Entwicklung durchgeführt werden kann.

Allzulange hat man Afrika sich selbst überlassen. Es ging langsam mit den großen Entdeckungsreisen, und es dauerte lange, ehe man das Land in Besitz nahm. Wird das europäische Kapital sich ebenso zweifelnd stellen? Oder wagt man es, in den großen französischen und englischen Kolonisationsarbeiten ein Zeichen zu sehen, daß auch das Kapital Afrika entdeckt hat?

LITERATURVERZEICHNIS

C. R. Beazley: The Dawn of Modern Geography.

Th. Hyllander: Indoeuropéers och semiters äldsta förestellningar om, Ostasiens öar.

K. Kretschmer: Die Entdeckung Amerikas in ihrer Bedeutung für die Geschichte des Weltbildes.

J. E. Rosberg: Jordens länder och folk.

Vilhelm av Ruysbroeck: Resa genom Asien 1253—1255. Översat och försedd med inledning och anmärkningar av J. Charpentier.

F. M. Schmidt: Über Rubruks Reise von 1253—1255. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band 20.

H. H. v. Schwerin: De stora upptäckternas tidevarv.

H. Yule: Cathay and the way thither.

INHALT

Der geographische Horizont 9
Die Erdmessung im Altertum 16
Die Phönizier 28
Pytheas von Massilia und das äußerste Thule 47
Die Entdeckung Amerikas 62
Amerigo Vespucci 92
Francisco Pizarro 101
Die Jagd nach dem Dorado 122
Vasco da Gama und die Entdeckung des Seeweges nach Indien 137
Ferdinand Magelhaens und die erste Weltumsegelung 164
Die Heimreise nach Spanien 196
Unsere erste Kenntnis des Fernen Ostens 204
Wie Afrika entdeckt wurde 226
Die großen Afrikaprobleme werden gelöst 259
Zentralafrikanische Entdeckungen 273
Die Quellen des Nil werden gefunden 287

1211